

BIBLIOGRAPHIEN, NACHSCHLAGEWERKE, ZEITSCHRIFTEN

Archivführer zur Geschichte der Deutschen in Kronstadt und dem Burzenland. Wegweiser durch die Bestände des Staatsarchivs Kronstadt / Braşov und des Archivs der Honterusgemeinde unter besonderer Berücksichtigung der Handschriften. Hgg. Bernhard HEIGL/Petra REZAC/Thomas ŞINDILARIU. München: De Gruyter Oldenbourg 2016 (Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, 58). 714 S., ISBN 978-3-11-036386-9, € 79,95

Neben den Hermannstädter Archiv- und Bibliotheksbeständen zählen innerhalb Siebenbürgens die Bestände aus Kronstadt/Braşov als wichtigste Quellen für deren Regionalgeschichte. Bernhard Heigl, Petra Rezac und Thomas Şindilariu legen im Rahmen der Schriftenreihe des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa einen Archivführer vor, der eine Orientierung im reichhaltigen Quellenmaterial zur Geschichte Kronstadts und des Burzenlands bieten möchte (10).

Der Archivführer umfasst die auf die deutsche Bevölkerungsminderheit bezogene Überlieferung in den Beständen des Staatsarchivs in Kronstadt (41-137) und des Archivs und der Bibliothek der Kronstädter Honterusgemeinde (154-167). Die dort verwahrten Standesamtsregister und kirchlichen Matrikeln (138-153) sowie die umfangreichen Handschriftensammlungen (168-636) bilden hierbei in der Darstellung eigene Gruppen. Zeitlich reichen die angeführten Bestände vom Beginn der deutschen Siedlung während des Mittelalters bis etwa 1990. Nicht berücksichtigte, aber für die Geschichte der Deutschen im Burzenland dennoch relevante Archive werden inklusive aktueller Kontaktadressen und Nennung des gegenwärtigen Aufenthaltsorts angeführt (23).

Der Archivführer bietet außerdem einen politik- und verwaltungsgeschichtlichen Abriss (10-16) und eine kirchengeschichtliche Skizze des Burzenlandes (16-20) sowie eine geraffte wirtschaftlich-demografische Übersicht aus Sicht des deutschen Bevölkerungsteils (20-22). Besonders sticht die prägnante Schilderung der Geschichte und Bestandsentwicklung der Bibliothek des Honterus-Gymnasiums und der Sammlungen des Burzenländer Sächsischen Museums hervor (19). Die Einführungstexte zeichnen ein lebendiges Bild des ausweislich statistischer Überblickszahlen (22) bereits seit etwa 1740 in der Minderheit befindlichen deutschen Bevölkerungsteils. Eine Auswahlbibliographie (27-40) will eine Orientierung über bisher erschienene grundlegende historiographische Werke zu Kronstadt und dem Burzenland unter besonderer Berücksichtigung der deutschen Minderheit bieten. Hinsichtlich der erstaunlich umfangreichen Literatur zum Archivwesen der Stadt und der Region wurde sogar Vollständigkeit angestrebt. Den Abschluss bilden umfangreiche Indices (637-714), die einen gezielten Zugriff ermöglichen.

Jedes Archiv wird nach gleichem Muster eingehend beschrieben, das sich implizit am ISDIAH-Standard orientiert und damit z. B. Hinweise auf Öffnungszeiten und ganz praktische Benutzungsmodalitäten bietet. Der Aufbau der Einträge zu den Archivbeständen hingegen folgt meist dem zweckmäßigen Schema Bestandsnummer, Findbuchnummer,

Bestandstitel, Laufzeit des Bestandes, Anzahl der Findbücher, Anzahl der Archiveinheiten und ggfs. Hinweise auf Sperrfristen. Danach folgen teils extrem ausführliche, teils recht lakonische Bestandsbeschreibungen. Es werden also in der Regel nicht etwa einzelne Archivalien aufgeführt, sondern bloß die Archivbestände. Lediglich bei umfangreicheren Beständen werden in Auswahl besondere Archivalieneinheiten benannt.

Für die Handschriftensammlungen wählten die Herausgeber, auch bedingt durch die von zahlreichen Brüchen geprägte Überlieferungsgeschichte im 20. Jh., eine andere Lösung. Es handelt sich hierbei um Bestandsserien gleichen Ursprungs aus der Honterus-Bibliothek, die seit einer 1974 staatlicherseits erzwungenen Beständeteilung zwischen Staatsarchiv und Honterusgemeinde getrennt aufbewahrt werden. Für die Handschriften wird folgendes Schema angewendet: Signatur, Titel (ggfs. in Abkürzung), in der Handschrift verwendete Sprache(n), Seitenzahl. Hier greifen die erwähnten ausführlichen Indices, wobei diese nur den Zugriff auf bestimmte Informationen ermöglichen, etwa den Autorennamen, geografische Bezeichnungen o. ä. – eine Volltextsuche ist eben im Buchformat nicht möglich, so dass ein kleiner Teil der Handschriften in der Masse der Titel untergehen mag. So sind z. B. die Statuten der Gesellenbruderschaft Kronstadts in den Indices nur über „Kronstadt“, nicht jedoch über die Institution „Gesellenbruderschaft“ oder über das formale Kriterium „Statuten“ zu finden. Ähnlich wie in hiesigen Bibliotheken befinden sich auch in den Kronstädter Handschriftensammlungen der Honterusgemeinde Aktenstücke verschiedener Provenienz (Beispiele hierzu 594).

Die archiv- und überlieferungshistorischen Hinweise sind wertvoll, um auch die einzelnen Bestände kontextualisieren und deren Aussagekraft einschätzen zu können. So hat z. B. die nationalsozialistische „Deutsche Volksgruppe“, die von 1940 bis 1944 existierte, fast keinen Aktenniederschlag gefunden (15). Dies mag vielleicht auch am Aufruf des Landeskonsistoriums der Evangelischen Kirche A. B. in Rumänien zur „Vernichtung von Materialien u. Bildern, die das freundschaftliche Verhältnis zu den Alliierten trüben könnten“ (14), liegen. Auch dürfte die Verbrennung der Mitgliederkartei durch den späteren Archivar der Honterusgemeinde, den Buchdrucker Gustav Markus, eine nicht unerhebliche Rolle für die Überlieferungsgeschichte spielen. Sehr hilfreich zum Verständnis der Überlieferungsstruktur sind namentlich die Hinweise auf besondere Bestände im rumänischen Nationalarchiv und vor allem im Securitate-Archiv (CNSAS), die auch für die Geschichte der Deutschen in Kronstadt und dem Burzenland relevant sind. Sehr deutlich machen sowohl die erläuternden Texte der Herausgeber als auch die Beständeübersichten selbst den massiven Einfluss der staatlich-politischen Entwicklung nicht nur auf die Bestände als künftige Abgaben an Archive auf Grundlage der Provenienz, sondern auch auf bereits in den Archiven befindliche Bestände. Als Beispiel seien die Kirchenmatriken angeführt, die – ähnlich in den 1790er Jahren in Frankreich – 1950 auf besonderen Druck der Securitate den staatlichen Behörden abgegeben werden mussten (138). Paralleles gilt für Teile der Handschriftensammlungen der Honterusgemeinde, die 1974 an das Staatsarchiv Kronstadt abgeliefert werden mussten. Im vorliegenden Werk sind diese Bestände nach gut 40 Jahren erstmals wieder (wenigstens virtuell) vereint und die Abgaben klar kenntlich gemacht.

Kritisch anzumerken ist die relativ hohe Zahl orthographischer Fehler, die eine stärkere Einbindung eines Lektorats durch den Verlag wünschenswert erscheinen lassen. Wenngleich man in der Textmasse darüber hinwegsehen kann, fallen der systematische Fehler „v..a“ statt „v. a.“ und namentlich der in Klammern offenbar für eine Endredaktion vorgesehene Hinweis „(müssten doch die Komitate sein oder???)“ (118) auf.

Der Archivführer, den Bernhard Heigl, Petra Rezac und Thomas Şindilariu hier vorlegen, erfüllt sein selbst gesetztes Ziel, über die Bestände zur deutschen Minderheit im Burzenland zu orientieren. Vielleicht werden ja auch noch die kleineren, in diesem Band nicht berücksichtigten Archive mit einem solchen Werk gewürdigt? Die Bestände sind nicht nur für die siebenbürgische, die deutsche oder die rumänische Geschichte relevant, sondern für die europäische Geschichte und ihre Akteure. Zugestandenermaßen gestaltet sich die Recherche in den Handschriften etwas aufwendig, aber erstmals steht einer breiten Öffentlichkeit ein Mittel bei der Hand, um auf diese Schriften überhaupt sinnvoll zugreifen zu können und weitere Forschungen zu ermöglichen. Das ist ein großes Verdienst und hinsichtlich der Greifbarkeit von Archivalien ein nicht zu unterschätzender Meilenstein, der den Herausgebern gelungen ist und hoffentlich die Archivaliennutzung vorantreibt.

Regensburg

Andreas Becker

Handbuch Balkan. Hgg. Uwe HINRICHS / Thede KAHL / Petra HIMSTEDT-VAID. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2014 (Slavistische Studienbücher. Neue Folge, 23). VII, 844 S., zahlr. Abb. u. Kt., ISBN 978-3-447-06756-0, € 39,80

Dieses Handbuch besteht aus vier Hauptteilen: I. Geschichte, II. Europäisierung, III. Sprachen, IV. Materielle und geistige Kultur. Jedoch enthält es außerdem noch einen „Vorspann“ mit drei Beiträgen, in denen Themen abgehandelt werden, die den Herausgebern offenbar so stark interdisziplinär erschienen, dass sie sie den vier erwähnten Teilen nicht zuordnen mochten.

HARALD HAARMANN geht es in seinem Beitrag „Die Donauzivilisation – Die älteste Hochkultur Europas“ (9-47) v. a. darum, das Europabewusstsein über die „epische Epoche Homers“ im 8. Jh. v. Chr. hinaus in die vorindogermanische Vergangenheit – bis etwa 6500 v. Chr. – auszuweiten. Aufbauend auf den besonders von der litauisch-amerikanischen Archäologin und Sprachwissenschaftlerin Marija Gimbutas in dem Begriff „Alteuropa“ zusammengefassten Erkenntnissen und den Grabungen der letzten Jahrzehnte, zumal in den östlichen Balkanländern, entwirft er ein Bild des Ackerbaus und der nicht zuletzt über die Donau betriebenen Handelsbeziehungen der durch egalitäre Sozialstrukturen charakterisierten vorindogermanischen Bevölkerung. Deren Spuren leben über Substratelemente in den späteren europäischen Sprachen, speziell im Griechischen, in Elementen

der Folklore und der materiellen Volkskultur fort. In den 1972 entdeckten Gräbern einer Nekropole von Varna und anderen Fundorten des östlichen Balkans fanden sich sodann Beweise für den soziopolitischen Umbruch und den Prozess der Indoeuropäisierung (ab 4500 v. Chr.). Dieser war mit der Institutionalisierung gesellschaftlicher Positionen, politischer Macht und sozialer Ränge verbunden und löste die egalitären Sozialstrukturen ab. Zum Schluss findet Haarmann erstaunliche Zusammenhänge der vorindogermanischen bildenden Kunst mit dem bildnerischen Schaffen der Neuzeit wie Moore, Giacometti und v. a. des aus Rumänien stammenden Constantin Brâncuși.

In der Tradition der klassischen deutschsprachigen geographischen Balkanforschung (C. Sax, H. Louis etc.) steht der Artikel von PETER JORDAN „Der Naturraum Balkan als Ort menschlichen Handelns“ (49-85). Er umreißt zunächst die verschiedenen Definitionen des Balkan-Begriffs, erkennt, dass eine Selbstzuordnung zum Balkan eigentlich nur für Albanien, Makedonien und Bulgarien gilt – im Wesentlichen also das Gebiet, das man aus sprachwissenschaftlicher Sicht als den Kern des balkanischen Konvergenzareals bezeichnen würde –, entscheidet sich dann aber letztlich für den Südosteuropabegriff des Ständigen Ausschusses für geographische Namen, bezieht aber die katholischen Länder des ehemaligen Jugoslawiens doch mit ein. Detailliert beschrieben werden in diesem Raum die „die gesellschaftliche Entwicklung bestimmenden naturgeographischen Merkmale“ (49): die Lage in Europa, die Rolle der Meere und Meeresküsten sowie der großen Flüsse, der Tiefländer und Gebirge. Der Beitrag ist mit zahlreichen informativen Karten und Fotos ausgestattet.

Einen für alle an Südosteuropa interessierten Leser hochwillkommenen Beitrag liefert THEDE KAHL mit „Ethnische, sprachliche und konfessionelle Struktur der Balkanhalbinsel“ (87-134). Er stellt ihm ein Zitat des berühmten, aber v. a. bei Ethnographen sehr umstrittenen serbischen Geographen Jovan Cvijić voran: „In Europa gibt es kein einziges Gebiet, dessen ethnographische Karte so schnell veraltet wie die der Balkanhalbinsel“ (87), doch wird man Kahl gern bescheinigen, dass er versucht, die wesentlichen Merkmale dieser Entwicklung für die Gegenwart und mit besonderer Betonung der nationalen Minderheiten gewissermaßen im Vorbeiflug zu erhaschen. Der Artikel ist in „A. Sprachen“ und „B. Religionen“ gegliedert. Bei allen Sprachgemeinschaften werden außer ihres Status und ihrer religiösen Zugehörigkeit nach Möglichkeit die Sprecherzahlen angegeben. Neben der ausführlichen Beschreibung der turksprachigen Völker erscheint mir besonders interessant, dass er hinsichtlich der „Nachfolgesprachen des Serbokroatischen (BKMS)“ „von einer einzigen plurizentrischen Sprache mit mehreren nationalen Redaktionen oder Ausdrücken (izrazi) und entsprechend vielen Bezeichnungen“ (100) spricht. In Teil B werden alle Religionsgemeinschaften bis in die feinsten Verästelungen charakterisiert, wobei neben dem aktuell wichtigen Kapitel über die Varianten des Islams besonders das Verhältnis der vielfältigen unierten Riten zum Katholizismus recht spannend beschrieben ist.

I.: Anders als für den Geographen Peter Jordan (s. o.) gehören für den Historiker HOLM SUNDHAUSEN in seiner „Geschichte des Balkans: Eine Skizze“ (135-176) „aus historischer Langzeitperspektive“ (135) Kroatien (und Slowenien) nicht zum Balkanraum. Er liefert einen Beitrag zu der kontrovers diskutierten Frage, ob es über die Geschichte der einzel-

nen Staaten hinaus auch eine transnationale Geschichte des Balkanraums als historischer Region sui generis gibt, für ihn v. a. eine Migrationsgeschichte. So betont er, dass selbst die Sprache bei der Konstruktion von (biologischen) Abstammungsgemeinschaften – „Ethnien“ – versagt. Aus dieser Sicht charakterisiert er drei Epochen: 1. „Das byzantinische Millennium. Mittelalterliche Imperien und Herrschaftsbildungen“, untergliedert in eine spätromisch-frühbyzantinische Periode, eine mittelbyzantinische Periode, in der das Latein als Amtssprache durch das Griechische ersetzt wurde, und die spätbyzantinische Zeit bis zum Fall von Konstantinopel (1453); 2. „Das osmanische Halbmillennium. Aufstieg und Konsolidierung der osmanischen Herrschaft“. In diesem Bereich wird die Stellung von Christen und Juden dargestellt, die (nicht zwangsweise) durchgeführte Islamisierung, die u. a. dazu führte, dass die Albaner im 16. Jh. innerhalb der zahlreichen „konvertierten Oberschichten des Sultanreiches“ an die führende Stelle gelangten, jedoch erst im 17./18. Jh. ihren Höhepunkt erreichte. Zur Zeit der Neuordnung im 19. Jh. (Tanzimat) war der europäische Teil des Osmanischen Reichs dann bereits im Verfall begriffen. 3. „Nationalstaaten und Nationen im 19. und 20. Jh. Von den Befreiungskriegen zur Konfrontation“. Hier werden die Entwicklung der einzelnen heute auf dem Balkan bestehenden Staaten und die vielfältigen Kriege dargestellt: Sundhaussen kommt zu dem Schluss, dass vom Beginn der „Orientalischen Krise“ bis zum Kosovo-Krieg 1999 der Balkanraum ganz oder zu Teilen in zwölf Kriege verwickelt war.

WOLFGANG HÖPKEN behandelt in seinem Beitrag „Erinnerungskulturen: Vom Zeitalter der Nationalstaatlichkeit bis zum Post-Sozialismus“ (177-240) die Rolle des Blicks in die Vergangenheit bei der Etablierung der Nationalstaaten im 19. und 20. Jh. Während bei den Serben und Kroaten der Rekurs auf die Traditionen mittelalterlicher Staatlichkeit – bei den Serben insbesondere auch die Erinnerung an die Schlacht auf dem Amselfeld 1389 – die wichtigste Rolle spielte, waren es bei Griechen, Rumänen und Albanern „vornehmlich ethnogenetische Ursprungserzählungen, über welche die moderne Nation imaginiert wurde“ (186). Die Bulgaren hingegen beriefen sich v. a. auf die kulturellen Leistungen der „Slawenapostel“ Kyrill und Method im Mittelalter und geraten dadurch in einen Konflikt mit dem modernen Makedonien. Interessant sind in diesem Teil des Artikels u. a. die „gespaltenen Anknüpfungen“, z. B. bei den Griechen der Bezug einerseits auf die Antike, andererseits auf Byzanz, bei den Rumänen die römisch-dakische Problematik. Der Autor schließt an die historischen Kapitel eine Darstellung der Schwierigkeiten bei der Schaffung einer einheitlichen Erinnerungskultur in den nach dem 1. Weltkrieg entstandenen multinationalen Staaten Rumänien und Jugoslawien an, die sich nach der Zäsur des 2. Weltkriegs im Falle Jugoslawiens noch schärfer wiederholten und schließlich zum Zerfall führten. Die wohl problematischsten Teilgebiete – die Identitätsfindung Makedoniens (mit dem Anspruch auf die antiken Makedonen) – wird in diesem insgesamt außerordentlich interessanten Beitrag relativ kurz, das Problem einer gemeinsamen oder differenzierten Identität der Albaner in Albanien, Kosovo, Makedonien usw. eher nur am Rande abgehandelt.

II.: Das für die gesamte Geschichte des Balkans so bestimmende Phänomen der Wanderungsbewegungen auf dem Balkan wird von ANNE-KATHRIN WILL in der Gegen-

wart analysiert: „Bereits angekommen und noch auf dem Weg – Migration und Integration auf dem Balkan“ (241-260). Dargestellt wird sowohl die Emigration von Minderheiten in der „realsozialistischen“ und in der Nachwendezeit als auch die Arbeitsemigration in den letzten Jahrzehnten, die in einigen Balkanländern (v. a. Republik Moldau, Bosnien-Herzegowina und Albanien) durch Rücküberweisungen einen wesentlichen wirtschaftlichen Faktor darstellt. In diesem Zusammenhang werden auch die Perspektiven der einzelnen Länder für die und durch die EU-Mitgliedschaft erörtert.

Die nächsten sechs Beiträge, oder wenigstens die ersten fünf, erscheinen auf den ersten Blick nach ihren Titeln ganz parallel: CORINNA LESCHBER: „Bulgarien nach 1989“ (261-284), WOLFGANG DAHMEN: „Rumänien nach 1989“ (285-300), VIKTOR ZAKAR: „Die Republik Makedonien nach 1989“ (301-310), DENNIS DIERKS/SABINE WILLENBERG: „Bosnien-Herzegowina nach 1989“ (311-344) und VLADIMIR IVANOVIĆ: „Serbien und Montenegro nach 1989“ (345-362). MICHAEL SCHMIDT-NEKE weicht im Titel ein wenig ab: „Albanien in Europa“ (363-378), und er bringt vor der Behandlung der Nachwendezeit auch einen kurzen Überblick über die Geschichte des Landes seit dem 19. Jh. Albanien hatte sich unter Enver Hoxha mit seiner extrem stalinistischen Politik zu dem von den Normen des übrigen Europas am weitesten entfernten Land entwickelt und hatte deshalb auch bei seiner Rückkehr nach Europa mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen.

An dieser Stelle fällt zunächst auf, dass die Herausgeber darauf verzichtet haben – abgesehen einmal von den beiden „katholischen“ südslawischen Republiken –, den beiden neuesten und wohl auch in ihrer Entwicklung der letzten Jahrzehnte kompliziertesten Staaten der Region – die Republik Moldau und das Kosovo – besondere Beiträge einzuräumen. Dass aber auch Griechenland fehlt, zeigt ganz deutlich, dass es in diesen Beiträgen in erster Linie um die Bewältigung der „realsozialistischen“ Phase geht. So werden also bei den Staaten, die früher dem Warschauer Pakt (zu Beginn oder bis zu seinem Ende) angehörten, d. h. einschließlich Albanien, v. a. die Veränderungen in den Parteien- und Regierungsverhältnissen dargestellt. Diese Prozesse gingen meist mit großen wirtschaftlichen Problemen einher. Deutlich wird überall das Bestreben, sich möglichst bald den europäischen und atlantischen Gemeinschaften anzuschließen. Dabei hebt Wolfgang Dahmen eine bemerkenswerte Unterschiedlichkeit hervor: „Grundsätzlich ist festzuhalten, dass der Systemwechsel in Rumänien anders verlief als etwa in Nachbarländern wie Bulgarien und Ungarn. Vom Anfang an war damit klar, dass es in vielen Bereichen einen radikaleren Bruch mit dem bisherigen Regime und dessen Institutionen geben musste, auch wenn gerade die meisten Protagonisten der ersten Stunde aus den alten Kadern der Kommunistischen Partei stammten, die an manchen Stellen dann doch eher auf einen sanfteren Übergang zu drängen versuchten“ – in den anderen Ländern bekamen die entsprechenden Kräfte ihre Chance erst, nachdem die zunächst an die Macht gelangten bürgerlich-oppositionellen Kreise die Bevölkerung nicht hatten zufriedenstellen können. Ganz anders und ganz unterschiedlich erfolgte, wie die drei hier einschlägigen Beiträge zeigen, zur gleichen Zeit die Wende in den aus dem Zerfall Jugoslawiens hervorgegangenen Ländern. In Makedonien sollte es die Zeit der nationalen Identitätsfindung werden. Die verlief im Großen und Ganzen friedlich und führte auch,

was die hier besonders komplizierte und vielfältige Minderheitenproblematik anbelangt, zu relativ positiven Ergebnissen, führte aber durch die geradezu verzweifelte Suche nach einer historischen Anknüpfung der Identität bis in die Antike zu ernsthaften Konflikten mit den Nachbarländern, zumal mit Griechenland. Als ein „dauerhaftes Provisorium“ stellt sich Bosnien-Herzegowina dar: Die komplizierte staatliche Struktur besteht aus einer mit nur geringen Machtbefugnissen ausgestatteten Zentralregierung, zwei nahezu selbständigen, ethnisch-religiös geprägten Teilrepubliken und dem kleinen „neutralen“ Übergangsgebiet von Brčko. Sie ist durch das sog. Dayton-Abkommen vom November 1995 entstanden, das immerhin einen vierjährigen katastrophalen Kriegszustand beendete. Serbien hingegen, das ehemalige „Kernland“ Jugoslawiens, schien zunächst unter Milošević ähnlich wie auch Montenegro unter Bulatović die jugoslawische Entwicklung relativ glatt fortzusetzen. Das Kosovo-Problem, das 1999 in das militärische Eingreifen der NATO mündete, und die schließlich erfolgte Abspaltung Montenegros haben Serbien zunächst immer weiter geschwächt, und sie führten im Jahre 2000 zum Sturz Miloševićs. Umso erstaunlicher ist es bei diesem Verlauf der Geschichte, dass sich bald danach die Beziehungen zum Westen entscheidend verbesserten und es schließlich dazu kam, dass Serbien – nach der Auslieferung Miloševićs und anderer Politiker, die sich für Kriegsverbrechen zu verantworten hatten – von den Staaten des westlichen Balkans neben Montenegro die wohl besten Chancen für eine EU-Mitgliedschaft erlangt hat.

Einen zusammenfassenden und gleichwohl sehr detailreichen Beitrag zur Ökonomie der Balkanstaaten – diesmal der Staaten südlich von Rumänien und Slowenien, also unter Einbeziehung Kroatiens – liefert SPIRIDON PARASKEWOPOULOS mit seinem Beitrag „Wirtschaftliche Perspektiven des Balkans“ (379-408). Er vergleicht die gesamte Wirtschaftsleistung, besonders also das nominale Bruttoinlandsprodukt aller einschlägigen neun Staaten, und stellt die Entwicklungsperspektiven (u. a. Wirtschaft und EU-Beitritt) jedes einzelnen Staates dar. Aus dem Tabellenanhang geht hervor, dass etwa im Jahre 2011 das Bruttoinlandsprodukt Griechenlands fast dreimal so stark war wie das des Durchschnitts der Balkanländer mit weitem Abstand vor Kroatien und vor Montenegro, wo es ungefähr diesem Durchschnitt entsprach, sowie vor Serbien und Bulgarien, die merklich unter dem Durchschnitt lagen. Die „Schlusslichter“ bilden die (mindestens in der Vergangenheit) muslimisch geprägten Länder Bosnien-Herzegowina, Albanien und Kosovo.

III.: Der Leser, der sich nunmehr direkt über die Sprachen Südosteuropas informieren möchte, wird in diesem Handbuch relativ wenig Konkretes über die grammatischen Strukturen der einzelnen Sprachen finden. Die Autoren der beiden ersten Artikel dieses Teils – XHELAL YLLI mit „Internationalisierung des Albanischen“ (409-414) und UWE HINRICHS mit „Internationalisierung des Bulgarischen und Serbischen“ (415-434) – stellen die Angleichung der südosteuropäischen Sprachen an die Sprachenwelt der neuesten Zeit im Bereich der Lexik dar. Dabei unterscheiden sich die beiden Beiträge in der Konzeption: Ylli beschränkt sich auf eine Untersuchung des neuen Wortschatzes im Albanischen, zunächst vor dem Hintergrund der starken Isolierung Albaniens vor 1990, die z. B. große Unterschiede im modernen Wortschatz Albaniens und Kosovos bewirkte. Danach erst geht

der Autor auf die Rolle des Englischen nach der politischen Wende ein. Davor war, wie er feststellt, die Zahl der Anglizismen im Standardalbanischen kleiner „als in jeder anderen Sprache Europas“ (410), inzwischen dürfte das Albanische den übrigen Sprachen Südosteuropas in dieser Hinsicht kaum nachstehen. Hinrichs, der sich beim Wortschatz von vornherein auf die modernen Internationalismen beschränkt, kann für die beiden südslawischen Sprachen auf eine viel größere Zahl von Spezialdarstellungen zurückgreifen als Ylli. So vermag er auch eine weiter gefächerte Struktur der Gesamtproblematik zu entwerfen, die so reich ist, dass sie sich im Rahmen eines so kurzen Beitrages weitgehend auf Aufzählungen beschränken und deshalb skizzenhaft bleiben muss. Darüber hinaus enthält dieser Artikel auch einen Beitrag zur Internationalisierung der Struktur der südslawischen Sprachen und stellt die Frage „Wie europäisch sind das Bulgarische und das Serbische?“ – ohne sie zu beantworten. Am ehesten hätte wohl der Leser konkrete, vergleichende Darstellungen der Sprachen des Balkans in KLAUS STEINKES Artikel „Balkanlinguistik“ (435-451) erwartet. Der Beitrag ist jedoch rein theoretisch ausgerichtet, und er zeigt auch die tiefe Krise, in der dieser Wissenschaftszweig verharrt. Als Grundbegriffe, die der Klärung bedürfen, werden zunächst „Balkansprache“, „Balkanismus“, „Balkansprachbund“ und „Balkanlinguistik“ herausgehoben (435).

Für Steinke ist der „Balkanismus“ weiterhin „fraglos der zentrale Begriff“ der Balkanlinguistik (439), doch er hat diesen Begriff hier auch nicht weiter definiert und zeigt so, dass er sich für die Theorienbildung wohl nicht so gut eignet. Vielmehr begnügt sich der Autor damit, die Rolle des „Balkanismus“ in der Geschichte der Forschung zu beleuchten. So beginnt er mit der Aufzählung der sieben 1862 von Franz Miklosich aufgestellten Phänomene (1. velle-Futurum, 2. Zusammenfall von Genitiv und Dativ, 3. zentraler, ungerundeter Vokal (ë, ä, ъ), 4. Bildung der Numeralia 11-19, 5. Infinitivverlust, 6. postponierter Artikel, 7. enklitische Possessivpronomen) und führt den Leser durch die von ihm selbst 1976 postulierten sechs Merkmale und Kriterien der Balkanismen, die jedoch „einer rigorosen Überprüfung kaum standhalten“ (441) und zu Uwe Hinrichs Beitrag von 1999¹, der gewiss den neuesten Forschungsstand und Höhepunkt zur Balkanismus-Problematik repräsentiert. Für den deutschsprachigen Leser, der keine Balkansprache kennt, hätte er hier mit konkreten Beispielen wenigstens auf einige der zuletzt von Hinrichs gebrachten Ergänzungen und Präzisierungen eingehen und so zu Diskussionen anregen können. Wahrscheinlich ist es müßig, nach einer genauen Definition von „Balkanismus“ zu forschen. Theoretisch müsste es – wenn neben einer Balkanlinguistik eine Eurolinguistik existiert – auch den Balkanismen entsprechende „Europäismen“ geben, Phänomene, die in allen oder fast allen europäischen Sprachen vorhanden wären (etwa so „triviale“ Merkmale wie das Vorhandensein der Personenkategorie im Verbalsystem). Die von der Wissenschaft geforderte Pflicht, eine adäquate Theorie für das Phänomen zu finden, wäre damit auf eine übergeordnete Ebene gehoben. Außerdem, wenn Steinke zu Recht betont, dass „profunde Untersuchungen sich [...] in erster Linie auf Material aus den Dialekten stützen“ müssen (437), so wäre es fraglich, ob viele moderne gegische Mundarten (vor der Beeinflussung durch die „vereinheitlichte albanische Schriftsprache“!) überhaupt zu den „Balkansprachen“ –

um auch kurz auf den von Steinke als ersten genannten Terminus einzugehen – gehören, denn selbst von Miklosichs sieben „Minimal-Merkmalen“ treffen in ihnen die Nummern 1, 3, 5 nicht zu – ganz zu schweigen von 7!

Letztlich bestätigt dieser Artikel die von Agnija V. Desnickaja bereits 1979 getroffene Feststellung zu den Bemühungen der Balkanologen um die theoretische Erarbeitung der mit der Typologie des Sprachbundes verbundenen Begriffe: „[...] kotoroje [...] svelos' k [...] tautologičeskim opredelenijam balkanizmov kak priznakov, prinadležaščich balkanskim jazykam, i balkanskich jazykov kak jazykov, obladajuščich balkanizmami“². Zu diesem „Grundbegriff“: Hier stellt Steinke fest, dass es sich „von vornherein um einen sehr dubiosen Terminus handelt“, da Sprachen sich nicht verbünden können, und er kommt zu dem akzeptablen, weiterführenden Schluss: „In Wirklichkeit ist also ‚Sprachbund‘ bestenfalls die Metapher für eine besonders intensive Form des Sprachkontakts in multilingualen Gemeinschaften“ (443).

Am Schluss stellt Klaus Steinke „die grundsätzliche Frage: Was bleibt von der Balkanlinguistik? Soll sie zugunsten der Südosteuropa- oder Eurolinguistik aufgegeben werden oder kann sie weiterbestehen?“ Die Antwort des Rezensenten darauf wäre mit einer Frage verbunden: Warum dürfen wir nicht beide Alternativen der Frage bejahen? Meines Erachtens könnte und sollte sie durchaus Teil sowohl der Südosteuropa-, als auch der Eurolinguistik werden und als Teildisziplin dennoch weiterbestehen. Im Grunde geht es auch jeder Teildisziplin der Arealen Linguistik doch darum, welche sprachlichen Merkmale von Nachbarsprachen in einer multilingualen Kontaktsituation zwischen nicht eng verwandten Idiomen übernommen werden und eventuell sogar typologisch weiterentwickelt werden können und welche die Hürde der Sprachgrenze nicht zu überspringen vermögen. Man dürfte sich dann aber in unserem Fall nicht auf die Findung von Merkmalen beschränken, die in allen Balkansprachen ganz gleich beschaffen sind – solche gibt es wohl überhaupt nicht –, sondern auch partielle Gemeinsamkeiten und gemeinsame Tendenzen erforschen, bis hin zu solchen, die nur zwischen zwei Nachbaridiomen bestehen. Derart sind ja z. B. die eurolinguistischen Forschungen von Haspelmath, die Hinrichs Artikel von 1999 voraufgehen. Man darf zunächst wohl auch keine Scheu davor haben, synchrone wie diachrone Erscheinungen einzubeziehen, wenn man sie nur als solche klar kennzeichnet. In einer fernerer Zukunft könnte man dann vielleicht zu theoretisch „saubereren“ Darstellungen gelangen – etwa „vergleichenden Grammatiken der Balkansprachen des 16.-17. Jahrhunderts“. Auch die Einbeziehung in eine umfassendere, zwischen Balkan- und Eurolinguistik stehende Südosteuropalinguistik hat ihre spezielle Berechtigung – vielfach können z. B. bei einem Vergleich der balkanslawischen mit den südslawischen Idiomen nördlich des Torlakischen letztere als „Tertium comparationis“ dienen. Wendet man aber die Methoden der Eurolinguistik auf die Balkansprachen an, wird sich in ihnen gewiss eine viel größere Dichte von Isoglossen zwischen nicht engverwandten Sprachen als in irgendwelchen anderen Regionen in Europa ergeben. Dieses Ergebnis wäre aber von prinzipieller Wichtigkeit für die Definition eines besonderen kulturellen und historischen Raums „Balkan“, die ja das Anliegen des vorliegenden Bandes ist, ganz abgesehen von der praktischen Bedeutung, dass

das bewusste Studium der Merkmale der Nachbarsprachen die Aneignung jeder einzelnen Balkansprache wesentlich erleichtert.

Eine Ergänzung dieser „internen Balkanlinguistik“ stellt HARALD HAARMANN'S Beitrag „Externe Linguistik (Soziologie) der Sprachen des Balkans“ (453-465) dar. Er befasst sich u. a. mit dem Multilingualismus, mit dem Verhältnis von autochthonen und Immigrantensprachen – hier schlägt er einen Bogen von den Sprachen der vor Jahrhunderten eingewanderten Türken und Sepharden bis zur Flüchtlingsproblematik der Gegenwart – mit Sprachregelungen im Spiegel des Territorialprinzips und extern motivierten Standardisierungsprozessen und dem Kontakt- und Konfliktpotential der Balkansprachen. Soweit der Verfasser auch diese im Fluss befindlichen Prozesse in einen Rahmen einzuspannen versucht, kann er doch nicht einmal so wichtige Phänomene wie die Übernahme der „vereinheitlichten albanischen Standardsprache“ im Jugoslawien um 1970 tangieren, die ganz entscheidend von „externen“ Gegebenheiten abhing, ganz zu schweigen etwa von der Behandlung des Makedonischen im Nachkriegsbulgarien oder im Albanien der 1940er und 1950er Jahre.

Zwei weitere Beiträge desselben Autors beschäftigen sich mit Schriftsystemen: „Schriftsysteme des Griechischen und jüngere Schriften in Südosteuropa“ (467-483) und „Die Donauschrift und ihre Ableitungen“ (485-507). In diesem Komplex reicht die zeitliche Spanne sogar über viele Jahrtausende. Haarmann hat sich, wie das Literaturverzeichnis erweist, in den letzten Jahrzehnten besonders intensiv mit diesem Komplex beschäftigt, und er liefert in dem hier (merkwürdigerweise) als 2. Beitrag angeordneten Artikel einen willkommenen Überblick über den Forschungsstand zu den nunmehr in die Zeit zwischen ca. 5300 und ca. 3200 v. Chr. datierbaren, v. a. im Gebiet des heutigen Serbiens, Kosovos und Rumäniens auf Figurinen, „Miniaturaltären“, Weihgefäßen, Webutensilien und auch Tontäfelchen vorgefundenen Schriftzeichen, die heute als „Donauschrift(en)“ bezeichnet werden. Er zeigt, dass diese weltweit wohl ältesten – bildhaften und abstrakten – Zeichen nicht einfach Ornamente sind, sondern eine Schrift ergeben, die auf Logographie basiert, also lautunabhängig ist und der Wissenschaft daher eine Zuordnung zu natürlichen Sprachen nicht ermöglicht. Dennoch ergibt sich, dass u. a. die im griechischen Alphabet „neuen“ Zeichen ψ , χ und ξ wohl aus dieser alteuropäischen Quelle stammen. So kann Haarmann Zusammenhänge zu den Schriften im modernen Europa und besonders auf dem Balkan aufzeigen. Er beginnt jedoch den 1. dieser beiden Beiträge mit der Geschichte der sog. Linear B, die die Griechen von den Minoern (welche zuvor die sog. Linear A benutzt hatten) übernahmen, um dann mit der Adaptierung des Phönizischen ihr eigenes, dem System ihrer Sprache besser entsprechendes Alphabet zu schaffen, das dann seinerseits zum Vorbild der lateinischen und slawischen Schriften wurde. Haarmann wählt zudem – um die Kompliziertheit und Vielfalt des Balkans auch auf diesem kulturellen Gebiet an einem Beispiel darzustellen – von den Sprachen, die in der Folgezeit zwischen diesen drei europäischen Schriftsystemen schwankten, ausführlicher die rumänisch-moldauische Entwicklung aus, die bis in die unmittelbare Gegenwart reicht. Er hätte es mit wohl noch größerer Variabilität anhand der albanischen Schriftentwicklung, die er durchaus auch an-

führt, tun können, denn in dieser spielten ja nicht nur die drei erwähnten Systeme samt Mischformen, sondern auch die arabische Schrift und mehrere interessante Original-Alphabete eine gewichtige Rolle, ehe man sich doch bereits 1908 für das jetzt gültige, als für die Sprache einigermaßen adäquat zu bezeichnende, lateinische Alphabet entschied.

Einen Übergang von der linguistischen zur kulturwissenschaftlichen Abteilung des Bandes bildet SIEGFRIED TORNOWS „Mehrsprachigkeit und Diglossie auf dem Balkan“ (509-520). Es geht dem Autor im Hinblick auf die Mehrsprachigkeit weniger um die Darstellung der für diese Region in Europa einmaligen Vielfalt, obgleich er hervorhebt, dass es besonders die großen Städte wie Konstantinopel, Saloniki, Adrianopel, Plovdiv und Bitola waren, die sich bis zum 1. Weltkrieg durch ihre Mehrsprachigkeit auszeichneten. Vielmehr stellt er fest, dass als an die Religionen gebundene Idiome das Türkische, das Griechische und bis zu einem gewissen Grad das Kirchenslawische als weithin verbreitete „Leitsprachen“ fungierten. Zum Phänomen der Diglossie wesentlich scheint mir Tornows Erkenntnis, dass „die Umwandlung der zwei Fergusonschen Varianten [Low Variety: High Variety] in drei Stile ein ‚natürlicher‘ Prozess (sei), der sich sowohl bei den Russen als auch bei den Griechen und den Türken vollzog. Vielleicht liegt auch eine Beeinflussung vor“. Jedenfalls kann man darüber hinaus konstatieren, dass die Beendigung der Diglossie – wenigstens im Falle des Türkischen und Griechischen – offenbar mit dem Ende der intensiven Konvergenz der Balkansprachen zeitlich zusammengefallen ist.

IV.: Beim Bereich Volkskunde ist zunächst festzuhalten, dass zusammenfassende Darstellungen der materiellen wie auch der geistigen Kultur noch mehr als auf dem Gebiet der Balkanlinguistik oder -geschichte in den letzten Jahrzehnten völlig fehlen – trotz wesentlicher vergleichender Arbeiten zu Teilproblemen (erwähnt seien nur Dagmar Burkhart, Karl Kaser, Peter Mario Kreuter, Walter Puchner, Gabriella Schubert, die teils auch im vorliegenden Sammelband vertreten sind).

Der vorliegende Band kann diese Lücke natürlich nicht schließen. Immerhin nimmt dieser Teilbereich der Balkanologie aber doch einen großen, repräsentativen Raum ein. DAGMAR BURKHART fasst in „Kulturraum Balkan“ (521-539), ganz ähnlich wie in vielen der oben vorgestellten historischen Beiträgen, die „Divergenz von Außen- und Innenansicht des historischen Kulturraums“ zusammen: „Während die stereotypisierte Außenansicht und die negative Innenansicht den ‚Balkan‘ als Topos für Primitivismus oder vorrationale Instabilität einschätzt, tendiert die positive Innenansicht zu einer Stilisierung des Kulturraums Balkan als ‚Wiege der europäischen Kultur‘ oder zu Retter- und Opfertheorien“ (538). Der Beitrag bringt auch einige Beispiele für die „Balkanität des Kulturraums als West-Ost-Hybride“, u. a. die Donau als ein die Erzählungen und Mythen des Balkans durchdringendes „herausragendes Kulturphänomen“. Hier könnte ergänzend angemerkt werden, dass dieser Strom neben seiner konkreten, geographischen auch eine symbolische Bedeutung hat: Im Albanischen steht neben dem allgemein üblichen Namen Danub-i in den epischen Liedern des Nordens eine besondere, nämlich die türkische Bezeichnung Tun/ë-a und trägt dort als solche ganz ähnliche Funktionen wie in den südslawischen Beispielen, die Burkhart v. a. zur Illustrierung anführt.

Einen weiten Bogen von allgemeinen Begriffen wie Oralität und Literalität bis zu den Witzen der Nachwendezeit schlägt GABRIELLA SCHUBERT in ihrem Beitrag „Volksliteraturen des Balkans, insbesondere der Südslawen“ (541-587). Wenn auch die Südslawen im Zentrum ihrer Aufmerksamkeit stehen, hat die Autorin die Volksliteratur der anderen Völker – besonders der Albaner und Rumänen – ebenfalls gebührend berücksichtigt. Die für den Balkan, in dem die Oralität bis in die letzte Zeit gegenüber dem übrigen Europa noch durchaus lebendig war, besonders charakteristischen Gattungen – die epischen Lieder, die wegen der Durchdringung christlicher und muslimischer Elemente kennzeichnend sind, aber auch die überall weitgehend parallelen Balladenstoffe und die durch die gleichen „Kristallisationsfiguren“ im Bereich des Schwanks wie Nasreddin Hodscha, der Pope, der Schlaue Peter u. a. – werden ebenso kenntnisreich beschrieben wie die nunmehr auch im europäischen Südosten als Gattungen der Volksliteratur dominierenden Witze und Aphorismen, in denen die parallele Geschichte in den sog. „Ostblock- und Nachwendewitzen“ ihren Niederschlag gefunden hat. Die überall auf dem Balkan bedeutende Rolle der noch lebendigen Folklore scheint dann auch eine der wenigen wirklich fassbaren gemeinsamen Eigenschaften des schwierigen Themas der „Literaturen des Balkans“ zu sein, dem sich ANDREA MEYER-FRAATZ zuwendet (589-603). Innerhalb der Entwicklung der slawischen Literaturen, deren Zahl sich während des letzten Jahrhunderts von drei auf sechs erhöht hat, kann die Verfasserin zwar eine gemeinsame, wenn auch unterschiedlich gewichtete Bindung an die altslawische und eine Hinwendung zur russischen Literatur aufzeigen. Ähnlichkeiten lassen sich in den meist gegen die osmanische, zum geringen Teil auch habsburgische Fremdherrschaft gerichteten Wiedergeburtsbewegungen, in der verschieden starken Gängelung durch den sozialistischen Realismus und in der Existenz von Exilliteraturen erkennen, aber „im Detail ergeben sich [...] immer wieder, und je weiter man in der Literaturgeschichte voranschreitet, desto erheblichere Unterschiede“ (602). Die durchaus interessanten Querverbindungen z. B. der albanischen zur rumänischen oder griechischen Literatur konnte die Verfasserin naturgemäß nur andeuten. Ihre Bemerkung allerdings, dass die albanische Literatur „seit ihrem Aufkommen gespalten ist in zwei schriftsprachliche Varianten“, darf nicht unwidersprochen bleiben – zwar gilt sie für die Anfänge und bis in die 1960er Jahre, aber trotz der durchaus bestehenden Unterschiede zwischen Albanien und Jugoslawien bzw. Kosovo kann man doch seit 1968 wenigstens von einer weitgehend einheitlichen schriftsprachlichen Grundlage ausgehen. GABRIELLA SCHUBERT gibt uns in „Volkskulturen / Alltagskulturen des Balkans“ (605-629) zunächst einen Überblick über die weitgehend „von einem ahistorischen, statischen Kulturkonzept ausgehenden“ Erforschung der Volkskultur des Balkans bis zu dem in den 1960er Jahren von Hermann Bausinger initiierten „Paradigmenwechsel in der volkskundlichen Theorie“ (606) und stellt als das „Ziel der aus der Volkskunde hervorgegangenen Empirischen Kulturwissenschaft und Europäischen Ethnologie, Alltagskultur als soziales Ordnungs- und Handlungssystem in Gegenwart und Vergangenheit mit Hilfe einer methodischen Vielfalt [...] zu untersuchen“ (607) und dabei interdisziplinäre – u. a. auch die Sprachwissenschaft einbeziehende Forschung zu praktizieren. So verfolgt die Verfasserin die Volks- bzw. All-

tagskulturen im historischen Kontext – die orientalische Lebensweise in den Städten, das Zusammenleben von Christen und Muslimen, aus dem sich gemeinsame Wertekonzepte entwickelten. Diese Einheitlichkeit wird gerade in der parallelen, naturgemäß jeweils unterschiedlichen Blickweise auf die muslimischen und christlichen Helden in der für Südslawen wie auch Albaner so charakteristischen Volksepik deutlich. Derart ergaben sich im Zuge der Europäisierung und Modernisierung während des 19. und 20. Jh.s balkanspezifische Spannungen, die sich in einem von Sundhaussen „Fassadenmodernisierung“ genannten Phänomen äußerten. Bestimmte charakteristische Merkmale der Alltagskultur im Sozialismus und in der Nachwendezeit, die Gabriella Schubert bereits in ihrem Beitrag zur Volksliteratur angedeutet hat, werden hier noch einmal behandelt.

Einen wichtigen Wissenschaftszweig, die Erforschung der „Familien- und Sozialstrukturen auf dem Balkan“, der wesentliche Merkmale z. B. des Brauchtums der Balkanvölker überhaupt erst auf eine gesicherte Grundlage stellen kann, bietet KARL KASER (633-647), dem es v. a. zu verdanken ist, dass die Balkanfamilienforschung in den letzten Jahrzehnten viel erreicht hat. Im Beitrag dargestellt werden u. a. die Relation der elementaren zur multiplen Familie, ihr Bezug zur staatlichen Zugehörigkeit und zur Religion, die unterschiedliche Ausgestaltung des Erbrechts, Fertilität und Mortalität bei den verschiedenen Ethnien, Probleme der Bodenknappheit und Zwang zur Emigration.

Eine wichtige Ergänzung zu dieser Problematik bietet GABRIELLA SCHUBERT in „Entwürfe von Männlichkeit und Weiblichkeit auf dem Balkan in ihren wesentlichen Entwicklungslinien“ (648-666). Sie kann – wenigstens für den südslawischen Bereich – auf beginnende Gender Studies verweisen und zeigt, dass sich die bekannten vormodernen Männlichkeits- und Weiblichkeitskonzepte, die sie wiederum anhand der Heldenepik veranschaulicht, trotz gegenläufiger Tendenzen in der Zeit des Sozialismus, noch immer vornehmlich nach tradierten Mustern richten. Schubert spricht u. a. mit Prostitution und Frauenhandel auch heikle und für die Gegenwart Südosteuropas relevante Themen aus dem Bereich des Verhältnisses der Geschlechter an.

Einen der nach Meinung des Rezensenten für den nicht eng spezialisierten Balkanologen wichtigsten und faktenreichsten Beiträge liefert KLAUS BUCHENAU: „Religionen auf dem Balkan. Identität und Praxis vom Mittelalter bis in die Gegenwart“ (667-690), denn er macht überzeugend deutlich, wie „im Falle des Balkans Religion, Politik und Ideologie bis in die Gegenwart stark miteinander verwachsen sind, so dass insbesondere die orthodoxen Nationalkirchen und in gewissem Maße auch die islamischen Strukturen der Region relativ häufig im Fokus allgemeiner historischer und politischer Überlegungen stehen.“ Erwähnt wird, dass es von vornherein Bestrebungen der serbischen und bulgarischen Herrscher nach eigenständigen Kirchenorganisationen gab. Als ein besonderes Spezifikum des Balkans macht der Autor die Konkurrenzen der einzelnen südslawischen und der rumänischen nach Autokephalie strebenden Nationalkirchen untereinander und mit dem griechisch geprägten Ökumenischen Patriarchat in Konstantinopel unter dem Dach des Osmanischen Reichs deutlich. Dieses verstand sich seinerseits als theokratisches Staatswesen, und so hatte der Verfasser auch auf die differenzierte Herausbildung eines balkanischen Volksislams einzu-

gehen, der auch nach den v. a. pragmatisch begründeten Massenkonversionen bei Bosniern und Albanern – hier v. a. in Gestalt des Bektaschi-Ordens – immer in einem engen Verhältnis zu den christlichen Nachbarn blieb. U. a. wird so auch die ganze Problematik des zerfallenden Jugoslawiens in ihrer Verwobenheit mit den Religionen recht anschaulich dargestellt. V. a. aus albanologischer Sicht (Verhältnisse bei den Italoalbanern) hätte man sich vielleicht auch hier (vgl. oben bei der Besprechung des Artikels von Thede Kahl) ein etwas stärkeres Eingehen auf die Besonderheiten der unierten Kirchen gewünscht, die Buchenau im Zusammenhang mit der Entwicklung bei den Rumänen erwähnt.

In gewissem Sinne bildet eine Ergänzung dazu PETRA HIMSTEDT-VAIDS Artikel „Volks Glaube auf dem Balkan“ (691-731), denn er zeigt den synkretistischen, Elemente der beiden monotheistischen Religionen mit vorchristlichen Vorstellungen verbindenden Charakter dessen, „was das Volk [auf dem Balkan] in Bezug auf die außer- und übernatürliche Welt für wahr hält“ (690). Die Verfasserin stellt die bei allen Balkanvölkern bekannten Gestalten dieses Volksglaubens dar: Dämonen, Nymphen, Schicksalsfrauen und Vampire, und sie weist nach, dass viele der alten Vorstellungen des Volkes noch heute lebendig sind. Eng verbunden mit ihnen sind die Prophylaxe und die Heilmethoden bei vielerlei Krankheiten, und auch der Glaube an den Bösen Blick ist durchaus noch nachweisbar. Einer eigentlich erst im letzten Jahrhundert gestellten Frage, ob es auch auf dem Gebiet der bildenden Kunst spezifische Gemeinsamkeiten der Balkanvölker – besser wohl hier der Völker Südosteuropas – gibt, geht TATJANA PETZER in „Balkankunst“. Bildende Kunst und Geoästhetik des Balkans“ (733-751) nach. Sie macht im Wesentlichen drei Argumentationslinien aus: „die Bestimmung eines eigenständigen Kulturkreises, die Gewichtung kultureller Einflussfaktoren und die Aufwertung der slavisch-byzantinisch-orientalisch geprägten Balkankultur gegenüber der Mittelmeerkultur.“ Sie zeigt, dass hier v. a. der (später) jugoslawische Raum mit dem Auftreten bekannter Künstler wie des Kroaten Ivan Meštrović mit der Einbindung von „Balkantopoi“ wie der Gestalt des Serbenfürsten Lazar in ihr Schaffen eine internationale Aufwertung erfuhr und stellt v. a. die Rolle Belgrads als des wichtigsten Zentrums der südosteuropäischen Avantgarden in den 1920er Jahren heraus, an die sogar auch nach dem Zerfall Jugoslawiens Künstler der Neo-Avantgarde und der Retro-Avantgarde in zwei Wellen anknüpfen konnten. Als eine besondere, für den südslawischen Raum und darüber hinaus für den Balkan charakteristische Richtung sieht sie die „Geoästhetik“, die künstlerische Verwendung von verfremdeten Landkarten und dergleichen.

Der Volkskundler und in Südosteuropa führende Theaterwissenschaftler WALTER PUCHNER bietet eine knappe Zusammenfassung seiner eigenen Forschungsergebnisse in „Theater und Theaterwissenschaft auf dem Balkan“ (753-770; mit einem besonders reichen Literaturverzeichnis). Er geht zunächst davon aus, dass „komplexere Formen des Volksschauspiels in den katholischen und protestantischen Bereichen zu finden“ sind, „kaum in orthodoxen oder islamischen; dies hängt mit der feindlichen Stellung der Frühkirche gegenüber den Schauspielen zusammen bzw. dem islamischen Darstellungsverbot“ (753). So ergibt sich auf diesem Gebiet der Volkskultur von vornherein ein Gegensatz zwischen Südosteuropa und dem engeren Balkanraum, dem hier freilich Serbien und Bosnien zuzu-

ordnen sind. In diesem Raum kommt es erst nach der Loslösung vom Osmanischen Reich zu Amateuraufführungen. Bei der Entwicklung der nationalen Theaterkulturen bilden sich große Strukturdifferenzen heraus; diese „begünstigen [...] kaum eine gemeinsame Behandlung, wie dies etwa in der Balkanlinguistik der Fall ist“ (757). So kann der Verfasser nur relativ knappe, aber doch in dieser Zusammenstellung sehr instruktive Einzeldarstellungen liefern. „Eine umfassende Aufarbeitung und Inbezugnahme der nationalen Theatergeschichten im Sinne der Balkankomparatistik bleibt daher ein Forschungsdesiderat für die nächste Generation“ (764).

ECKEHARD PISTRICK kommt in „Musik des Balkans. Musiken des Balkans“ (771-787) zu einem zunächst ähnlich scheinenden Ergebnis: „Eine panbalkanische Populärmusik, basierend auf einer gemeinsamen Gruppenidentität, ist nicht eindeutig nachweisbar. Obwohl es auf dem Balkan verschiedene parallele musikalische Phänomene und parallele musikhistorische Entwicklungen gibt, plädieren wir an dieser Stelle für einen vorsichtigen Einsatz dieses verallgemeinernden Begriffs und bevorzugen stattdessen ‚Musiken des Balkans‘“. Möglicherweise wäre aber – ähnlich wie wir es auf dem Gebiet der Linguistik sehen – die Konzeption eines Konvergenzareals auch auf dem Gebiet der Volksmusik hilfreich: Sie würde auch auf diesem Gebiet – entsprechend den Isoglossen – durch eine überdurchschnittlich große Menge an sprachgrenzenüberschreitenden, aber nur einen Teil des „engeren“ Balkans umfassenden Ausbreitungslinien charakterisiert, die bestimmte musikalische Phänomene umschließen. Gewiss – hierzu müsste zunächst die Dichte solcher interferenzbedingten Erscheinungen in anderen Regionen innerhalb des größeren Mittelmeerraums überprüft werden, damit man von einer Art „musikalischem Balkanbund“ (ähnlich problematisch wie im Bereich der Linguistik) sprechen könnte. Pistrick erwähnt etliche solcher Phänomene, genannt seien nur die griechisch-albanisch-aromunischen Mehrstimmigkeitsformen im Pindus-Gebiet, die Guslaren-Praxis im südslawisch-nordalbanischen Raum, die sich mit sprachgrenzenüberschreitenden linguistischen Merkmalen, etwa mit der Perfektbildung im Nordostgegischen, Westmakedonischen und Aromunischen oder der Existenz des Renarrativs / Admirativs im Balkanslawischen, Albanischen und Meglenorumänischen vergleichen ließen. Dazu kämen natürlich noch weiter verbreitete, vielleicht das gesamte Balkangebiet im engeren Sinne charakterisierende Erscheinungen wie die asymmetrischen bzw. zusammengesetzten Taktarten und die weitgehend vom osmanischen Erbe geprägte städtische Musik – ähnlich wie z. B. die im ganzen Balkanraum herrschende Parallelität der Futurbildung auf sprachlichem Gebiet.

Der Beitrag von ROBERT BORN trägt einen langen Titel: „Architektur auf dem Balkan. Wahrnehmung und historiographische Entwürfe vor dem Hintergrund der sich wandelnden Konstellationen der letzten beiden Jahrhunderte.“ Zu den, wie in den anderen kulturwissenschaftlichen Bereichen, das Gesamtbild prägenden Zeugnissen der byzantinischen und osmanischen Kultur tritt hier ganz wesentlich das Schaffen der Antike und Spätantike. Dem Autor geht es nicht so sehr um die Beschreibung der künstlerischen Leistungen der einzelnen Epochen und Baustile als vielmehr um ihre Wahrnehmung und Beurteilung durch die Wissenschaft und ihre Verbindung mit den politischen Interessen der einzelnen Staaten

und ihrer Gesellschaften. V. a. die gerechte Bewertung und die Bewahrung der islamischen Denkmäler ist in der letzten Zeit deutlicher festzustellen.

Dem Artikel „Medien auf dem Balkan“ (813-830) von ALEKSANDRA SALAMUROVIĆ „liegt [...] ein kulturwissenschaftlicher Ansatz zugrunde, der v. a. der Frage nach dem Verhältnis zwischen Medien als kulturellkommunikativen Agenten und den kollektiven Sinnbildungsprozessen nachgeht“ (813). Dabei steht die Entwicklung der Presse, die bei den südosteuropäischen Völkern Ende des 18. bis ins 19. Jh. im Ausland begann, im Zentrum. Insgesamt haben die Medien in allen Balkanstaaten – ausführlicher werden die serbischen beschrieben, die ja durch die NATO-Angriffe im Jahre 1999 einen Sonderfall darstellen – bis in die Gegenwart eine nationale, identitätsstiftende Rolle, so dass länder- oder ethnienübergreifende, also „balkanologisch interessante“ Gesichtspunkte eher zweitrangig erscheinen. Zum Schluss meldet sich Klaus Steinke noch einmal zu Wort. In seinem Beitrag „Institutionalisierung der Balkanwissenschaften weltweit“ (831-844) konzentriert er sich auf drei Aspekte: 1. auf die Wegbereiter der Balkanologie und überragende Vertreter der Disziplin, 2. auf grundlegende Manifestationen der Disziplin in Form von Monographien, Zeitschriften und Kongressen sowie schließlich 3. auf ihre Etablierung im akademischen Bereich, wozu die Abhaltung einschlägiger Lehrveranstaltungen, die Einrichtung von Studienrichtungen und die Gründung von Balkan-Instituten gehören (831). Diese drei Aspekte werden ausführlich behandelt, und Steinke schließt seinen Beitrag mit der Forderung nach einer „zuverlässigen Förderung [...], die nicht von der jeweiligen politischen Konjunktur abhängt. Nur so sind solide und nachhaltige Forschung sowie eine adäquate Vermittlung ihrer Erkenntnisse möglich. Dazu gehören auch die Förderung und Institutionalisierung balkanologischer Forschung und Studiengänge“ (843).

Fassen wir zusammen: Im Ganzen fällt auf, dass dieser Band, der in keiner Bibliothek der an Südosteuropa Interessierten fehlen dürfte, im Vergleich zu anderen in den letzten Jahrzehnten veröffentlichten Sammelbänden über diese Region, der Sprachenproblematik einen recht kleinen Raum einräumt. Das mag v. a. daran liegen, dass erst 1999 das noch umfangreichere Kompendium „Handbuch der Südosteuropa-Linguistik“ erschienen ist – ebenfalls von Uwe Hinrichs, einem der Herausgeber des vorliegenden Bandes, im Harrassowitz Verlag in der Reihe „Slavistische Studienbücher. Neue Folge“ herausgegeben. Ein großer Teil der Autoren dieses Bandes vom Ausgang des 20. Jh.s begegnet uns in der vorliegenden Veröffentlichung erneut. Die Einschränkung im linguistischen Bereich mag aber auch daran liegen, dass sich der Forschungsschwerpunkt der Südosteuropaforschung im deutschsprachigen Raum seither doch merklich von der Sprachwissenschaft zur Zeitgeschichte und Kulturwissenschaft hin verschoben hat; das geht auch deutlich aus Steinkes abschließendem Beitrag hervor. Viele der oben besprochenen Beiträge zeigen jedoch, dass diese beiden Gebiete letztlich nicht zu trennen sind, sondern sich gegenseitig befruchten sollten. Gerade die Erforschung des mehrfach angesprochenen Spannungsverhältnisses zwischen „Südosteuropa“ und „Balkan“ – auch in der Einbeziehung dieser sich überlappenden Gebiete in eine übergreifende Europaforschung – verspricht wichtige Erkenntnisse.

Jena, Meißen

Wilfried Fiedler

¹ Uwe HINRICHS, Die sog. ‚Balkanismen‘ als Problem der Südosteuropa-Linguistik und der Allgemeinen Sprachwissenschaft, in: DERS. (Hg.), Handbuch der Südosteuropa-Linguistik. Wiesbaden 1999 (Slavistische Studienbücher. Neue Folge, 10), 429-462.

² Agnija V. DESNICKAJA, O sovremennoj teorii balkanističeskich issledovanij, in: Problemy sintaksisa jazykov balkanskogo areala. Leningrad 1979, 3-15, bes. 12: „die zu tautologischen Definitionen der Balkanismen als Merkmale, die den Balkansprachen eigen sind und der Balkansprachen als Sprachen, die Balkanismen besitzen, geführt haben“.

QUELLEN

Italijanski diplomatski dokumenti za Makedonija. Tom 1. Kniga 1: 1918-1924. [Italienische diplomatische Dokumente über Makedonien. Band 1. Buch 1: 1918-1924]. Auswahl, Redaktion und Kommentar Ivan KATARDŽIEV / Alenka LAPE. Übersetzung Alenka LAPE. Skopje: Državen arhiv na Republika Makedonija, Matica makedonska 2001. 409 S., ISBN 9989-622-26-4

Italijanski diplomatski dokumenti za Makedonija. Tom 1. Kniga 2: 1925-1927. [Italienische diplomatische Dokumente über Makedonien. Band 1. Buch 2: 1925-1927]. Auswahl, Übersetzung, Einführung und Redaktion Alenka LAPE. Vorwort und Kommentar Gane TODOROVSKI. Skopje: Državen arhiv na Republika Makedonija, Matica makedonska 2005. 687 S., ISBN 9989-622-53-1

1975 erschien im Verlag der Bulgarischen Akademie der Wissenschaften eine Festschrift für einen als Wissenschaftler wenig prominenten, indes aus einer berühmten bulgarisch-makedonischen nationalrevolutionären Familie stammenden Historiker: Tuše Vlachov (1899-1981), aus dem nordgriechischen Städtchen Kilkis (bulg. Kukuš) gebürtiger Autor regionalhistorischer Studien zur zentralbalkanischen Region Makedonien.¹ Tuše Vlachovs Onkel Dimităr Vlachov (1878-1953) war von 1924 bis zu seinem Tod der namhafteste Vertreter der pro-kommunistischen makedonischen Linken, sein Sohn Gustav (1912-1991), Tušes Vetter, bei Erscheinen der Festschrift jugoslawischer Botschafter in Wien. Die bulgarisch-jugoslawische Kontroverse um Makedonien zog sich also als Riss durch diese Intellektuellen- und Politikerfamilie, und dies zu einer Zeit – Mitte der 1970er Jahre –, als dieser erbitterte Historikerstreit von bilateraler Dimension auf seinen Höhepunkt zu steuerte. Aber der eigentliche Sprengstoff, der in dieser Festschrift verborgen war, war nur partiell ein gegenwartsbezogener, sondern primär ein zeithistorischer. Gemeint ist der Beitrag des damaligen Rektors der Kliment-Ochridski-Universität Sofija, Ilčo Dimitrov, seinerzeit einer der profiliertesten Vertreter der bulgarischen Zeitgeschichtsschreibung: „Das faschistische Italien und die Innere Makedonische Revolutionäre Organisation“². Bereits ein Jahr vor dem Erscheinen seiner Sofijoter Habilitationsschrift über die bulgarisch-italienischen Beziehungen unter Mussolini³ brach Dimitrov mit seinem Festschriftbeitrag gleich zwei Tabus: Zum einem tauchte damit erstmals die in der Volksrepublik Bulgarien als „großbulgarisch-chauvinistisch“, antikommunistisch und in ideologischer Hinsicht als faschistisch perhorreszierte Zwischenkriegs-IMRO in der Überschrift einer Studie aus der Feder eines bulgarischen Historikers auf. Zum anderen aber – und das ist nur auf den ersten Blick ein Widerspruch – wurde diese terroristische Organisation als enger Verbündeter des „Duce“ bei dessen antijugoslawischen Balkanpolitik identifiziert. Dimitrovs Aufsatz war insofern nachgerade revolutionär, als in der parteiamtlichen Geschichtswissenschaft in Sofia die IMRO ungeachtet ihrer Bündnispolitik mit rechtsextremen Regimen und Bewegungen, ihrer temporären Ko-Finanzierung durch das faschistische Italien und der von

ihr gerade in der bulgarischen Linken hinterlassenen Blutspur in gewisser Weise doch als der bulgarischen nationalen Sache dienend perzipiert wurde – nach dem bekannten Motto Franklin D. Roosevelts von „unserem Hundesohn“. Dimitrovs quellengesättigte Studien zur italienischen Bulgarien- und Makedonienpolitik basierten zum einem auf Archivalien in Sofia und Rom, hier v. a. aus denjenigen des Historisch-Diplomatischen Archivs des italienischen Außenministeriums im Farnesina-Palast (*Archivio Storico Diplomatico del Ministero degli Affari Esteri*), zum anderen auf den damals vorliegenden Bänden der Serien VII (1922-1935), VIII (1935-1939) und IX (1939-1943) der von führenden italienischen Zeithistorikern besorgten Aktenedition *I documenti diplomatici italiani* (DDI).

Umso schwerer erklärbar ist daher, dass in der anzuzeigenden Edition italienischer Quellen zu Makedonien im Zeitraum 1918-1927 weder Dimitrovs grundlegende Publikationen (und andere zentrale Untersuchungen zum Thema⁴) noch die DDI-Serie VI (1918-1922) und auch nicht die Bände der Serie VII, welche den Zeitraum 1922-1927 umfassen, firmieren. Die hier in makedonischer Übersetzung wiedergegebenen Dokumente stammen sämtlich aus dem Farnesina-Archiv; auf DDI wird auch dann nicht verwiesen, wenn das entsprechende Dokument dort ediert ist. Hinzu kommt, dass bezüglich der Archivfundorte der einzelnen Dokumente lediglich die Mappe (*pacco*), nicht hingegen der Faszikel (*fascicolo*) angegeben ist. Immerhin sind die regestenartigen makedonischen Inhaltsverzeichnisse durch italienische ergänzt, wie im Buch 1 auch das sachkundige Vorwort aus der Feder des Altmeisters der makedonischen Zeitgeschichtsschreibung Ivan Katardžiev sowohl in makedonischer wie italienischer Fassung enthalten ist („Predgovor“, 9-20; „Prefazione“, 21-31). Ungeachtet der anderslautenden Ankündigung im Inhaltsverzeichnis von Buch 2 findet sich hier das ebenso pathetisch-patriotische wie kryptisch betitelte Vorwort „Reichhaltiger Fundort historiographischer Faktographie“ („Bogato naogalište na istoriografska faktografija“, 15-30) aus der Feder des Literaten Gane Todorovski nicht in italienischer Übersetzung. Überdies ist die dreiseitige „Einführung“ („Voved“, 9-12) der Redakteurin und Übersetzerin Alenka Lape, einer Romanistin, in der italienischen Übersetzung auf eine halbe Seite geschrumpft („Introduzione“, 13). Die Register der Personen- und Ortsnamen im Anhang beziehen sich auf die Fundstellen in makedonischer Kyrilliza. Besonders bedenklich erscheint das Vorgehen der Editoren, sich auf im Skopjoter Staatsarchiv befindliche Mikrofilmaufnahmen der edierten Dokumente zu stützen. Wer diese Kopien wann und gemäß welcher Auswahlkriterien in Rom in Auftrag gegeben hat, wird nicht mitgeteilt. Ausgewertet wurden dabei ausschließlich die Länderbestände zu Bulgarien, Albanien und Jugoslawien des Großbestandes „Serie Affari Politici 1919-1930“. Andere Farnesina-Bestände oder Dokumente aus weiteren römischen Archiven wurden nicht herangezogen. Einige wenige Dokumente sind als Faksimile wiedergegeben.

Thematisch behandeln die übersetzten Dokumente zunächst die Führer der italienischen Diplomatie zur sich nach dem Krieg neu formierenden makedonischen Bewegung in Bulgarien, dann die ersten Kontakte. Italien war ab Ende 1918 sowohl mit einer Gesandtschaft als auch mit einem Hochkommissar samt Stab in der interalliierten Militärkontrollkommission vertreten. Diese Kontakte verdichteten sich zu konkreter niederschwelliger

und gegen das neue Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen gerichteter Zusammenarbeit. Dabei waren italienischerseits nicht nur Diplomaten, Militärs und Geheimdienstleute, sondern auch führende Mitglieder des Partito Nazionale Fascista, Institutionen der auswärtigen Kulturpolitik Roms, Journalisten sowie v. a. persönliche Emissäre des „Duce“, mehrheitlich „Pseudojournalisten“, tätig. Mussolinis *anno napoleonico* 1926 brachte eine Intensivierung der italienisch-makedonischen Verbindungen mit sich und resultierte in Gesprächen über eine Formalisierung der beiderseitigen Beziehungen. Denn aus der Sicht Roms war die IMRO ein wichtiger Baustein zur Einkreisung des SHS-Staates mit albanischer, bulgarischer, ungarischer und rumänischer Hilfe, desgleichen mit der Unterstützung kroatischer, montenegrinischer, kosovarischer und eben makedonischer Untergrundorganisationen. Dies deshalb, weil die IMRO regelmäßig im Frühjahr mit mehreren tausend Kämpfern die Grenze zwischen Bulgarien und dem SHS-Staat überschritt, um in dessen Südteil bis zum Wintereinbruch eine Art makedonischen Saisonalstaat zu errichten. Dies band in großem Umfang jugoslawische Armeeeinheiten, Gendarmerie und Militärkolonisten. Im Ergebnis von Verhandlungen zwischen dem „Außenminister“ der IMRO, Naum Tomalevski, einerseits sowie dem italienischen Gesandten in Sofia, Renato Piacentini, und Unterstaatssekretär Dino Grandi in Rom andererseits kam man überein, künftig koordiniert gegen Belgrad vorzugehen. „Ich habe Tomalevski das größte Wohlwollen und das lebhafteste Interesse des Faschismus an der makedonischen Sache ausrichten lassen“, telegraphierte der „Duce“, der neben seinen Funktionen als Parteichef und Ministerpräsident auch das Amt des Außenministers inne hatte, am 23.09.1927 an Piacentini in der bulgarischen Hauptstadt.⁵ Und am 3.10.1927 schickte Mussolini seinem Gesandten in Albanien, Ugo Sola, folgende Direktive: „Es ist überflüssig, dass ich Eurer Exzellenz gegenüber wiederhole, wie wichtig es für unsere Balkanpolitik ist, die revolutionäre makedonische Bewegung aus nächster Nähe zu verfolgen. Die Flamme der makedonischen Agitation beständig am Brennen zu erhalten, bedeutet, die Versuche einer bulgarisch-serbischen Wiederannäherung praktisch zu erschweren, wenn nicht gar unmöglich zu machen. Dies ist es, woran uns vor allem gelegen ist. Ich habe daher Tomalevski das größte Wohlwollen und das lebhafteste Interesse des Faschismus an der makedonischen Sache versichern lassen. Die Makedonier finden von heute an in Italien zuvorkommendste Gastfreundschaft.“⁶ Allerdings verhinderte zunächst eine im Herbst 1927 von der IMRO binnen kurzem ausgelöste internationale Krise, 1928 dann die Spaltung der Organisation in zwei sich erbittert bekämpfende Fraktionen gemeinsame italienisch-makedonische Aktionen gegen den SHS-Staat. Dennoch leistete Mussolini bis Anfang 1930 den beiden IMRO-Flügeln nicht nur politische, organisatorische und infrastrukturelle Unterstützung, darunter Waffenlieferungen, sondern in bescheidenem Umfang auch finanzielle Subventionen. Insofern ist es bedauerlich, dass die Skopjoter Edition mit dem Jahresende 1927 abbricht und eine Fortsetzung offenkundig nicht geplant ist.

Insgesamt fällt es schwer, den Wert der anzuzeigenden Quellenedition zu bemessen. Zum einen enthält sie etliche erstveröffentlichte Dokumente aus dem Farnesina-Archiv, wenn gleich in makedonischer Übersetzung, und gibt den Historikerinnen und Historikern in

Skopje, Bitola, Tetovo und Štip die Möglichkeit, auch ohne Kenntnisse des Italienischen zentrale Quellen zur Geschichte des 1. Zwischenkriegsjahrzehnts der Konfliktregion Makedonien zu rezipieren. Davon profitieren überdies ihre gleichfalls südslawischsprachigen Kolleginnen und Kollegen in Bulgarien, Serbien, Montenegro, Bosnien und Herzegowina, Kroatien sowie Slowenien. Allerdings gilt all dies nur für Buch 1, denn dem Skopjoter Historiker Teon Džingo ist die Information zu verdanken, dass das Buch 2 nach dem Druck aufgrund eines Rechtsstreits zwischen Redakteurin und Staatsarchiv nicht ausgeliefert wurde – was erklärt, warum es in keiner Bibliotheksdatenbank dieser Welt nachweisbar ist. Zum anderen aber sind neben den genannten Kritikpunkten die Annotationen spärlich und nahezu ausschließlich auf makedonische und bulgarische Personen, Institutionen, Orte u. a. bezogen.

Generell anzumerken ist, dass der relativ hohe Standard historischer Akteneditionen, wie ihn zu jugoslawischer Zeit das Institut für Nationalgeschichte in Skopje mit seinen Serien österreichisch-ungarischer, osmanischer, britischer, jüdischer, serbischer, russischer, griechischer u. a. Quellen gesetzt hat, vom Staatsarchiv der Republik Makedonien deutlich unterschritten wird.⁷ Dem Archiv ist daher zu raten, sich an der Editionstätigkeit des Staatsarchivs der Republik Bulgarien im benachbarten Sofia zu orientieren, in dessen Serie „Archivite govorjat“ (Die Archive sprechen) in den vergangenen Jahren in großem Umfang und in mustergültiger Form Dokumente zur modernen Geschichte Makedoniens veröffentlicht wurden⁸ – allerdings keine italienischen.

Leipzig

Stefan Troebst

¹ Christo NESTOROV u. a. (Hgg.), *Bälgarija i evropejskite strani prez XIX-XX vek. Posveštava se na čl.-kor. Tuše Vlachov po slučaj 75-godišnjinata mu. Sofija 1975.* Zu Tuše Vlachov vgl. Christo NESTOROV, *Tuše Christov Vlachov – život i tvorčestvo*, in: ebenda, 7-19; und Stefan TROEBST, *Petär (Tuše) Hristov Vlahov (3./15.VI.1899-13.VI.1981)*, *Südost-Forschungen* 46 (1982), 349f.

² Ilčo DIMITROV, *Fašistka Italija i VMRO*, in: NESTOROV u. a. (Hgg.), *Bälgarija i evropejskite strani*, 244-264.

³ Ilčo DIMITROV, *Bälgaro-italianski političeski otnošeniya 1922-1943*. Sofija 1976.

⁴ Vgl. *pars pro toto* H. James BURGWIN, *Il revisionismo fascista. La sfida di Mussolini alle grandi potenze nei Balcani e sul Danubio 1925-1933*. Milano 1979; und Massimo BUCARELLI, *Mussolini e la Jugoslavia (1922-1939)*. Gorgonzola 2006. Dass die thematisch einschlägige Dissertation des Rezensenten in der besprochenen Edition nicht firmiert, wundert angesichts der bescheidenen Fremdsprachenkenntnisse Skopjoter Historikerinnen und Historiker nicht: Stefan TROEBST, *Mussolini, Makedonien und die Mächte 1922-1930. Die „Innere Makedonische Revolutionäre Organisation“ in der Südosteuropapolitik des faschistischen Italien*. Köln, Wien 1987.

⁵ Telegramm Nr. 384/297, Mussolini-Piacentini, Rom, 23.09.1927, in: DDI VII, Bd. 5, Nr. 434, 418f., hier 418. Dieses Dokument ist in der anzuzeigenden Edition nicht enthalten.

⁶ Telegramm Nr. 1359/632, Mussolini-Sola, Rom, 3.10.1927, in: DDI VII, Bd. 5, Nr. 446, 436f., hier 436. Dieses Dokument ist in Buch 2, Nr. 174, 473f., der anzuzeigenden Edition in Überset-

zung enthalten („Tajna telegrama od ministerot za nadvorešni raboti vo Rim do italijanskoto prets-tavništvo vo Drač od 3 oktombri 1927 godina, vo vrška so dogovorite so Tomalevski i so upatstvata za razgovor so kralot Zogu“ [Geheimes Telegramm des Ministers für Auswärtige Angelegenheiten in Rom an die italienische Vertretung in Durrës vom 3. Oktober 1927 im Kontext der Gespräche mit Tomalevski und mit Anweisungen für das Gespräch mit König Zogu]), wobei eine Mikrofilmkopie des Originaldokuments im *pacco* 740 des Bestandes „Albania 1919-30“ des Farnesina-Archivs zu-grunde gelegt wurde. Die zugehörige Faszikelnummer ist 497.

⁷ Zwei Beispiele: Todor ČEPREGANOV / Teon DŽINGO (Hgg.), *Velika Britanija i Makedonija. Do-kumenti (1918-1940)*. Skopje 2011, und Novica VELJANOVSKI, / Jan RYCHLÍK (Hgg.), *Čehoslovački diplomatski dokumenti za Makedonija. Kniga 1: 1919-1933. Skopje 2006; Kniga 2: 1934-1939. Skopje 2007; Kniga 3: 1939-1975. Skopje 2008; Kniga 4: 1976-1989. Skopje 2010*. Vgl. dazu mei-ne Rezension in *Bohemia* 54 (2014), 503-507.

⁸ Vgl. exemplarisch Ivan ILČEV (Hg.), *Balkanskijat komitet v London (1903-1946)*. Sofija 2003 (Archivite govorjat, 27); Milena TODORAKOVA (Hg.), *Bälgarija i Nezavisimata Chärvatska Däřžava (1941-1944)*. Diplomatičeski dokumenti. Sofija 2004 (Archivite govorjat, 32); und Aleksandär GRE-BENAROV / Nadja NIKOLOVA (Hgg.), *Bälgarskoto upravlenie väv Vardarska Makedonija (1941-1944)*. Dokumentalen sbornik. Sofija 2011 (Archivite govorjat, 63).

Kunstdenkmäler im Veneto. Beschreibungen und Bewertungen des Jesuiten Daniel Papebroch aus dem Jahr 1660. Erstedition, Übersetzung, Kommentar. Hg. Udo KINDERMANN. Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag 2016. 258 S., ISBN 978-3-412-50366-6, € 35,-

Kunstdenkmäler im Latium und der Toskana. Beschreibungen und Bewertungen des Jesuiten Daniel Papebroch aus den Jahren 1661-62. Erstedition, Übersetzung, Kom-mentar. Hg. Susanne DAUB. Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag 2016. 322 S., ISBN 978-3-412-50346-8, € 40,-

Unter dem Titel „Kunstdenkmäler in [...]“ in einer neuen Reihe „Forschungsreise der Bollandisten in Italien 1660-1662“ (Generalherausgeberin ist Susanne Daub, bisher ohne Bandzählung oder Zahl veröffentlicht) sind gerade im Böhlau Verlag oben genannte Bände erschienen, welche hier zusammen angezeigt seien. Dem Leser werden hier von Daub selbst (und von Mitarbeitern, bisher Udo Kindermann) in Planung mit dem Böhlau Ver-lag – in geographischen Häppchen nach heutigen italienischen Regionen geordnet – und neuvertitulierte, etliche Teile eines „Italien-Reisetagebuchs“ des Jesuitenpaters Daniel Pape[n]broch (1628-1714) angeboten. Besonders hervorzuheben ist, dass dieses nun erstmals in das Deutsche übersetzt wurde. Die Bände sind Teil der hiermit gestarteten (und in weiterer Planung befindlichen) mehrbändigen Editionsreihe, die aus einer (nur als einziger

Autograph) erhaltenen Einzelquelle schöpft, nämlich dem bereits erwähnten Tagebuch – „diarium“ = Handschrift 971 – des sog. „Museum Bollandium“ in Brüssel (genauer Beleg und Nachweis nur [!] bei Kindermann, Einleitung, 7, Anm. 5).

Das „diarium“ ist im Original in „antikisch-lateinischer“ (Kindermann, 14) Sprache abgefasst (transkribiert mit dem editorischen Titel „Ex diario [...]“, Kindermann, 155-224; Daub, 191-264). Der lateinische Text (Hinweis auf diesen fehlt in den Titeln) ist in der Edition dem Text der deutschen Erstübersetzung nachgestellt. Der Originaltitel des Werks, und damit der Quelle, ist aber nun eigentlich „Diarium itineris Romani“ = „Tagebuch einer Romreise“, wie wir es in der Einleitung interessanterweise wiederum exklusiv nur im Band von Susanne Daub erfahren (Daub, 11). Laut gleichlautender Information in der Frontispiz (2) der beiden Bände sollen noch mindestens acht (?) weitere Bände, nämlich über die Emilia-Romagna, die Marken, Umbrien, Rom, Neapel, Ligurien, die Lombardei und den Piemont folgen.

Beide Herausgeber erarbeiten eine informative und interessante, eigentlich unabhängige „Einführung“ (Kindermann, 7-29; Daub, 11-44), mit Verweisen auf eigene Vorarbeiten (eigentlicher Beginn der Reise in Flandern bis nach Trient 1660¹), zur Person des Schreibers (von Kindermann selbst als „fleißiger Bildungstourist“ bezeichnet, 23), dessen Umfeld, und der Genese des Werks. Das Tagebuch ist quasi ein Nebenprodukt der eigentlichen Forschungen des Bollandisten und Theologen Papebroch in Italien (vgl. dazu auch Daub, Anhang I, 267-276) im Bereich der Hagiographie.² Papebroch ist übrigens immer unterwegs mit seinem älteren Reisegefährten, Kollegen und Mitforscher Pater Gotfrid [Godefridus] Henschen, SJ (1600-1682). Der Kommentar-Apparat liest und findet sich in Fußnoten unter dem deutschen Text. Die Literaturnachweise finden sich hinter dem lateinischen Text („Literatur“, Kindermann, 225-234; Daub, 283-310). Abgeschlossen werden die Bände jeweils mit einem eigenen Index (Stichwortverzeichnis).

Die Kapitel des eigentlichen Texts der Bände sind, was einfach dem Charakter des Originals eines Itinerars geschuldet ist, rein nach Orten gegliedert (Kindermann, Inhaltsverzeichnis, 5). Für den Veneto-Band sind dies dann vier Kapitel, nämlich: „Verona [wohl ab 23.10.1660, vgl. Kindermann, 14], Vicenza, Padua und Venedig [bis 10.11.1660]“; der Band „Latium und Toskana“ (Daub, Inhaltsverzeichnis 7f.) bietet mehr Stationen: „Von Rom nach Viterbo [ab dem 3.10.1661], Viterbo, Von Viterbo nach Siena, Siena, Florenz und Umgebung, Pistoia, Lucca, Von Lucca nach Genua [bis 5.3.1662].“ Nachgegeben sind nur bei Daub noch drei weitere Dokumenten-Anhänge (267-282) mit deutscher Übersetzung. Die Chronologie folgt offenbar der Reiselogistik von Nord nach Süd. Allerdings ergeben sich, wie gezeigt, durch inhaltliche Abweichungen und den Lücken in der Reisechronologie der verfassten unterschiedlichen „Einführungen“ dem Leser und Benutzer eines einzelnen Bands nicht immer alle für das allgemeine Verständnis wichtigen Basisinformationen (im Sinne einer präzisen Angabe) der eigentlichen Quelle der Edition. Auch wird man nun nicht erwarten, dass jeder interessierte Leser oder Benutzer deshalb den Erwerb der ganzen Reihe bzw. dieser zwei Bände in Erwägung ziehen möchte. Dieses kleine Dilemma³ könnte durch den Abdruck einer, aus Sicht des Rezensenten für den Einzel-

benutzer der Bände wichtigen, immer gleichen Infoseite, oder zumindest Beleg in einer Fußnote, in den folgenden geplanten Bänden sicher doch noch leicht gelöst werden, ähnlich dem Hinweis auf die zukünftigen Bände.

Zum Text: Der Charakter des Texts, der offensichtlich nie zur Veröffentlichung bestimmt war, ist eine einfache Reisebeschreibung eines universal gebildeten Akademikers (nicht frei von Persönlichem und etlichen Banalitäten), der offenbar auch über profunde botanische Kenntnisse verfügte (hier bemerkenswert: die Erwähnung der amerikanischen Aloe(-Vera)-Pflanze in Verona, siehe Kindermann, 49). Ein Hauptaugenmerk widmet Papebroch hier, was für einen reisenden Theologen fast selbstverständlich anmutet, natürlich der Aufsummierung und den Beschreibungen der besuchten Kirchenbauten und den darin praktizierten christlichen Kulturen, Heiligenviten sowie den in diesen aufbewahrten Reliquien (vgl. etwa Kindermann, 115f., 118). Kunstgeschichte war im 17. Jh. als akademische Disziplin noch nicht erfunden worden, und man fragt sich deshalb, warum man nun ausgerechnet das „diarium“ als Beschreibung von Kunstdenkmälern werten möchte. Stichprobenartig betrachtet, siehe den Kurzauszug im Band Veneto zum Markusplatz in Venedig (Kindermann, 106f.), ergibt sich bisher nur eine relativ interessante ab und an den Charakter einer banalen beschreibenden statistischen, aber immerhin empirischen Auflistung des Gesehenen und Bereisten nicht übertreffende, allerdings recht umfassende Reiseschilderung. Zugegeben stechen an einigen Stellen besonders detaillierte Denkmäler-Beschreibungen hervor (etwa der „San Zeno Maggiore“-Kirche in Verona aus dem 12./13. Jh., vgl. Kindermann, 38-40). Allerdings stehen andererseits teilweise auch völlig oberflächliche Beobachtungen an und in Kirchen und deren Interieur sowie eben auch der Reisealltag im Text. In der Toskana angekommen (8.10.1661), teilt uns dazu Papebroch etwa mit „Nach der Messe frühstückten wir, für uns beide waren ein Aal und vier Eier völlig ausreichend“ (Daub, 65f.). Dass nun Papebroch etwa heute untergegangene und zerstörte Bauwerke sah, andere nur zu kurz erwähnt und lückenhaft beschreibt, teilweise auch ohne deren Namen oder Erbauer zu kennen oder anzugeben, andere Kunstwerke sogar möglicherweise falsch benennt, ist eigentlich wenig verwunderlich und verweist damit auf den tatsächlichen Wert dieses Tagebuchs als kunsthistorische Quelle: So fällt Papebroch etwa in Venedig schon zwar die einst am Markusplatz befindliche (heute verschwundene) Kirche „San Geminiano“ auf (Papebroch: „[...] eine sehr schöne kleine Kirche [...]“, die 1807 unter Napoleon zerstört wurde)⁴, allerdings ohne deren Patrozinium anzugeben oder spricht von sog. „Tizianen“ im Saal des Großen Rats im Dogenpalast am Markusplatz (vgl. Kindermann, 107, 123f.).⁵

Von der Markuskirche an sich zeigt sich Papebroch u. a. wegen den Verrußungen der inneren Dekoration ganz und gar enttäuscht (Kindermann, 106). Die gerade in Bau befindliche berühmte „Salute-Kirche“ (Santa Maria della Salute, eingangs des „Canal Grande“) und deren seinerzeitige Baustelle wird von Papebroch auf einfache Art beschrieben, über ausführende Bauleute (o. ä.), geschweige denn über den Architekten Baldassare Longhena (1598-1682) erfahren wir nichts (Kindermann, 141-143). Wie Kindermann selbst sehr richtig anmerkt, ist „für Künstlerpersönlichkeiten noch sehr wenig Interesse vorhanden,

einige besonders bekannte Künstler werden immerhin namentlich genannt“ (12), so etwa der berühmte Maler Paolo Veronese (1528-1588) (Kindermann, 121).

In Vicenza wird immerhin gewusst, dass der Bau des berühmten „Teatro Olimpico“ (Papebroch bemerkt dazu verklärt und entzückt: „Ich habe noch nie etwas so Schönes in dieser Art gesehen“, Kindermann, 80) von Andrea Palladio (1508-1580) stammt, dass dieser aber vom bekannten Architekten Vincenzo Scamozzi (1548-1616) fertig gestellt wurde (Bühne, Bühnenraum, obschon von Papebroch beschrieben), darüber kein Wort. Auch die Urheberschaft zahlreicher weiterer venezianischer Bauten (etwa die gerade erwähnten „neuen Prokuratorien“) Scamozzis (sowie im Veneto generell) scheint Papebroch nicht bekannt, obwohl er dessen Bauwerke ab und an erwähnt. Festzuhalten bleibt damit: Papebroch ist mangels individueller Kenntnis und mangelnden persönlichen Kontakten außerhalb des Klerus (im Idealfall etwa speziell zu zeitgenössischen italienischen Architekten und Künstlern vor Ort), selbst doch relativ weit von grundlegenden respektive für uns interessanten tatsächlichen Erkenntnissen in seinen Beschreibungen zu den in der Tat hier aufsummierten zahlreichen „Kunstdenkmälern“ entfernt. Ausgenommen ist hierbei freilich seine hagiographische Neugier nach den in den Kirchen verehrten Heiligen und sein Interesse an deren Reliquien und deren kultische Präsentation (vgl. etwa die Schilderung zum „Hl. Märtyrer Florian aus Vicenza“, Kindermann, 74f.). Folglich möchte man die sehr begrüßenswerte Vorlage in deutscher Sprache eher via ihrem zeithistorischen und kulturhistorischem – und eben nur bedingt kunsthistorischem – Wert her evaluieren.

Die Möglichkeit, dass die durchaus als barock-vergnügend nachvollziehbare und illustre Rom-Reise der Jesuiten-Patres Papebroch und Henschen, nun quasi als „Gesamtkunstwerk“ (einer „Grand Tour“) erstmals in deutsch gelesen und anerkannt werden kann, wenn auch in etliche Bände aufgeteilt, sowie deren damalige Begeben- und Gegebenheiten nach-erleben zu können, macht wohl den eigentlichen Wert der Vorlage aus. Dies sei aber bitte im reisephilosophischen Sinne vom „Weg, der das Ziel ist“ her gesehen — und weniger im Sinne eines lexikalisch-geographischen Nachvollziehens (oder Nachspürens) vermeintlich „kunsthistorisch wichtiger“ (vgl. dazu die all zu unkritische Hervorhebung als gar „unschätzbare Quelle“ für den Kunsthistoriker via den Verlagstext auf dem hinteren Umschlagdeckel) einzelner regionaler, deskriptiver Aufzählungen der tatsächlich hier belegten mannigfaltigen Kirchenbauten, Kulte und Kunstobjekte, z.T. aber eben nur mit relativ bescheidenem itinerarisch-statistischen Informationsgehalt. Letzteres ist ein aus heutiger Sicht übergestülptes fragliches Anliegen der Herausgeber (oder des Verlags?), worauf uns die künstlichen erzeugten Titel der Einzelbände leider vielleicht etwas zu explizit und suggestiv hinführen wollen.

Frankfurt/M.

Alexander Zäh

¹ Dazu bereits Udo KINDERMANN (Hg.), *Kunstdenkmäler zwischen Antwerpen und Trient, Beschreibungen und Bewertungen des Jesuiten Daniel Papebroch aus dem Jahre 1660*. Wien, Köln, Weimar 2002.

Rezensionen

² Siehe etwa Maciej DORNA, Von der Hagiographie zur Diplomatik. Daniel Papebrochs Lehre zur Erkennung von frühmittelalterlichen Urkundenfälschungen, *Archiv für Diplomatik, Schriftgeschichte, Siegel- und Wappenkunde* 60 (2014), H. 1, 165-190.

³ Auch keine Aufführung dieser Information, Stichwort „Originalzitat der Quelle“, der ganz am Schluss befindlichen (abermals textunterschiedlichen) englischen und italienischen Zusammenfassungen („Summary/Sinossi“) der bisherigen Bände (Kindermann, 257f.; Daub, 321f.).

⁴ Siehe dazu auch Elena BASSI, *Tracce di chiese veneziane distrutte. Ricostruzioni dai disegni di Antonio Visentini*. Venezia 1997.

⁵ Die dortigen Arbeiten Tizians waren wohl bereits durch den Brand im Jahre 1577 zerstört, überliefert ist lediglich – via einem Stich –, dass Tizian dort einst die „Schlacht von Cadore“ (1537) als Fresko ausführte.

HISTORIOGRAPHIE

Archivarbeit im und für den Nationalsozialismus. Die preußischen Staatsarchive vor und nach dem Machtwechsel von 1933. Hg. Sven KRIESE. Berlin: Duncker & Humblot 2015. 623 S., ISBN 978-3-428-14746-5, € 29,90

Mit dem Betreten der Archive Mittel-, Ost- und Südosteuropas eröffnet sich dem Historiker und dem Archivar eine Welt, die noch heute von den Folgen des 2. Weltkriegs geprägt ist. Das ist nicht nur den Kampfhandlungen geschuldet. Vielmehr haben die Archive selbst massiv daran mitgewirkt, indem sie Archive flüchten, beschlagnahmen oder auch (nach dem Krieg) restituieren wollten. Insofern kann man insbesondere den Osteinsatz deutscher Archivre in nicht-deutschen Archiven mit Berechtigung als „massiven Verstoß gegen das Provenienzprinzip“ bezeichnen, wie Tobias Musial dies auf dem 75. Deutschen Archivtag in Stuttgart 2005 tat. Technisch ist diese Einschätzung zweifelsohne korrekt.

Doch es steckt deutlich mehr dahinter. Archive waren und sind auf einer bestimmten Ebene immer auch so politisch wie diejenigen, die sie betreuen und bilden. Einige Arbeiten wie die von Tobias Musial,¹ Johanna Weiser² und Stefan Lehr³ haben einzelne Bereiche dieses komplexen Themenbereichs für die Forschung erschlossen. Die dahinterstehenden archivarischen Denk- und Handlungsstrukturen wurden jedoch bislang kaum untersucht, obwohl auch dort interessante Befunde zu erwarten sind.⁴ Auf die Ergebnisse des erwähnten Stuttgarter Archivtags⁵ folgten allerdings nur hier und da Studien zu einzelnen, meist kleineren deutschen Archivverwaltungen.⁶ In die Breite hinein fehlen bislang Untersuchungen. Das allgemeine Forschungsinteresse ebte nach 2005 insgesamt wieder ab. Um es wiederzubeleben, fand am 7./8.03.2013 im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz in Berlin-Dahlem eine Tagung statt, deren Beiträge nun im Druck vorliegen; sozusagen eine späte Frucht des Stuttgarter Archivtages. Sven Kriese, Abteilungsleiter im GStA PK, hat dankenswerterweise die Aufgabe übernommen, die Tagungsbeiträge zu dem vorliegenden Band herauszugeben.

Der Band widmet sich fünf Themenkomplexen. Im 1. Bereich geht es um „Professionalität, Anpassung und Teilhabe“. SVEN KRIESE betrachtet in einem intensiven Vergleich die Amtszeiten der beiden letzten Generaldirektoren der preußischen Archivverwaltung Albert Brackmann (1929-1936) und Ernst Zipfel (1936-1945). Der Vordenker des Kulturstaats-Paradigmas WOLFGANG NEUGEBAUER dekonstruiert den Opfer-Mythos, den der Archivar und spätere Ordinarius an der Freien Universitäten Berlin Carl Hinrichs über seine angebliche „Strafversetzung“ vom Geheimen Staatsarchiv in Berlin-Dahlem nach Königsberg nach dem Krieg pflegte. Tatsächlich scheint es sich eher um eine Versetzung gehandelt zu haben, die leichteren Quellenzugang für Hinrichs ermöglichte. ANGELIKA MENNE-HARITZ bietet eine biografische Skizze des in Deutschland lange Zeit vergessenen preußischen Staatsarchivars Ernst Posner (1892-1980), der aufgrund seiner jüdischen Herkunft 1939 nach Amerika emigrieren musste und dort an führender Stelle beim Aufbau des US-amerikanischen Nationalarchivs mitwirkte. Er arbeitete eng mit

Theodor Schellenberg zusammen, dessen Ideen bis heute grundlegend für die moderne Archivtheorie sind (111-141).

Im 2. Bereich des Bandes geht es um das Verhältnis von Zentrum und Peripherie. INGE-BORG SCHNELLING-REINICKE beschreibt, wie der preußische Führungsanspruch innerhalb des deutschen Archivwesens auf eine nahezu ungeteilte Zustimmung der leitenden Archivare gestoßen sei. Widerspruch und alternative Ordnungsvorstellungen kamen vor allem aus München, wo das eigenstaatliche Bewusstsein noch ausgeprägter war, sowie nach 1938 auch aus Wien (146-164, bes. 162f.). SUSANNE BROCKFELD widmet sich der ost- und westpreußischen Provinzialüberlieferung im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz. Sie stellt die Geschichte dieser splinterhaften Tradition eingehend dar und zeigt, dass einerseits bloßer Zufall die Überlieferung begründete und erhielt. Andererseits drücken sich nationalsozialistische Intentionen in den überlieferten Inhalten aus, wenn etwa von 2900 die NS-Zeit betreffenden Archivalien 2400 einer Fragebogenaktion über die Ritterkreuzträger entstammen. Wenn ebenfalls Katasterunterlagen als Masse der Überlieferung genannt werden, zeigt sich, dass der historische Wert relativ begrenzt ist (190-207).

Im 3. Bereich geht es um die archivarischen Fachaufgaben der Benutzung und Auswertung. CHRISTOPH NONN (211-219) arbeitet sich an der Tätigkeit Theodor Schieders an der Landesstelle Ostpreußen für Nachkriegsgeschichte ab. Die Einrichtung verursachte zwar nicht die Planungen zur ethnischen Säuberung besetzter Gebiete speziell in Polen, im Baltikum und der Sowjetunion, aber suchte sie historisch zu legitimieren. Ebenfalls beteiligte sich diese Einrichtung an der Verschleppung polnischer Akten 1939/40. Der Frage nach Restriktionen für polnische Historiker in preußischen Archiven geht STEFAN LEHR nach (221-258). Wie Johanna Weiser stellt er fest, dass unter Albert Brackmann die preußische Archivverwaltung sich „mit einem energischen Ruck gen Osten wandte“⁴⁷. Unter dem 1929 ernannten Generalarchivdirektor Albert Brackmann verschlechterten sich die Nutzungsbedingungen für polnische Archivbenutzer noch in der Spätzeit der Weimarer Republik merklich. Benutzungsanträge wurden verzögert und Akten sogar verheimlicht, um die „einseitig zur Legitimierung ihrer im nationalen Sinne vorgefassten Ansichten“ (241) polnischer Wissenschaftler zu verhindern, Stichwort polnische Westforschung. Dass umgekehrt deutsche Wissenschaftler im Dienste der Ostforschung in gleicher Weise polnische Archive besuchten und das Material eben nicht *sine ira et studio*, sondern in höchst tendenziöser Weise nutzten, darin sah die preußische Generalarchivdirektion hingegen kein Problem, gegen das energisch hätte eingeschritten werden müssen. Lehr stellt die polnischen antideutschen Maßnahmen als Ergebnis des angewendeten Reziprozitätsprinzips dar, also weitgehend als Reaktion auf für polnische Benutzer in preußischen Staatsarchiven eingeführte Restriktionen. Der Nichtangriffspakt zwischen Polen und dem Deutschen Reich von 1934 brachte zeitweilig gewisse Liberalisierung, wenigstens aber das Reichsministerium des Innern setzte nach 1938 die restriktive Handhabung ausländischer Benutzungsgesuche schließlich auch auf Reichsebene durch. Gleichwohl zeigten Proteste aus Wien und München, dass selbst noch zu diesem relativ späten Zeitpunkt eine großzügigere Handhabung des Archivzugangs außerhalb Preußens üblich war. MARTIN MUNSKE

untersucht in einem Beitrag über die archivische Fachaufgabe der Öffentlichkeitsarbeit ausführlich die Geschichte der Publikationsstelle Berlin-Dahlem von 1931 bis 1947 (259-294). Noch in der Weimarer Republik ins Leben gerufen, beteiligte sich diese Einrichtung massiv an der irredentistischen Bereitstellung von Materialien über das Deutschtum in den unmittelbaren Grenzgebieten des Reiches zu Polen und der Tschechoslowakei. Nach der Besetzung dieser Länder wirkte die „PuSte“, um die deutsche Hegemonie in ganz Osteuropa im völkischen Sinne zu untermauern. Das lohnte sich: 1941 erfolgte die Aufnahme der Publikationsstelle in den ordentlichen Reichshaushalt, 1943 wurde sie dem Reichssicherheitshauptamt unterstellt. Größere Wirkung entfaltete die Einrichtung infolge des weiteren Kriegsverlaufs nicht mehr. In den 1950er und 1960er Jahren gelangten weite Teile der Bibliotheksbestände in das Marburger Herder-Institut.

Der 4. Bereich widmet sich der archivischen Überlieferungsbildung, dem Archivschutz und der Ausbildung. Zunächst stellt ULRICH KOBER (307-334) die Frage, inwieweit der Nationalsozialismus in der archivischen Facharbeit Niederschlag gefunden habe? Obwohl er sich mit seinen Ausführungen ganz auf das preußische Geheime Staatsarchiv konzentriert, kann Kober doch Aussagen von allgemeinerer Bedeutung machen. Er konstatiert eine „erstaunliche Abstinenz nationalsozialistisch gefärbter Bewertungskriterien“ (322). Für das Fehlen einer spezifisch nationalsozialistischen Bewertungspraxis liefert er mehrere Gründe: Erstens sei die NS-Ideologie ohnehin nur in speziellen Grenzbereichen (Rassen- und Sippenkunde) überhaupt zur Umsetzung in konkrete Bewertungsmaßnahmen tauglich gewesen. Dies ist insoweit zu relativieren, als in verschiedenen Orten zeithistorische Sammlungen in Behörden und Archiven bewusst angelegt wurden, um einen von den Nationalsozialisten postulierten „degenerativen Charakter“ des „Weimarer Systems“ zu dokumentieren. Zweitens habe das deutsche Archivwesen unter dem Nationalsozialismus eine Masse an Veränderungen durchlebt, angefangen von der enorm angewachsenen Ahnenforschung mit dem entsprechenden Benutzerandrang, Verwaltungsreformen, aus denen Massenabgaben resultierten und dem 2. Weltkrieg mit seinen Abgaben und Folgen für das überhaupt vorhandene Personal. Somit war das deutsche Archivwesen nicht in der Lage gewesen, sich intensiv mit dem Nationalsozialismus als (möglicher) theoretischer Basis für Bewertung und damit Überlieferungsbildung auseinanderzusetzen. Drittens wandelte sich gerade durch die vergleichsweise kurze NS-Herrschaft das Aufgabenspektrum von Archiven von historischen Forschungsstätten hin zu „Behördenbetreuungsarchiven“. Hinzu kam die Tendenz zur Bildung von Behörden- oder Sonderarchiven, namentlich auf Parteiinitiative, die den ausgebildeten Fachkräften verschlossen waren. PAULINE PUPPEL arbeitet die Geschichte und Bedeutung des 1930 eingerichteten Instituts für Archivwissenschaft (IfA) in Berlin-Dahlem als zentrale Ausbildungseinrichtung für Archivare in Preußen auf. Laut Aussage des Generaldirektors Brackmann war 1932 (!) das IfA die „einzige wissenschaftliche Einrichtung zur Abwehr der gefährlichen geistigen Offensive Polens“ (340). Man ahnt, von welchem Geist dieses Institut durchdrungen war. Deutlich wird die enge Verknüpfung von Ressourcenzugriff und (williger) Instrumentalisierung für die staatliche Propaganda: Nach 1933 bestanden weitaus bessere Berufsaussichten für Absolventen

und bessere Beförderungsmöglichkeiten. Ebenfalls bedeutete der Nationalsozialismus eine sprachliche Angleichung des Archivarberufs an sonstige staatliche Termini. So wurde aus dem Archivasspirant der Archivreferendar (344). Auch eine Anzahl Frauen nahmen an den Kursen teil, deren Lebensläufe Puppel genau verfolgt. Anders als heutzutage wurde den Kursteilnehmern ein polnischer Sprachkurs nahegelegt (348). An der Ausbildung war auch Dr. Georg Winter beteiligt, ab 1952 der erste Präsident des Bundesarchivs. Er sah bereits 1932 die Beschäftigung mit den Ostfragen als „nationalpolitische Aufgabe erster Größe“ an (349). Das IfA wirkte lange nach: In der Nachkriegszeit beriefen sich Archivare aus Ost und West auf dieses Institut als Ausbildungsstätte. Die Ausbildungsstruktur des IfA schuf nicht nur eine an einen Korpsgeist grenzende Berufsauffassung, sondern auch tragfähige Fundamente für die Archivwissenschaften als Fach.

Ebenfalls Folgen für die Nachkriegsarchive hatte der Archivgutschutz. JOHANNES KISTENICH-ZERFASS behandelt in seinem Beitrag die Auslagerung von Archivgut im 2. Weltkrieg. Er hebt in seinem ausgesprochen analytischen Beitrag zur „verordneten Selbsthilfe“ der staatlichen Archive in Preußen die Rolle des zentralen „Kommissars für Archivschutz“ für das gesamte Deutsche Reich hervor (415f.). Der Generalarchivdirektor Ernst Zipfel, der im Krieg zum Kommissar für Archivschutz ernannt worden war, nutzte seine Weisungskompetenz für alle deutschen Staatsarchive, nicht nur für die preußischen, aus unbekanntem Gründen nur zögerlich (428). Er vermied es bis 1943, Archivgutflüchtungen zur Pflicht zu machen. Durch diese Unterlassung fielen etwa 20 % der Bestände im Staatsarchiv Hannover, ein Drittel der Darmstädter Archivbestände und 75 % im Brandenburg-Preußischen Hausarchiv den alliierten Luftangriffen zum Opfer, von der vollständigen Vernichtung des preußischen Heeresarchivs in Potsdam wenige Wochen vor Kriegsende ganz zu schweigen. Die verwendeten Auslagerungsorte sind auf einer dem Buch beigefügten Landkarte verzeichnet. Aus den Erfahrungen des Krieges wurden in der Bundesrepublik und in der DDR umfangreiche Programme zur Sicherheitsverfilmung aufgelegt, die noch heute durchgeführt werden.

Der 5. und letzte Abschnitt ist eine Darstellung der Geschichte des preußischen Zentralarchivs in der unmittelbaren Nachkriegszeit, ein Ausblick auf den Übergang des Geheimen Staatsarchivs in eine Zeit ohne Staat. Der Direktor JÜRGEN KLOOSTERHUIS ediert zudem eine Vielzahl von Quellen zu dieser Transitionsphase des preußischen Geheimen Staatsarchivs.

Sämtliche Beiträge sind lesenswert und auf qualitativ hohem Niveau. Angesichts des hier zur Verfügung stehenden Raumes konnten leider nicht alle der Beiträge genannt und ausführlicher dargestellt werden. Methodologisch werden keine innovativen Wege beschritten, sondern solide ausgebauten Wege, die Schneisen in das Dickicht der Forschungsdesiderate aufzeigen. Der Band verdeutlicht, dass nicht erst nach 1933 eine dezidiert anti-polnische Stoßrichtung in der preußischen Archivverwaltung existierte. Die Angliederung der Publikationsstelle 1931 und die Unterrichtsinhalte der neuen Ausbildungsstätte IfA ab 1930 legen beredtes Zeugnis ab. Stattdessen wird eine Funktionsgruppe in Konturen erkennbar, die ihren zunehmenden Grad an Professionalisierung teils durch nichtfachliche Eingriffe (Archivpflege, Aufbau von NS-Partei- und Behördenarchiven), teils durch un-

zureichende Organisationsstrukturen im Sinne eines politischen Amtsverständnisses gefährdet sah. Solche Motive brachten eine Reihe von Archivaren in die Versuchung, sich im Sinne des Nationalsozialismus auf Kosten der besetzten Länder und Völker, namentlich der osteuropäischen Nachbarn, zu profilieren – was beispielsweise Stefan Lehr in seinem Beitrag zu den Raubzügen deutscher Archivare in den Archiven Osteuropas konkretisiert hat. Das Dritte Reich bildet also für das deutsche Archivwesen offenkundig eine formierende Phase. Gemeinsame Fachkommunikationsorgane, die nicht mehr mit dem früher eng verbundenen Berufsstand der Historiker geteilt wurden, sowie der Korpsgeist, der die Archivwelt in der DDR und der Bundesrepublik nach 1945 prägte, haben hier ihren Ausgangspunkt; also das Bewusstsein, Fachkräfte *sui generis* zu sein. Zu kurz kommen die im Band (durch den Schwerpunkt auf Preußen freilich nachvollziehbar) nur am Rande erwähnten Auswirkungen der nationalsozialistischen Herrschaft für das Archivwesen der „Ostmark“, wie sie Michael Hochedlinger in seiner „Österreichischen Archivgeschichte“⁸ bereits als konstitutiv identifiziert hat: Die große Diensteifrigkeit österreichischer Archivare erfuhr stete Zurücksetzung durch die etablierten Kräfte in der reichsdeutschen und speziell preußischen Archivwelt. Die Spitzenposten in der Wiener Archivverwaltung fanden nur mangelnde Partizipationsmöglichkeiten in der nationalsozialistischen Polykratie. Spezialstudien zur Geschichte einzelner preußischer Provinzialarchive würden vermutlich zeigen, dass die Staatsarchive anderer Bundesstaaten durchaus gegenüber der preußischen Generalarchivdirektion deviantes Verhalten an den Tag legten, aus welchen Motiven auch immer (430-435). Selbstverständlich kann ein einzelner Tagungsband nicht ein weites, wenig beackertes Feld vollständig aufarbeiten. Sven Kriese hat nichtsdestoweniger mit diesem Band demonstriert, dass jede weitere wissenschaftliche Forschung in diesem Bereich sehr fruchtbar sein wird.

Regensburg

Andreas Becker

¹ Torsten MUSIAL, *Staatsarchive im Dritten Reich. Zur Geschichte des staatlichen Archivwesens in Deutschland 1933-1945*. Potsdam 1996.

² Johanna WEISER, *Geschichte der Preußischen Archivverwaltung und ihrer Leiter. Von den Anfängen unter Staatskanzler von Hardenberg bis zur Auflösung im Jahre 1945*. Köln u. a., 2000.

³ Stefan LEHR, *Ein fast vergessener „Osteinsatz“ . Deutsche Archivare im Generalgouvernement und im Reichskommissariat Ukraine*. Düsseldorf 2007.

⁴ Mario WIMMER, *Archivkörper. Eine Geschichte historischer Einbildungskraft*. Konstanz 2012.

⁵ Robert KRETZSCHMAR, *Das deutsche Archivwesen und der Nationalsozialismus*. 75. Deutscher Archivtag 2005 in Stuttgart. Essen 2007.

⁶ Etwa Sarah SCHMIDT, *Das Staatsarchiv Hamburg im Nationalsozialismus*. Hamburg 2016.

⁷ WEISER, *Geschichte*, 112.

⁸ Michael HOCHEDLINGER, *Österreichische Archivgeschichte. Vom Spätmittelalter bis zum Ende des Papierzeitalters*. Köln, Weimar, Wien 2013.

Das Erbe der Slawenapostel im 21. Jahrhundert/The Legacy of the Apostles of the Slavs in the 21st Century. Nationale und europäische Perspektiven/National and European Perspectives. Hgg. Thede KAHL/Aleksandra SALAMUROVIĆ. Frankfurt/M. u. a.: Peter Lang Academic Research 2015 (*Symbolae Slavicae*, 31). 228 S., 16 farb. Abb., 2 s/w Abb., ISBN 978-3-631-65911-3, € 59,95

Der vorliegende Sammelband vereinigt zwölf Beiträge aus dem Bereich der Kultur-, Literatur- und Sprachwissenschaft, die im Mai 2013 an der Friedrich-Schiller-Universität Jena auf einer Konferenz, die dem Erbe der Slawenapostel im 21. Jh. gewidmet war, vorgetragen wurden (9f.). Der Band ist ansprechend gestaltet und mit zahlreichen farbigen Reproduktionen von Handschriften und anderen Abbildungen auf das Schönste illustriert. Leider wird der positive erste Eindruck bereits durch die Anlage des Buches getrübt. Ohne erkennbaren roten Faden stehen eher historisch ausgerichtete Aufsätze, fast journalistisch zu nennende Reportagen und aktuelle Forschungsberichte in bunter Folge nebeneinander. Den Anfang macht der Beitrag der Herausgeber, der – wenngleich nicht als solches bezeichnet – wohl eher die Aufgabe eines Vorworts erfüllen soll. Der knappen Vorstellung der einzelnen Beiträge (10-12) sind einleitende Bemerkungen (7-10) vorangestellt, die allerlei Merkwürdigkeiten enthalten, welche teilweise allerdings bedenkliche Aussagen der nachfolgenden Beiträge lediglich vorwegnehmen.

Diese beginnen mit der Aussage, dass in Thessaloniki „unterschiedliche Sprachen und Dialekte“ gesprochen worden seien, „darunter auch slawische Dialekte“ (7). Eine Quelle dafür wird nicht genannt, die man aber gerne erführe, da es wenig glaubhaft erscheint, dass Slawen in größerer Zahl innerhalb der Mauern jener Stadt gewohnt haben sollten, die sie nie hatten einnehmen können. Dass das Umland slawisiert war, ist unstrittig, auch mögen Bauern ihre Produkte innerhalb der Stadt feilgeboten haben; eine kompakte Ansiedlung von Slawen in der Stadt aber ist unwahrscheinlich.

Unbelegt bleibt auch die sich anschließende Aussage, das Ziel der kyrillomethodianischen Mission sei es gewesen, „den byzantinischen Einfluss auf Mitteleuropa zu erweitern“ (7). Zwar hatte der Kaiserhof mit Sicherheit politische Interessen, die zur Entsendung der Slawenlehrer führten, allerdings kaum jenseits der einstigen Grenzen des Römischen Reiches im Barbaricum. Vielmehr ging es – wie die Rezensentin 2002 in einem Vortrag in Šumen hat zeigen können – vorrangig darum, ein fränkisch-bulgarisches Zusammengehen gegen das Reich, wie es 812 zur Demütigung der Byzantiner durch den Frieden von Aachen geführt hatte, künftig zu verhindern. Die Unterstellung einer aus großen Teilen des Illyricums, erweitert um von Franken missionierte Gebiete im Barbaricum, geschaffenen Kirchenprovinz Moravia unter Rom sollte dazu dienen, dem fränkischen Expansionsstreben einen Riegel vorzuschieben.¹

Auch konnte Kaiser Michael III. keine „Aufhebung des Dogmas der Beschränkung auf drei Sprachen“ bewirken (7f.), weil es solch ein Dogma gar nicht gab. Gemeint sind hier natürlich die Dreisprachenhäretiker, die nach Isidor von Sevilla eine entsprechende Meinung (kein Dogma) im Westen verbreiteten, die im Osten aber gerade nicht rezipiert worden

war. Sie findet sich orthodoxerseits im 9. Jh. nur bei dem georgischen Mönch Hilarion, der, nachdem er zwei Jahre in Rom gelebt hatte, eine starke Affinität zu westlichen Positionen zeigte.² Auch wurde der christliche Gottesdienst nie hebräisch zelebriert; das Hebräische wird hier nur wegen des *titulus* am Kreuze erwähnt. Hingegen wurde die Liturgie sehr wohl in anderen Sprachen gefeiert, nämlich zumindest Syrisch, Koptisch, Äthiopisch, Armenisch, Georgisch und Kaukasusalbanisch, außer Letzterem in allen bis heute. Als Besonderheit gilt nach der „Vita Constantini“ ja auch gar nicht die Verwendung einer anderen Liturgiesprache an sich, sondern ihre Schaffung *nach so langer Zeit*, in der es keine neuen Liturgiesprachen mehr gegeben hatte („створи и нынѣ в наша лѣта, явль боукви въ вашъ языкъ, егоже не бѣ да[в]но было, токмо въ первая лѣта“).³

Auch von einer Liberalität des Kaisers (7) in der Sprachenfrage kann wirklich nicht die Rede sein. Hier genüge der Hinweis, dass die slawische Liturgiesprache, auch nachdem sie bestand, von den Byzantinern niemals in ihrem eigenen Machtbereich eingesetzt worden ist, obwohl es ungetaufte Slawen in Griechenland noch im 11. Jh. gab⁴ und nicht assimilierte Slawen, wie wir um 1412/1418 von dem peloponnesischen Reisenden Laskaris Kananos erfahren, noch im 15. Jh.⁵ Und nicht nur das: Sobald die Byzantiner sich nach 1018 dazu in der Lage sahen, haben sie unter den Komnenen das slawische Schrifttum so gründlich vernichtet, dass uns altkirchenslawische Denkmäler nur aus der von ihnen nicht erreichten Peripherie (Sinai, Heiliges Land, Athos, Rus', Nordkroatien) erhalten geblieben sind.⁶

Zumindest schief ist es auch, wenn die Herausgeber behaupten, die Schüler der Slawenlehrer seien nach deren Tod in „das heutigen [sic!] Bulgarien“ und „die heutige Republik Makedonien [...] verbannt“ (8) worden (von wem eigentlich?); bekanntlich sind sie nach der „Naumvita“ auf einem Floß über die Donau zur bulgarischen Grenzfestung Belgrad geflohen („абіе устръмишесе къ велікои рѣце Дунава и ту молитвамы и чудѣсемъ божіемъ трое дрѣвеса свѣзують павитѣм [...] и достигають Бѣлграда [...]“)⁷ und wurden von deren Kommandanten nach Preslav weitergeleitet, von wo aus sie später von den Bulgaren teilweise mit Aufgaben in Makedonien betraut worden sind.

Auch wurde die kyrillische Schrift zumindest bei ihrer Schaffung nicht „zu Ehren des Lehrers Kyrilliza genannt“ (8), denn es ist die Glagolica und nicht die um einige glagolitische Zeichen erweiterte griechische Schrift, die wir heute Kyrillica nennen, die diesen Namen noch 1047 trug, als in Novgorod der Kopist Upiř Lichyj in einem Kolophon die Glagolica als *kurillovica* bezeichnete.⁸ Auch die Behauptung eines „Wechsel[s] von Schrift und Konfession nach dem Schisma“ (8) stimmt bedenklich, denn die ja glagolitischen „Prager Fragmente“ entstanden erst danach und weisen ostkirchliche hymnographische Texte auf,⁹ und selbst die im 14. Jh. durch Kaiser Karl IV. aus Kroatien eingeführte, kirchenslawische Tradition des Slawenklosters in der Prager Vorstadt ist eine glagolitische.

Der eigentliche Aufsatzteil beginnt mit einem Beitrag der Emerita GABRIELLA SCHUBERT unter dem Titel „Kyrill und Method *revisited*“. „Revisited“ möchte man so verstehen, dass die Autorin sich nach längerer Zeit wieder einmal einem früher von ihr behandelten Gegenstand zuwendet und neue Erkenntnisse einbringt. Die neuere Lokalisierung Moravias im Banat statt an der March,¹⁰ mit sämtlichen Folgerungen daraus, bleibt allerdings un-

erwähnt, wird also nicht einmal als nicht überzeugend zurückgewiesen. Vielmehr erscheint hier Velehrad unkritisch als Wirkungsstätte der Slawenlehrer und Devín als Sitz Svatoplks (17), obwohl die Identifizierung Devíns mit der *civitas Dowina* der Quellen sprachlich unmöglich ist und die ausgegrabenen Überreste zu jung sind, um mit Svętoplĳ in Verbindung gebracht zu werden.¹¹ Dass Velehrad wie Devín für den Kult um Kyrill und Method verwendet werden, ist unzweifelhaft, entbehrt aber jeder historischen Berechtigung. Erstaunlich ist ferner, dass Schubert den Bericht der „Vita Constantini“ über eine Begegnung Konstantin-Kyrills mit Ungarn auf dem Rückweg vom Kaukasus dafür verwendet, um von einer „Bekanntschaft“ der Ungarn mit dem Christentum zu sprechen (18), die sie mit slawischen christlichen Termini im Ungarischen (19) stützt. Keiner davon ist aber früher als aus dem 13. Jh. belegt und offenbar auch erst nach dem Abfall slawisch auslautender reduzierter Vokale übernommen worden. Vermittelt worden sind diese Termini sicher erst durch, von der kyrillomethodianischen Mission erfasste, ungarländische Slawen. Auf deren Fortwirken deutet ja die Klage des ersten lateinischen Bischofs von Csanád, des Hl. Gellért, über die Aktivitäten von „Methodianistae“ in seiner Diözese.¹² Nicht zu verstehen ist in diesem Zusammenhang auch, wieso ungarisches *szent* Hinweis auf römisch-lateinischen Ritus sein soll (19). Das ebendort genannte *karácsony* für „Weihnachen“ hat allerdings ebenso wie das genannte „altslk. *kračunъ*“ (19)¹³ und das nicht genannte rum. *crăciun* keine wirklich überzeugende, v. a. aber auch keine lateinische Etymologie.¹⁴

Bei der slawischen Schrifterfindung spricht Schubert von 40 Buchstaben (21), wobei unklar bleibt, woher sie diese Zahl bezieht. Sie selbst bildet auf der Folgeseite (22) das glagolitische Alphabet ab und führt dabei 41 (!) Zeichen an. Bekanntlich spricht der Mönch Chrabr in seinem Traktat von 38 Zeichen, die auch nicht zu verifizieren sind, und nach Ansicht der Rezensentin sollten es nach armenischem Vorbild anfangs 36, nämlich 4 Enneaden gewesen sein, wie sie zur Schreibung der Zahlen von 1 bis 9999 erforderlich sind.¹⁵ In der Zusammenstellung des Alphabets fällt darüber hinaus das Fehlen des Zeichens Ψ auf (erwähnt ist nur die stellungsbedingte Variante Ψ), außerdem steht \mathbb{W} wie in der Kyrillica statt nach \mathbb{V} erst nach \mathbb{W} . Die Digraphen (\mathbb{Y} , \mathbb{Z} , \mathbb{C} und \mathbb{D}) wurden wie die ehemaligen Diphthonge im griechischen Alphabet nie mitgezählt. Erstaunlicherweise kommt das nur aus Abecedarien bekannte \mathbb{B} bei Schubert aber vor, freilich mit dem durch nichts zu rechtfertigenden Lautwert /jo/. Das ist pure Phantasie, zurückgehend auf N. S. Trubeckoj, der – der Denkweise eines modernen Phonologen verhaftet – darin ein Zeichen für ein im Slawischen inexistentes Phonem /ö/ gesehen hatte.¹⁷ Für Kreuz, Kreis, Linie und Dreieck als die ursprünglichen Strukturelemente der Schrift verweist Schubert auf einen Aufsatz von Holger Kuße von 2009 (21f.), doch findet sich diese Beobachtung bereits in der Magisterarbeit Georg Tschernochvostoffs von 1947.¹⁸ Kurios wird es, wenn die Autorin anschließend von der Glagolica sagt, sie „eignete sich weniger zum lauten Vortrag“; vollends unverständlich wird es, wenn gleich danach von einer „Ausbausprache *Kyrillica*“ die Rede ist und „deren steigende Bedeutung auch in der mündlichen Kommunikation“ (22) hervorgehoben wird. Es scheint, dass die Autorin nicht zwischen Sprache und Schrift unterscheidet, der Zusammenhang von möglicherweise als

schwierig empfundener Schrift und mündlicher Kommunikation aber erschließt sich der Rezensentin trotz Bemühens nicht.¹⁹

Auf weitere Kuriosa soll hier aus Raumersparnis nicht näher eingegangen werden, so das angebliche Überleben der kyrillomethodianischen Mission in Mähren und Böhmen (25), das leider keine Spuren hinterlassen hat, der anachronistische „ökumenische Geist“ (26) der Slawenlehrer zu einer Zeit, als die Trennlinien noch gar nicht zwischen Rom und Konstantinopel verliefen, sondern zwischen Konstantinopel und Aachen, der „Siegesszug“ der Kyrillica „über Serbien bis weit nach Russland hinein“ (27)²⁰ u. a. m. Die nach einer Internetquelle aufgenommene Abbildung der Kyrillica (29) geht vom Neurussischen aus und ordnet daher die altkirchenslawischen Buchstaben, die das Russische nicht mehr aufweist, unbeeindruckt von aller Tradition an willkürlichen Stellen im Alphabet ein, wobei die Sonderzeichen der ruthenischen, bosnischen, serbischen und rumänischen Redaktion völlig übergangen werden. Auch die Behauptung, Montenegro erwäge „derzeit den (freiwilligen?) Übergang zur Lateinschrift“ (34) ist wohl obsolet, seit 2009 das montenegrinische kyrillische Alphabet offiziell um Zeichen für /š/ und /ž/ (c bzw. 3 mit Akut) erweitert worden ist. Bedenklich scheint auch die Behauptung, „im kroatischen Bereich lebte das Glagolitische unter den Benediktinern nur unter Übernahme des lateinischen Ritus fort“ (40). Einerseits sollte nicht vergessen werden, dass Method Erzbischof von Sirmium in Abhängigkeit von Rom, nicht Konstantinopel, geworden ist. Mit lateinischem Ritus ist daher bei den Kroaten *von Anfang an* zu rechnen und keineswegs erst später unter römischem Druck. Andererseits gehen die bei den Kroaten erhalten gebliebenen Bibeltex-te, einschließlich der bei Orthodoxen liturgisch ja nicht verwendeten Apokalypse des Johannes, auf den LXX-Text und somit auf die Slawenlehrer und ihre Schüler zurück.

Der folgende Beitrag TANYA DIMITROVAS erwähnt zwar das 9. und 10. Jh. als Zeit, in der die bulgarische Identität sich dank Kyrill und Method konstituiert habe und nennt auch die früh aufgekommene Überzeugung von deren bulgarischer Abkunft (44), geht dann aber vor allem auf die Bedeutung der Slawenlehrer für die Bewahrung bulgarischer nationaler Identität in der Diaspora seit 1989 ein. Wenn sie allerdings feststellt, dass „the work of Cyril and Methodius has been a main pillar and organic part of the Bulgarian identity from the 9th century onwards“ (46), so sollte doch der erste bulgarische Laienschriftsteller Konstantin von Kostenec nicht ganz unerwähnt bleiben, der die Slawenlehrer davon abweichend nur als Vorsitzende einer von allen slawischen Stämmen beschickten Kommission sah, die das Altkirchenslawische auf der Grundlage des russischen Dialekts geschaffen hätte.²¹ Dimitrova zeigt anschließend, dass die in der Diaspora begangenen Feste der slawischen Literatur letztlich der Glorifizierung der Vergangenheit angesichts unbefriedigender Wertschätzung in der Gegenwart dienen: „Therefore every case where the name of Bulgaria is mentioned in respect to high achievements in the cultural and/or athletic area is an occasion for joy and a feeling of national pride and satisfaction. [...] Nowadays, when disunion in the Bulgarian society has reached its highest level to date, many Bulgarians seek and find the strong points of Bulgarian national identity in history, and more precisely in Cyrillo-Methodian tradition“ (57f.). Hingegen sei die gemeinsame Be-

gehung eines Festes des slawischen Alphabets zusammen mit Vertretern anderer slawischer Völker 2012 in London bisher die Ausnahme geblieben.

Der europäische Aspekt der Erinnerung an Kyrill und Method wird im folgenden Beitrag PATRIZIA PAWELEKS thematisiert, wobei sie deutlich macht, dass Erinnerung von politischen Trägern zur Beeinflussung gesellschaftlicher Verhältnisse eingesetzt wird (64). Während bei den Slowaken die inszenierte Erinnerung an Kyrill und Method im 19. Jh. der Abgrenzung vom ebenfalls nationalistisch auftretenden Ungartum diene und sie bei den Bulgaren als Träger der Volksbildung erscheinen konnte, diene sie in Russland vor allem der Abgrenzung gegen Nichtslawen und Nichtorthodoxe (66-68). Allein bei den Kroaten findet Pawelek bisher jene europäische Dimension der Wahrnehmung, wie sie auch Papst Johannes Paul II. zum Ausdruck brachte, als er die Brüder 1981 bzw. 1985 zu Patronen Europas erklärte (71-74).

Ganz anderer Art ist der folgende Beitrag SVETLINA NIKOLOVAS, die nach einem historischen Überblick hauptsächlich die verdienstvolle Arbeit des „Kirilo-Methodievski naučen centăr kăm BAN“ beschreibt (88-104). Weniger überzeugend ist lediglich ihre Einleitung, in der von „entirely new script“ die Rede ist, was ja wohl nur für die Glagolica gelten kann. Es ist dann aber doch offensichtlich die Kyrillica gemeint, wenn sie von ihr sagt, sie sei „later used in various modifications among all Orthodox Slavs and even among some non-Slavic peoples“ (81). Anachronistisch wird es, wenn sie dann ebendort den Brüdern als Handlungsmotiv „the principle of democracy“ unterstellt. Nicht stimmig ist die Bezeichnung „new phonological alphabet“ (82) für die von den Slawenlehrern erfundene Schrift. Die Rezensentin hat in zwei Arbeiten auf die nicht wenigen Mängel und Inkonsequenzen in der glagolitischen Schrift hingewiesen,²² die auch in der Kyrillica erst durch die Reform Vuk Karadžićs beseitigt worden sind. Ebenso unrichtig ist die Behauptung, die Kyrillica „followed all the basic principles of the Glagolitic alphabet“ (85), denn gerade die Vokalbezeichnungen mit Unterscheidung von präjotierten und nicht präjotierten Zeichen folgen einem anderen Prinzip als in der Glagolica. Ohne Begründung bezeichnet Nikolova zur Freude der Rezensentin als Grundlage des Altkirchenslawischen einen „dialect of Southeastern type“ (82), während nach *communis opinio* doch gerade ein südwestlicher Dialekt, eben jener im Hinterland von Thessaloniki, dafür gehalten wird. In der Tat habe ich in den eben genannten Arbeiten wahrscheinlich gemacht, dass das Altkirchenslawische auf keinem makedonischen Dialekt beruhen kann, weil sich das phonologische System des Altkirchenslawischen nach Ausweis der glagolitischen Denkmäler von der zweifellos makedonischen Mundart Naums wie sie sich in einer Akrostichis offenbart unterscheidet und Züge eher ostbulgarischer Mundarten aufweist (am ehesten des untergegangenen ostbulgarischen Dialekts Bithyniens).

Recht phantasievoll ist der folgende Betrag von PETER ŽEŇUCH über das kyrillomethodianische Erbe in der Slowakei. Allerdings steht er damit nicht allein. Angesichts der Tatsache, dass slowakische Schriftlichkeit nicht vor dem 15. Jh. beginnt,²³ was im Zeitalter des Nationalismus als Mangel empfunden wurde, haben slowakische Wissenschaftler seit dem 19. Jh. versucht, Slowaken an der kyrillomethodianischen Mission und dem

„Großmährischen Reich“ Anteil haben zu lassen, darunter mit zweifelhaften Etymologien im 20. Jh. auch der von Žeňuch verwendete Ján Stanislav. Richtig ist daran allerdings, dass der Raum der Slowakei zwischen 871 und 880 mit der Eroberung der Restavarengelände durch Světoplk kurzzeitig tatsächlich mit Moravia verbunden war.²⁴ Žeňuch begnügt sich freilich nicht damit, sondern lässt die Slowaken schon in „vorgroßmährischer Zeit“ (107) missioniert sein und findet bei ihnen christliche Zentren, belegt durch „zahlreiche archäologische Funde“ (108). Als Zeugnisse dafür nennt er einige Mauerreste an bis heute bestehenden Kirchen. Wenn man aber bedenkt, dass christliche Kirchen oftmals gerade über heidnischen Kultplätzen errichtet wurden, so darf man darin wohl eher Reste heidnischer Kultstätten der Avaren sehen. Zu verweisen ist darauf, dass sogar in Mähren, trotz einiger Spuren iroschottischer Mission, noch in der 2. Hälfte des 9. Jh.s unzerstörte heidnische Heiligtümer bestanden und sogar noch nach 955 neu errichtet wurden.²⁵ Anschließend kommt Žeňuch auf das Sendschreiben Rastislavs nach Konstantinopel zu sprechen und behauptet ein Verlangen nach einem byzantinischen „Zivilgesetzbuch“ (109), das schon von den Herausgebern mit Bezug auf den Aufsatz Žeňuchs genannt worden war. Tatsächlich ist in dem Schreiben von keinem Gesetzbuch die Rede, es wird nur behauptet, von den Griechen seien immer schon gute Gesetze ausgegangen – ein literarischer Topos, der auch von anderen Bittstellern in Konstantinopel verwendet wurde. Žeňuch kommt auf das angebliche Zivilgesetzbuch noch einmal zu sprechen (110), nun aber in einem Kontext, der klar macht, dass hier von einem Typikon die Rede ist, das für die Ordnung der Gottesdienste unerlässlich war („Въскорѣ же са весь црѣковный чинъ прѣложи, и наꙗчї а ꙗтренїи, и годинамъ, обѣднѣ, и вечернїи, и пвечернїи, и таинѣи слѣжѣбѣ“).²⁶ Es ist auch nicht richtig, dass Rastislavs Begehren erfüllt worden wäre (109), denn sein Bestreben war es v. a., einen Bischof zu bekommen, ohne den es nicht möglich war, sich der fränkischen Kirche zu entziehen. Gerade den aber bekam er nicht, denn keiner der Slawenlehrer war Bischof.²⁷

Ähnlich großzügig ist Žeňuch auch, wenn es darum geht, das „großmährische“ Erbe aufzupolieren. So bewundert er „im ersten slawischen Gedicht“ „Proglas“ die „apologetische Dimension der byzantinischen Spiritualität“ (110), ohne freilich zu sagen, dass es sich hier um ein um 893 geschaffenes Werk des Bulgaren Konstantin von Preslav handelt. Sodann findet er in Texten aus „Großmähren und infolgedessen auch in Schriften, die auf dem Gebiet der heutigen Slowakei [...] entstanden“ (111), westslawische Züge, obwohl doch kein einziger Text aus Großmähren oder der Slowakei jener Zeit bekannt ist. Selbst die „Kiewer Blätter“, von denen Josef Hamm überzeugend gezeigt hat, dass sie nur eine Fälschung des 19. Jh.s sein können,²⁸ werden von Verfechtern der Echtheit nicht weiter zurück als in das 10. Jh. datiert, und die „Prager Fragmente“, die tatsächlich eindeutig westslawische Züge aufweisen, gehören erst in das Ende des 11. Jh.s. Žeňuch aber ist da großzügig und sieht auch in weiteren, später im slawischen Süden entstandenen Texten Beweise dafür, dass „die altkirchenslawische Sprache von allen Schichten der sich bildenden frühfeudalen großmährischen Gesellschaft [...] verwendet wurde“ (112).

Von Interesse in Žeňuchs Beitrag sind lediglich hübsche farbige Abbildungen von Evangelienhandschriften des 15. und 16. Jh.s in mittelbulgarischer Orthographie, die

sich auf dem Boden der Slowakei erhalten haben, wahrscheinlich dorthin gelangt durch walachische (also rumänische) Hirtennomaden im Karpatenraum. Žeňuch erwähnt sie, ohne sie freilich Rumänen zu nennen, vielmehr spricht er kryptisch von „Bevölkerung des byzantinischen Ritus“, die „aus östlichen [...] Teilen der slawischen Welt in das Gebiet der heutigen Slowakei“ (113) gekommen seien.

Auf den folgenden schönen Beitrag von STEFAN ROHDEWALD muss hier nicht näher eingegangen werden, weil sich dieselben Informationen in seinem Buch von 2014 finden,²⁹ das ich in den „Südost-Forschungen“ bereits besprochen habe.³⁰

Der nach Einschätzung der Rezensentin mit Abstand beste Beitrag in dem vorliegenden Buch ist der von EVELYN REUTER, die der Frage nachgeht, warum Naum im Schatten der Slawenlehrer Kyrill, Method und Kliment steht. Ihr Beitrag ist klar strukturiert, geht von einem eingängigen theoretischen Konzept aus und verwendet hilfreiche Sekundärliteratur. Ergebnis ihrer Untersuchung ist, dass Heilige, die keine Bischöfe waren oder andere kirchenpolitische Funktionen hatten oder über die zu wenig bekannt ist, sich schlecht als Gegenstand eines Erinnerungskultes eignen. Reuter kann lediglich auf eine Druckerei verweisen, die Naum zu ihrem Patron erkoren hat (167), daneben auf die von Wolf Oschlies geäußerte Vermutung, Naum sei vielleicht Schöpfer der Kyrillica (167f.). Letzteres war er freilich sicher nicht, denn die ältesten Denkmäler des Kyrillischen stammen gerade aus Ostbulgarien, das im Umkreis des Hofes stark gräzisiert war. Für die Alphabetisierung der nicht schriftkundigen Slaven Makedoniens bot die Kyrillica keinen Vorteil.³¹

Die folgenden beiden Beiträge von ALEKSANDRA SALAMUROVIĆ und BORIS MINKOV behandeln die Kyrillica gut dokumentiert für Serbien und Bulgarien sowie die emotionale Beziehung der jeweiligen Völker und Minderheiten zu dieser Schrift angesichts ihres gegenwärtig in Frage gestellten Status.

In dem vorletzten Beitrag lenkt SVETOSLAVA TONCHEVA den Blick nach Russland, das zwar von der kyrillomethodianischen Mission nicht berührt worden ist, aber dennoch entsprechende Traditionen „erfunden“ hat. Sie verweist auf Anfänge seit 1862 zur Tausendjahrfeier Russlands (203). Nach 1917, als kyrillomethodianische Studien nur noch von Fachleuten betrieben wurden, habe erst 1992 der Tag der slawischen Schrift und Kultur wieder offiziellen Status erlangt, wobei seit 2010 Moskau Zentrum der Begehung ist, während noch 1988, historisch passender, Novgorod eine entsprechende Rolle gespielt habe (204). Den neuen Kult sieht Toncheva im Zusammenhang mit dem „boom of religiousness“ nach dem Kollaps des Sozialismus (205), wobei sich Russland als „center around which all Slavic nations could be united“ verstehe, wobei auch esoterische Gedanken nach Rudolf Steiner eine Rolle spielen (207).

Auf den letzten Beitrag des Sammelbandes durch DEJAN DONEV, der den Blick nach Makedonien zurücklenkt, muss kaum näher eingegangen werden, da es sich nur um eine Nacherzählung der „Pannonischen Legenden“ erweitert um in keiner Quelle genannte Informationen wie den angeblichen Namen der Mutter der Brüder handelt (214). Die Bezeichnung Konstantins als Philosoph wertet Donev zum „nickname“ (215) ab,³² und

Method befördert er ohne jeden Beleg zum „author of the first philosophical texts created in Slavic language“ (220), ohne dass klar würde, an welche Texte er dabei denkt.

Leider kommt die Rezensentin nach Lektüre des Sammelbandes nicht umhin, ihn angesichts der zahlreichen Mängel und trotz einiger lesenswerter Beiträge als insgesamt enttäuschend zu bezeichnen.

Bonn

Nicolina Trunte

¹ Nikolaos TRUNTE, Die römische Mission Konstantins des Philosophen. Zur rhomäischen Diplomatie der 60er Jahre des 9. Jahrhunderts, *Preslavska knjižovna škola* 7 (2004), 256-293.

² Christian HANNICK, Dreisprachenhäresie, -doktrin, in: *Lexikon des Mittelalters*. Studienausgabe. Stuttgart 1999, Bd. 3, 1392f.; Korneli KEKELIDZE, Geschichte der kirchlichen georgischen Literatur. Auf Grund des ersten Bandes der georgischen Literaturgeschichte. Bearbeitet von Michael TARCHNIŠVILI in Verbindung mit Julius ASSFALG. Città del Vaticano 1955, 39; vgl. Nikolaos H. TRUNTE, СЛОВЪНСКЪИ ЯЗЫКЪ. Ein praktisches Lehrbuch des Kirchenslavischen in 30 Lektionen. Zugleich eine Einführung in die slavische Philologie, Bd. 1: Altkirchenslavisch. München ⁵2005 (Slavistische Beiträge, 264; Studienhilfen, 1), 191.

³ Petr. A. LAVROV, Materialy po istorii vozniknovenija drevnejšej slavjanskoj pis'mennosti. Leningrad 1930. Fotonachdruck in Slavistic Printings and Reprintings LXVII. The Hague, Paris 1966, 27.

⁴ Basileos K. STEFANIDĒS, Ἐκκλησιαστικὴ ἱστορία. Ἀπ' ἀρχῆς μέχρι σήμερον. Τετάρτη ἐκδοσις. Athen 1978, 398f.

⁵ Max VASMER, Die Slawen in Griechenland. Berlin 1941 (Abhandlungen der Preußischen Akademie der Wissenschaften, Jg. 1941. Phil.-hist. Kl., 12), 18f. Laskaris Kananos konnte noch die ihm neu begegnende Sprache der Lübecker Slawen mit der der Zygioten auf der Peloponnes vergleichen.

⁶ Vladimir MOŠIN, O periodizaciji rusko-južnoslavenskih književnih veza, *Slovo* 11/12 (1962), 13-130, hier 68-71.

⁷ LAVROV, Materialy, 183f.

⁸ E. F. KARSKIJ, Slavjanskaja kirillovskaja paleografija. Moskva 1978, 281; s. a. Andres SJÖBERG, Pop Upir' Lichoij and the Swedish Rune-carver Ofeigr Upir, *Scando-Slavica* 28 (1982), 109-124, hier 68-71.

⁹ Dazu genauer Nikolaos TRUNTE, Der kyrillomethodianische Festkalender nach dem Zeugnis der Prager Fragmente, in: Konstantin NIKOLAKOPOULOS / Athanasios VLETSIS / Vladimir IVANOV (Hgg.), *Orthodoxe Theologie zwischen Ost und West*. Festschrift für Theodor Nikolaou. Frankfurt/M. 2002, 249-276.

¹⁰ Vgl. Martin EGGERS, Das ‚Großmährische Reich‘. Realität oder Fiktion. Eine Neuinterpretation der Quellen zur Geschichte des mittleren Donauraumes im 9. Jahrhundert. Stuttgart 1995 (Monographien zur Geschichte des Mittelalters, 40); DERS., Das Erzbistum des Method. Lage, Wirkung und Nachleben der kyrillomethodianischen Mission. München 1996 (Slavistische Beiträge, 339); Charles R. BOWLUS, Franks, Moravians and Magyars. The Struggle for the Middle Danube, 788-907. Philadelphia/PA 1995; Nikolaos TRUNTE, In quadam civitate, quae lingua gentis illius Dowina dicitur. Versuch einer Neulokalisierung, *Zeitschrift für Slavische Philologie* 61 (2002), H. 1, 1-24.

¹¹ TRUNTE, In quadam civitate, 8f., 16-21.

¹² Ęden CHORGOŠI [Ödön Horgosi], Upominanije o posledovateljach (učenikach) Mefod'ja v trude svjatogo Gellerta, vengerskogo episkopa-mučenika XI v. „Deliberatio supra hymnum trium puerorum“, in: Petăr DINEKOV (Hg.), Chiljada i sto godini ot smärtta na Metodij. Sofia 1987 (Kiriilo-Metodievski studii, 4), 383-388.

¹³ Völlig unklar ist, was hier Schubert unter Altslowakisch versteht, da es – wie ihre Schreibung von *kračunь* vermuten lässt – kyrillisch oder glagolitisch aufgezeichnete alte slowakische Texte m. W. nicht gibt, wohl aber das genannte Wort als slk. *kračun*, ukr. *керечун* und russ. *корочун*.

¹⁴ Vgl. Hariton ТИТIN, Rumänisch-deutsches Wörterbuch. Bd. 1. Wiesbaden ²1986, 667, der als lautlich noch am unproblematischsten an creatio denkt, was von Petar SKOK, Etimologijski rječnik hrvatskoga ili srpskoga jezika. Hgg. Mirko DEANOVIĆ / Ljudevit JONKE. Bd. 2. Zagreb 1972, 175 als „sa teološkog gledišta neprihvatljivo“ abgelehnt wird. Eher handelt es sich um ein gemeinslawisches Wort zu *kračati* ‚schreiten‘, das zur Bezeichnung der Wintersonnenwende (im Bulgarischen auch der Sommersonnenwende, vgl. БЪЛГАРСКИ ЕТИМОЛОГИЧЕН РЕЧНИК, Том II [= Bälgarski etimologičen rečnik, tom II] (1979), 726, Verwendung findet.

¹⁵ Nikolaos TRUNTE, Πρὸς τὸ σαφέστερον. Zu Reformen in der glagolitischen Schrift, in: Marija-Ana DÜRRIGL / Milan MIHALJEVIĆ / Franjo VELČIĆ (Hgg.), Glagoljica i hrvatski glagolizam. Zbornik radova s Međunarodnog znanstvenog skupa povodom 100. obljetnice Staroslavenske Akademije i 50. obljetnice Staroslavenskog Instituta (Zagreb-Krk 2.-6. listopada 2002). Zagreb, Krk 2004, 419-434. Zur Orientierung der glagolitischen Schrift am Vorbild des Armenischen vgl. Nikolaos TRUNTE, Ex Armenia lux. Konstantin-Kyrill und Mesrop Maštoc, *Palaeoslavica* 5 (1997), 31-57.

¹⁶ Diese Schreibung gibt ohnehin nur *zjb* wieder, nicht *y*, das als *ѣѣ* oder *ѣѣ* geschrieben wurde.

¹⁷ Nikolaj S. TRUBETZKOJ, Zum phonologischen Vokalsystem des Altkirchenslavischen, in: Mélanges de Philologie, offerts à M. J. J. Mikkola, professeur de philologie slave à l'Université de Helsinki à l'occasion de son soixante-cinquième anniversaire le 6 juillet 1931. Hg. INSTITUT SUPÉRIEUR D'HISTOIRE ET DE LITTÉRATURES ORIENTALES. Helsinki 1932 (Suomailen Tiedeakatemia Toimituksia, B/27), 319-325, hier 323, Anm. 1; vgl. TRUNTE, Ex Armenia lux, 46, und TRUNTE, Πρὸς τὸ σαφέστερον, 421.

¹⁸ Diese Arbeit ist weitgehend unbekannt geblieben, wir kennen sie aber aus der Zusammenfassung durch Valentin KIPARSKY, Tschernochwostoffs Theorie über den Ursprung des glagolitischen Alphabets, in: Manfred HELLMAN (Hg.), Cyrillo-Methodiana. Zur Frühgeschichte des Christentums bei den Slaven. 863-1963. Köln, Graz 1964 (Slavistische Forschungen, 6), 393-400, und neuerdings durch Georg TSCHERNOCHVOSTOFF, Zum Ursprung der Glagolica. Hg. Juhani NUORLUOTO, *Studia Slavica Finlandensia* 12 (1995), 141-150.

¹⁹ Vermutlich spielt Schubert hier auf das alte, aber durch nichts zu rechtfertigende Argument der angeblichen Schwierigkeit der Glagolica im Vergleich zur Kyrillika an, drückt sich aber sehr ungeschickt aus. Das Argument ist aber auch falsch. Schwieriger ist die Glagolica nur für bereits griechisch alphabetisierte Slawen, weshalb zuerst im stark gräzisierten Ostbulgarien die Kyrillika aufkam; für Analphabeten dürfte sogar die weniger Redundanzen aufweisende Glagolica die leichter zu erlernende Schrift gewesen sein, vgl. Olivier AZAM, L'histoire controversée de la naissance du premier alphabet slave, *Slavica occitania* 12 (2000), 49-91.

²⁰ Der Umweg über Serbien ist m. W. dabei ein neuer Einfall und ohne Stütze in den Quellen. Bekannt ist hingegen, dass es selbst in der Rus' (anders als bei den Serben) Spuren von Glagolica gegeben hat, und sogar das bisher älteste bekannte ostslawische Literaturdenkmal, der 2001 der wissenschaftlichen Öffentlichkeit bekannt gewordene „Novgoroder Kodex“, ist zwar kyrillisch nach ostbulgarischem (aber nicht Preslaver!) Vorbild, weist aber noch Usancen auf, die sich nur durch die Glagolica erklären lassen, vgl. Nicolina TRUNTE, Wie alt sind die Ein-Jer-Texte? Überlegungen zur Chronologie des Altkirchenslavischen, in: Kristiano DIDDÌ (Hg.), ΠΟΛΥΓΙΣΤΩΡ. Scripta slavica Mario Capaldo dicata. Moskva, Roma 2015, 328-337.

²¹ Vgl. Kujō KUEV / Georgi PETKOV, Săbrani săčinenija na Konstantin Kostenečki. Izsledvane i tekst. Sofia 1986, zusammenfassend referiert bei Nikolaos H. TRUNTE, СЛАВѢНСКІЙ АЗЫКЪ. Ein praktisches Lehrbuch des Kirchenslavischen in 30 Lektionen. Zugleich eine Einführung in die slawische Philologie, Bd. 2: Mittel- und Neukirchenslavisch. München, Berlin, Washington/D.C. 2014 (Slavistische Beiträge, 494), 229f.

²² TRUNTE, Ex Armenia lux; TRUNTE, Πρὸς τὸ σαφέστερον (s.o., Anm. 16).

²³ Auch der Name *Slovák* ist erst seit dem 15. Jh. zu belegen, und das sogar nur undifferenziert für Slawen allgemein. Erst Anton Bernolák führte 1791 *Slovák* als Ethnonym für die Slawen Oberungarns ein, und als *Slovenko* wurde noch 1786 Slawonien bezeichnet. Erst der evangelische Theologe Caspar Helth (ung. Gáspár Heltai) unterschied 1789 unter den ungarischen Ländern zwischen *Tótország* ‚Slawonien‘ und *Slovákország* ‚Slowakei‘; vgl. mit weiterführender Literatur Nikolaos H. TRUNTE, Slavia Latina. Eine Einführung in die Geschichte der slawischen Sprachen und Kulturen Ostmitteleuropas. München, Berlin 2012 (Slavistische Beiträge, 482), 329-331.

²⁴ EGGERS, Das ‚Großmährische Reich‘, 176. Ján Stanislav hat außerdem in einer durch seine Materialfülle beeindruckenden Arbeit 1948 gezeigt, dass das slowakische Ethnos auch im von Eggers vermuteten Kerngebiet Moravias an Theiß und Mieresch (ung. Maros, rum. Mureş) vertreten war und dort noch bis in das 13., teilweise sogar 15. Jh. überlebt hat, vgl. TRUNTE, Slavia Latina, 331.

²⁵ Dazu Dušan TŘEŠTÍK, Počátky Přemyslovců. Vstup Čechů do dějin (530–935). Praha 2008, 92; Jiří MACHÁČEK, Die heiligen Bezirke in Pohansko bei Břeclav – ein Beitrag zur Kenntnis des Heidentums und des Christentums der mitteleuropäischen Slawen im frühen Mittelalter, in: Alfred WIECZOREK / Hans Martin HINZ (Hgg.), Europas Mitte im 1000. Beiträge zur Geschichte, Kunst und Archäologie. Darmstadt 2000, 405f.; Rudolf TUREK, Počátky české vzdělanosti od příchodu Slovanů do doby románské. Praha 1988, 26f.

²⁶ LAVROV, Materialy, 28.

²⁷ TRUNTE, Die römische Mission, 279-285.

²⁸ Josef HAMM, Das Glagolitische Missale von Kiew. Wien 1979 (Österreichische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse, Schriften der Balkankommission, Linguistische Abteilung, 26).

²⁹ Stefan ROHDEWALD, Götter der Nationen. Religiöse Erinnerungsfiguren in Serbien, Bulgarien und Makedonien bis 1944. Köln, Weimar, Wien 2014 (Visuelle Geschichtskultur, 14).

³⁰ *Südost-Forschungen* 73 (2014), 675-679.

Rezensionen

³¹ TRUNTE, *Πρὸς τὸ σαφέστερον*, 420. Als wahrscheinlichster Schöpfer der Kyrillica gilt Konstantin von Preslav, denn der Preslaver Hof war unter Symeon, der in Konstantinopel studiert hatte, so stark gräzisiert, dass der Zar selbst von Byzantinern als „Halbgriecher“ (*ἡμιαργος*) bezeichnet wurde.

³² Tatsächlich hat *φιλόσοφος* in byzantinischer Zeit zwei Bedeutungen, die hier beide passen. Das Wort dient nämlich einerseits zur Bezeichnung eines Mönchs und Asketen, andererseits auch eines jeden Gebildeten, vgl. Herbert HUNGER, *Die hochsprachliche profane Literatur der Byzantiner*. Erster Band: Philosophie – Rhetorik – Epistolographie – Geschichtsschreibung – Geographie. München 1978 (*Byzantinisches Handbuch*, 5/1), 6-10.

GESCHICHTE: ÜBERGREIFENDE DARSTELLUNGEN

Marie-Janine CALIC, Südosteuropa. Weltgeschichte einer Region. München: C.H. Beck 2016. 704 S., 41 Abb., 7 Kt., ISBN 978-3-406-69830-9, € 38,-

Die auf das südöstliche Europa bezogenen *area studies* haben im Großen und Ganzen nicht gerade den Ruf der wissenschaftlichen Avantgarde im Hinblick auf ihre jeweiligen allgemeinen Referenzfächer wie den Geschichtswissenschaften, der Soziologie oder der Anthropologie. Global- und globalisierungs- bzw. verflechtungsgeschichtliche Ansätze stehen zwar in einem Fach wie der Geschichte Südosteuropas bereits seit geraumer Zeit auf der Agenda, aber systematisch verfolgt wurden solche bis zum Erscheinen des zur Besprechung vorliegenden Buchs nicht, obwohl, wie die Autorin einleitend nachdrücklich betont, „die Geschichte Südosteuropas einmal aus der ungewohnten Perspektive weltweiter Verflechtungen zu erzählen [...] Vorteile [bietet]“. Die Münchner Ost- und Südosteuropahistorikerin hat sich an das mutige Projekt gewagt, die Geschichte dieser europäischen Region erstmals vom Mittelalter bis zur Gegenwart als Verflechtungsgeschichte in globaler Hinsicht zu erzählen – und dies auf rund 600, mit wissenschaftlichem Apparat sogar auf rund 700 Seiten. Dabei wirft sie nicht nur neue Perspektiven auf und rückt bisherige Hintergrundthemen in den Vordergrund, sondern experimentiert auch in der Darstellung, also in der dramaturgischen Entfaltung ihrer Themen.

Bevor ich auf die Inhalte zu sprechen komme, möchte ich auf eine Terminologieinsuffizienz hinweisen, deren Zustandekommen mir nicht klar wird. Die Verfasserin geht insbesondere in der Einleitung auf das Konzept der Globalgeschichte ein und verweist auf die Vorzüge globalgeschichtlicher Perspektiven. Die Darstellung ist eine globalisierungsgeschichtliche in dem Sinn, dass sie konsequent dokumentiert, wie die südosteuropäische Region ab der Frühen Neuzeit in zunehmender Geschwindigkeit in Globalisierungsdynamiken eingegliedert wurde. Selbst im Klappentext betont sie, dass die Region in globalisierungsgeschichtlicher Perspektive neu betrachtet wird. Weshalb der Untertitel des Buchs dann „Weltgeschichte“ und nicht „Globalgeschichte einer Region“ lautet, erschließt sich mir nicht. Was könnte denn die „Weltgeschichte einer Region“ sein? Deutet die Verfasserin damit an, dass sich die Weltgeschichte in der Geschichte einer Region spiegelt? Oder will sie damit sagen, dass die Regionsgeschichte mit der Weltgeschichte verschränkt ist? Was versteht sie unter Weltgeschichte? Meint sie damit das Altkonzept einer Universalgeschichte oder versteht sie Weltgeschichte und Globalgeschichte als austauschbar?

Abgesehen von dieser Unklarheit, die vermutlich gar nicht von der Autorin, sondern wohl eher vom Verlag verursacht wurde, stellt das Buch eine sehr gut zu lesende, mit Überraschungseffekten versehene und kenntnisreiche Globalisierungsgeschichte des europäischen Südostens dar. Das Werk setzt sich aus acht chronologisch aufgebauten Kapiteln zusammen, die die Autorin in fünf Teile zusammenfasst. Vorangestellt ist eine Einleitung, in der Calic neben der Global- auch die Regionaldimension skizziert. Den geographischen Kern ihrer Darstellung – in ihren Worten „Knotenpunkt transregionaler Vernetzungen“ (13) – bilden

die Gebiete Jugoslawiens, Albaniens, Griechenlands, Bulgariens und Rumäniens im 20. Jh. Benachbarte Länder bzw. Territorien werden fallweise miteinbezogen.

Die Verfasserin macht in der Einleitung klar, dass sie ihr Werk als Gesamtdarstellung in globalgeschichtlicher Perspektive konzipiert hat, was bedeutet, dass auch Aspekte behandelt werden (müssen), die nicht unbedingt auf weltweite Zusammenhänge zurückzuführen sind. Außerdem deklariert sie vier Anliegen, die ihr besonders wichtig sind: 1. Ereignisse, Prozesse und Erfahrungen in globale Kontexte einzuordnen, 2. globale Verflechtungen und Interaktionen raum-zeitlich konkret zu rekonstruieren, 3. den Platz Südosteuropas in den entstehenden globalen Zusammenhängen in politischer, wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht zu analysieren und 4. der Frage nachzugehen, wann und durch wen sich Vorstellungen von globalen Zusammenhängen entwickelt haben (13f.).

Durch diesen anspruchsvollen konzeptionellen Zuschnitt verknüpft Calic konventionelle Themen einer Geschichte Südosteuropas mit transstaatlichen, die Globalisierung unterstreichenden Themen wie Handel und Migration, Wissensverbreitung, Menschenhandel, Seuchen und humanitäre Katastrophen. Als wichtigste Akteure ihrer Erzählung treten mobile Gruppen in Erscheinung: Reisende, Pilger, Gelehrte, Außenpolitiker, Auswanderer und Dolmetscher.

Das 1. Kapitel, in dem Calic die Lebenswelten und Zivilisationen vor 1500 behandelt, kommt einer konventionellen Geschichtsdarstellung sehr nahe, da Globalisierungsdimensionen noch kaum von Bedeutung waren. Bereits dieses Kapitel lässt zwei zentrale Elemente der Calic'schen historiographischen Dramaturgieküche aufblitzen. Erstens verwebt sie immer wieder geschickt Einzelbiographien mit globalen Dimensionen. Sie lässt dieses Kapitel mit der Feststellung beginnen: „Am Anfang war Alexander der Große“ (19); es endet mit dem Tod des albanischen Nationalhelden Skanderbeg im Jahr 1468, dessen Biographie für die untergehende Feudalordnung und den Aufstieg des Osmanischen Reiches steht. Das zweite zentrale Element bildet jeweils eine Stadt, die für ein Kapitel bzw. eine Epoche signifikant ist. In diesem Fall handelt es sich um die zentralalbanische Stadt und Festung Kruja, die den wichtigsten militärstrategischen Hinterhalt Skanderbegs bildete.

Der 2. Teil („Weltreiche und Weltwirtschaften 1450 bis 1800“) setzt sich aus zwei Kapiteln zusammen. Im 1. („Aufstieg und Vormacht des Osmanischen Reiches“) steht der Aufstieg des Kontinente umspannenden Osmanischen Reiches im Mittelpunkt. Während der süd-östliche Teil Europas mit Westasien und Nordafrika verknüpft wurde, entstand im Westen des Kontinents ein transatlantisches Beziehungsgeflecht und mit ihm eine europäisch dominierte globale Ökonomie, die von einem globalen Markt, einer interregionalen Arbeitsteilung sowie Beziehungen zwischen unterschiedlich entwickelten Wirtschaftsräumen geprägt war. Die europäische Großstadt Istanbul steht symbolisch für dieses Kapitel. Das 2. Kapitel dieses 2. Teils („Herausforderungen des ‚Ancien Régime‘“) befasst sich mit dem Ausgreifen des Habsburgerreiches und Russlands nach Südosteuropa, mit der Aufklärung, der Wissenschaft, der Reise und dem Handel. Als städtischer Bezugspunkt dieses Kapitels dient Dubrovnik, das wie kaum eine andere Stadt sich an der Schnittstelle zwischen transatlantischem und osmanischem Handel profitbringend zu positionieren vermochte.

Der 3. Teil, den Calic als „Das Jahrhundert der globalen Revolutionen 1776 bis 1878“ bezeichnet, umfasst ebenso zwei Kapitel. Im 1. – „Die Auflösung der alten Ordnung 1770 bis 1830“ – zeigt sie, wie die Wellen zweier Revolutionen, der amerikanischen und der französischen, das ferne Osmanische Reich erfassten. Wie in der Amerikanischen Revolution auch, wurde die Eigenstaatlichkeit zur revolutionären Idee der Balkanvölker. Calic argumentiert, dass trotz des globalen Kontextes und zahlreicher transnationaler Verbindungen die nationalen Revolutionen auf dem Balkan zuallererst lokale Wurzeln aufwiesen; erst im Laufe der Zeit transformierten sich Aufstände in politische Revolutionen. Thessaloniki dient der Verfasserin als Symbolstadt für dieses Kapitel – in dem Jahr, in dem die ersten griechischen Aufstände gegen die Osmanenherrschaft ausbrachen (1821). Das 2. Kapitel („Auf dem Weg zum Nationalstaat 1830 bis 1878“) dieses 3. Teils befasst sich mit einer Phase der südosteuropäischen Geschichte, in der der globalisierungsreife Gedanke der modernen Nation, des Nationalismus und des Nationalstaats, die Eliten der Balkanvölker erfasste. Aber auch der Gedanke der Abschaffung der Sklaverei, der mit dem beginnenden Amerikanischen Bürgerkrieg neuen Auftrieb erhielt, sprang auf unsere europäische Region über. Die bulgarische Stadt Plovdiv sowie die Sredna Gora und die Rhodopen, wo sich im Jahr 1876 die Aufstandszentren gegen die Osmanenherrschaft befanden, stehen für diesen Zeitabschnitt.

Auch der 4. Teil („Weltkrisen und Weltkriege 1870 bis 1945“) ist in zwei Kapitel gegliedert. In diesem Dreivierteljahrhundert verdichteten sich Interdependenz und weltweite ökonomische Integration. Seine Schattenseiten bildeten imperialistischer Wettbewerb, Kolonialismus und Krieg. In dieser Konstellation – so Calic im 1. Kapitel („Imperialismus 1870 bis 1912/13“) – „wurde Südosteuropa auch zum Laboratorium, in dem außenpolitische Rollen definiert, sicherheitsrelevante Bündnisse und Instrumente getestet und imperialistischer Wettbewerb ausgefochten wurde“ (344). Belgrad im Jahr 1913, das seiner in den Balkankriegen (1912/1913) zweimal erfolgreichen Armee seine Referenz erweisen konnte, wählte die Autorin als Symbolstadt dieses Kapitels. Für das folgende Kapitel („Postimperiale Neuordnung 1912/13 bis 1945“) erschien ihr Bukarest am Vorabend des 2. Weltkriegs die beste symbolische Lösung darzustellen. Den rumänischen Außenminister Titulescu beschreibt sie als einen hervorstechenden, visionär und global denkenden Politiker in der Ära des Völkerbundes, in der die Weltwirtschaftskrise, die die Agrarstaaten Südosteuropas mit voller Wucht traf, wohl den aufdringlichsten Beweis dafür darstellte, dass sich selbst relativ schwach integrierte Ökonomien globalen Wirtschaftsentwicklungen nicht mehr zu entziehen vermochten.

Das einzige Kapitel des 5. Teiles („Globalisierung und Fragmentierung 1945 bis heute“) weist u. a. darauf hin, dass sich trotz der politischen Blockbildung in der Zeit des Kalten Kriegs Durchlässigkeiten auftaten, die punktuell gemeinsame Aktionsräume, etwa in Form von Anti-Vietnamkriegsprotesten, ermöglichten. Der Zerfall Jugoslawiens war in den Augen der Autorin gleichzeitig Resultat der Globalisierung und einer ihrer Beschleuniger. Zusammenfassend konstatiert sie, dass in den vergangenen zwei Jahrtausenden der Austausch innerhalb der Region sowie mit dem Rest der Welt eine größere Rolle spielte, als

es in einer vorwiegend nationalgeschichtlich ausgerichteten Historiographie zum Ausdruck kommt.

Ich teile nicht alle Auffassungen Calics, bin jedoch davon überzeugt, dass ihr neuestes Buch, das sowohl Studierende und Lehrende als auch an der Region allgemein Interessierte ansprechen sollte, ausreichend innovativ ausgefallen ist, um es hervorgehoben in eine bereits lange Reihe von Geschichten Südosteuropas stellen zu können. Die Autorin hat mit ihrem Buch den globalgeschichtlichen Wendepunkt in der Geschichtsschreibung Südosteuropas zwar nicht eingeleitet, jedoch entscheidend zu seinem Durchbruch beigetragen.

Graz

Karl Kaser

Greece, Rome, Byzantium and Africa. Studies Presented to Benjamin Hendrickx on his Seventy-Fifth Birthday. Hgg. William HENDERSON / Effrosyni ZACHAROPOULOU. Johannesburg, Athen: Herodotos 2016. 698 S., mehrere Abb., ISBN 978-960-485-135-5, € 63,60

Die Festschrift für den belgischen Byzantinisten und Neogräzisten Benjamin Hendrickx (geb. 1939), der den entsprechenden Lehrstuhl an der Universität Johannesburg bis 2004 innehatte und v. a. durch seine Studien zur Lateinerherrschaft in Byzanz hervorgetreten ist, das Griechentum in Afrika, aber auch Gegenwartsfragen aufgegriffen hat, und u. a. durch seine Einführung in die byzantinische Geschichte bekannt geworden ist sowie durch seine Kazantzakis-Studien (vgl. die Auflistung seiner Schriften und das CV in der Einleitung, 17-49), entspricht in ihrem Hybrid-Charakter durchaus dem erstaunlich weiten Interessenshorizont des Geehrten. Unter den 27 im Englischen bzw. Griechischen verfassten Beiträgen finden sich Thematiken vom Altertum bis in die unmittelbare Gegenwart. Auf einen persönlichen Beitrag von ALEXIOS SAVVIDES folgen die Studie von JOHN E. ATKINSON, „The Nika Riots and ‘Hooliganism’ Revisited“ (59-85), die aus dem byzantinischen Hippodrom Parallelen zur Gegenwart zieht, – alle Beiträge beginnen mit einem *abstract*, verfügen über Fußnoten mit abgekürzten Literaturangaben und eine Bibliographie am Ende der Studie – sowie der griechische Beitrag von CHARALAMBOS BAMBOUNIS zu der Industriestadt Lavrion in Attika im 19. und 20. Jh. (87-108). Von besonderem Interesse ist die Studie „Dramatic Dimension in the Preaching of Romanos the Melodist“ (109-133) von JAN HARM BARKHUIZEN, wo anhand der intensiven Dialog-Passagen mancher seiner Kontakien die Dramatik dieser Verspredigten hervorgehoben und nach Maßgabe der intensiven Kommunikation mit den Rezeptoren die Aufführungsfrage angeschnitten werden (Herbert Hunger dachte in seinen letzten Studien sogar an verteilte Sprecherrollen). FRANÇOIS BREDENKAMP beschäftigt sich mit „Ioannes Apokaukos, ‘hypographeus’, on a Minor Ecclesiastical Dispute in Constantinople, Raised in his Epigram 8“ (135-152).

VASSILIOS CHRISTIDES behandelt „The Literary Sources of the Battle of Dhāt al-Šawari“ (153-175), LOUISE CILLIERS „The Development of Antidotes in Ancient Greece and Rome“ (177-197), während sich CHRISTOS DELIGIANNIS in seinem griechischen Artikel einen Grenzzwischenfall zwischen Bulgarien und Griechenland 1925 zum Thema nimmt (199-213).

Die alphabetische Anordnung der Studienbeiträge nach Autorennamen führt zu einem schwindelnden Hin und Her zwischen Antike, Byzanz und dem 19./20. Jh., denn nun folgt mit MARTINE DE MARRE ein Grabfund: „Aelia Arisuth – Mithraic Matron or Popular Patron?“ (215-239, 5 Abb.), gefolgt von einem griechischen Artikel von ANDREAS DOUMAS zur Leibeserziehung der Mädchen im Griechenland des 19. Jh.s (241-260), worauf eine Studie zum flämischen Maler Jan Gossaert kommt: ANDREA DOYLE, „Medieval Mysteries in Jan Gossaert's Renaissance *Danaë*“ (261-301, 12 Abb.). Auf das griechische Erziehungswesen in Bezug auf Geschichte und Heimatkunde geht ein griechischer Artikel von FOTINI FILIPPOU ein (303-333), ein anderer, von EMMANUEL FYRIPPIS und CHRYSANTHI IKKOU, auf die Rolle der Familie in der griechischen Nachkriegserziehung in Bezug auf Geschichte, Ideologie und Politik (335-354). Der bekannte Geschichtspräsident von der Universität Thessaloniki, IOANNIS K. HASSIOTIS, greift das Thema der Umsiedlung und Emigration während der Türkenherrschaft auf (355-381), WILLIAM HENDERSON liefert eine Studie zu hellenistischen Epigrammen (383-406). Dann geht es ins 19. Jh.: DIMITRIOS N. KASAPIDIS liefert eine genealogische und prosopographische Studie zur Familie Durazzo auf Santorini (407-423, 3 Abb.), ins 1. Jahrtausend führt wiederum O'BWENG-OKWESS KIZOBO, „L'attitude contrastée des Byzantins à l'égard des étrangers: le cas des peuples subsahariens du VIe au Xe siècle“ (425-444). GIOULA KONSTANTOPOULOU stellt einen populären Volksprediger des 19. Jh.s vor (445-459); BASILEIOS D. KOUKOUSAS beschäftigt sich mit „The Role of the Hierarchy in the Contemporary Greek State as Delineated in the Charters of the Church of Greece (1833 to 1977)“ (461-493). Zurück nach Byzanz: SAVVAS KYRIAKIDIS, „The Conduct and Attitudes of Western-European Mercenaries in Fourteenth-Century Byzantium“ (495-516). Eher theologisch orientiert ist CHRISTO LOMBAARD, „Discernment: Context, Orientation, Definition“ (517-533). Nach Äthiopien führt SELAMAWIT MECCA, „The Lives of Women Saints in Gə'əz Literature: An Introduction“ (535-561). STELIOS MOUZAKIS stellt eine Schriftrolle mit magischen Anrufungen aus dem 17. Jh. aus Kleinasien vor (563-593, mehrere Abb.). Ins 14. Jh. entführt uns THEKLA SANSARIDOU-HENDRICKX, „Church Affairs, Ecclesiastic Decorum, Sacraments and Supernatural Intervention in the *Chronicle of Ioannina*: Common Approaches and Differences in the *Chronicle's* Two Versions“ (595-621). Der Septuaginta gewidmet ist der Artikel von DAVID SCOTT-MACNAB, „Septuagint *παλις* and the Language of the Hunt“ (623-636); auf die hellenistischen *scriptoria* im Niltal geht ALEXANDROS TSAKOS ein: „A Palaeographic Detail from Nubian Manuscripts: the Decoration of the Lobes of the Letter ,Φ' with Red Ink“ (637-652), auf die arabische Mamluken-Herrschaft in mittelalterlichen Ägypten (1276) EFFROSYNI ZACHAROPOULOU in einer Studie über den Sultan Baybars und Nubien im Lichte der Kreuzfahrer (653-689).

Unterschiedlicher könnten die Studien eines Festschriftenbandes kaum sein. Da die thematische Breite die Fachkompetenz jedes Rezensenten überschreitet, ist er jeglichen

Qualitätsurteils enthoben; wohl aber spiegelt sie den schier universellen Interessenshorizont des Geehrten, der sich über diese Festgabe freuen mag.

Athen, Wien

Walter Puchner

Pieter M. JUDSON, *The Habsburg Empire. A New History*. Cambridge/MA: Harvard University Press 2016. XIII, 567 S., 40 Abb., 7 Kt., ISBN 978-0-674-04776-1, US-\$ 35,-

Pieter M. JUDSON, *Habsburg. Geschichte eines Imperiums 1740-1918*. Übers. Michael Müller. München: C.H. Beck 2017. 667 S., 40 Abb., 7 Kt., ISBN 978-3-406-70653-0, € 34,-

Pieter Judson hat mit seiner Geschichte der Habsburgermonarchie Zusammenhänge sichtbar gemacht, die deren ganz neue Interpretation ermöglichen – endlich befreit vom Schutt nationalistischer oder weltanschaulich festgelegter Synthesen, die das Scheitern dieses Reiches für unausweichlich hielten, aus welchen Gründen auch immer. Im Gegensatz zu solchen, oft auch nostalgisch gefärbten „Rückblicken“, schildert Judson eindrucksvoll die Bindekraft dieses Staatsgebildes, die Loyalität und das Gefühl der Zusammengehörigkeit seiner Staatsbürger; schließlich das Zusammenwirken von Dynastie, Bürokratie und einer langen Reihe politischer Parteien, gesellschaftlicher Gruppen und Schichten, die allesamt bestrebt waren, diesen Staat auszubauen, wohnlicher zu gestalten und die ihn in Frage stellenden Konflikte zu lösen oder zumindest beherrschbar zu machen. Insofern war es eine kluge Entscheidung, die Ereignisgeschichte nur in dem Maße zu berücksichtigen, als sie für das Verständnis dieser neu aufgezeigten Zusammenhänge und Faktoren des „Reichsbewusstseins“ nötig war. Im Fokus der Darstellung steht stattdessen die Vielzahl der Regionen und Kommunen, die einerseits von den Institutionen des Reiches und seinen kulturellen Programmen gezeichnet wurden, andererseits vom Umgang ihrer Bürger mit jenen Institutionen und deren Vorgaben. Dieser Umgang war oft geprägt von dem Gedanken, lokale, regionale sowie kulturelle Interessen, oder auch die Interessen ethnischer oder konfessioneller Gruppen in der Regel im Rahmen eines Kompromisses geltend zu machen. Bis zum 1. Weltkrieg hat dieses Zusammenspiel recht gut funktioniert, und so schien die Überlebensfähigkeit dieses Reiches trotz aller nationalistischer Rhetorik gesichert – zumal die politischen Eliten in den Regionen und Kronländern Cisleithaniens bis 1914 das Reich und ihre Loyalität zu diesem nicht grundsätzlich in Frage stellten.

Bedauerlicherweise ist diese Einschränkung auf die Länder Cisleithaniens unumgänglich, denn Judson geht auf die hier in Fragen eines „Reichsbewusstseins“ ins Gewicht fallenden Unterschiede zur östlichen „Reichshälfte“ nur sporadisch ein oder übergeht sie fiktional. Fiktional deshalb, weil er sich oft der Formel „Österreich und Ungarn“ mit all

ihren Varianten bedient, ohne der Frage nachzugehen, ob dieses „und“ jeweils gerechtfertigt ist oder der Erörterung eben solcher Unterschiede zwischen Ost und West bedurft hätte. Ungarn findet nur auf wenig mehr als einem Zehntel des Gesamtseitenumfangs der Monographie Berücksichtigung. Doch war die Entwicklung beispielsweise des Rechtsstaats, des Wahlrechts oder des Liberalismus in Österreich anders als in Ungarn. Die ungarischen Liberalen, die im Gegensatz zu ihren österreichischen Kollegen ihre politische Führungsrolle wesentlich länger behaupteten, lehnten es grundsätzlich ab, von einem gemeinsamen Reich oder gar einem „Reichsbewusstsein“ zu sprechen oder ein solches zu propagieren. In diesem Zusammenhang spricht Judson häufiger vom ungarischen Bestreben nach Unabhängigkeit, ohne klar zu machen, was in Budapest unter Unabhängigkeit tatsächlich verstanden wurde – jedenfalls keine Abtrennung vom „Reich“; die wurde erst im Oktober 1918 ausgesprochen. Beispielsweise hat der ungarische Landtag im Krisenjahr 1790 die Unabhängigkeit des Königreichs betont, ohne dessen Bindung an die Habsburgermonarchie in Frage zu stellen. Nicht nur ihm ging es um die Bewahrung der Selbstverwaltung. Doch bleibt die Frage im Verlauf einer 400-jährigen Geschichte ungeklärt, in welcher Form und in welchem Ausmaß das Wiener Machtzentrum in diesem Zusammenhang eine Rolle spielte. Das untrennbare Bindeglied blieb stets der König. Auch die Bevölkerung Ungarns teilte ein Gefühl der Zusammengehörigkeit mit den „Österreichern“ innerhalb des Habsburger Imperiums, doch gerade das wird dem Leser leider nicht näher erklärt. Noch weniger trifft dies auf den Sonderstatus Kroatiens und die Sprengkraft der sogenannten „südslawischen Frage“ zu, die auf eine trialistische, nicht nur von Ungarn blockierte Umgestaltung der Doppelmonarchie hinauslief.

Wenn Judson für das Jahr 1848 von der „Etablierung eines unabhängigen ungarischen Staates“ spricht, so wäre es sinnvoll gewesen, diese Bewertung mit der Forderung des mährischen Landtags im April 1848 zu kontrastieren: „Mähren ist ein von Böhmen unabhängiges Land, das nur zu der Gesamtvereinigung der Österreichischen Monarchie gehört“ (264). Hier kommt unausgesprochen das Grundgesetz der Pragmatischen Sanktion von 1713 zur Geltung, dem sich auch Ungarn stets und zwar schon aus Gründen seiner eigenen Sicherheit nach innen wie nach außen verpflichtet fühlte. Dieses Grundgesetz erhob Ferenc Deák zum – von Judson nicht beachteten – Axiom seiner erfolgreichen Ausgleichspolitik in den 1860er Jahren. Daraus erwuchsen die sogenannten „pragmatischen“ Angelegenheiten der 1867 ausgehandelten Realunion „Österreich-Ungarn“ (neben dem gemeinsamen Herrscher die Angelegenheiten von Militär und Außenpolitik). Die hier ins Auge fallenden Mängel der Synthese entsprechen allerdings der großen Forschungslücke über das Verhältnis Budapests zu Wien sowie der Bevölkerung des „Königreichs der Stephanskrone“ zu der Cisleithaniens, die ein Geschichtsschreiber des Imperiums verständlicherweise allein nicht auszufüllen vermag. So unterbleibt der gerade für die Frage der „Reichsbildung“ nötige Vergleich der beiden „Reichshälften“. Allerdings hat Péter Hanák in seinem Werk „Der Garten und die Werkstatt“¹ auf die gerade nach 1867 intensiv gewordenen Beziehungen zwischen den beiden Metropolen Wien und Budapest in den Bereichen der bürgerlichen Kultur hingewiesen. Auch die Familienbeziehungen und das Heiratsverhalten in beinahe

allen Schichten der Gesellschaft in beiden Metropolen ließen sich hierzu heranziehen. Die Frage bleibt offen, ob man vor diesem Hintergrund von einer „österreichisch-ungarischen Gesellschaft“ (351) sprechen kann und ob diese nach 1900 tatsächlich darüber debattierte, „welchen Weg das Reich in Zukunft nehmen sollte“ (486). Denn in Ungarn blieb in dieser Periode die Politik ganz auf die Frage konzentriert, welche staatsrechtlichen Forderungen gegenüber Wien durchzusetzen seien. Die „Zukunft des Reiches“ wurde somit zu einer ungarischen Angelegenheit transformiert, ja minimalisiert.

Eine Synthese spiegelt immer auch den Forschungsstand wider, und so kommt es, dass wir sehr viel über Galizien, die Bukowina, Böhmen oder Dalmatien erfahren, da diese Regionen mit ihren Städten (z. B. Krakau, Lemberg, Czernowitz, Triest) in den vergangenen beiden Jahrzehnten im Mittelpunkt zahlreicher Forschungsprojekte mit thematisch vielfältigen und sozialgeschichtlich orientierten Einzelstudien standen, die wiederum Auskunft geben konnten zu den Fragestellungen, die der Autor zu den seinen gemacht hat. Das ist ein Glücksfall – im Vergleich zur ungarischen Geschichtsschreibung, die noch immer überwiegend positivistisch ausgerichtet und einseitig auf Politikgeschichte im engeren Sinn konzentriert ist. Eindeutig geht aus ihr jedoch hervor, dass Stadt- und Komitatsverwaltung nicht gleichzusetzen sind, wie das bei Judson geschieht, der irrtümlich den „alispán“ (Untergespan) als Bürgermeister einer Stadt einstuft (439). Der alispán war Chef der Komitatsverwaltung und wurde von der Komitatsversammlung gewählt, während der főispán (Obergespan) vom König (nach 1867 von der Regierung) gleichsam zum Regierungspräsidenten eines Komitats ernannt wurde und dem König bzw. der Regierung unmittelbar verantwortlich war. Das alles hat nichts mit der Selbstverwaltung der Städte eigenen Rechts (Munizipien) zu tun. Die ungarische Namensvariante der heute slowakischen Stadt Bardejov ist übrigens nicht Bárta, sondern Bártfa (521).

Nun zur Gliederung und dem Ertrag des Werkes: Nach einer Einleitung über den Forschungsstand und das Forschungsinteresse des Autors untersucht Judson im 1. Kapitel die ab 1740 einsetzende Staatsbildung des „zufälligen Reiches“ (33), die Reformtätigkeit der drei Monarchen Maria Theresia, Joseph II. und Leopold II. und die partizipatorischen Impulse seitens der Bauern und Stadtbürger, welche die Grundlagen für Bürgerrechte und Patriotismus legten. Im 2. Kapitel über die Jahre 1780 bis 1815, überschrieben mit „Diener und Bürger, Kaiserreich und Vaterland“ (76-138), stehen die gesellschaftlichen und kulturellen Integrationsmaßnahmen der Regierung (u. a. im Bereich des Schulwesens) sowie der Wandlungsprozess des Untertanen zum Staatsbürger im Mittelpunkt. Die Entstehung nationalliberaler Oppositionsbewegungen bezeugt, in welchem Ausmaß bereits eine Ausdifferenzierung politischer Meinungen möglich war. Das 3. Kapitel „Ein Reich der Widersprüche, 1815-1848“ (139-202) kontrastiert die letzte Phase des ständischen Partikularismus und dessen Kampf um die Adelsprivilegien mit dem tiefgehenden sozialen Wandel einerseits sowie den Forderungen nach nationaler Eigenständigkeit andererseits, wobei der Sprachnationalismus innerhalb der Gesellschaft neue Grenzen zog. Diese wiederum wurden in der im 4. Kapitel (203-280) thematisierten Revolution 1848/49 zu Konfliktlinien, welche die in Wien als auch in Pest erfolgreiche Durchsetzung der konstitutionel-

len Monarchie schließlich in Frage stellten und es damit der kaiserlichen Zentralgewalt ermöglichten, nach Niederschlagung der Revolution und der damit verknüpften Aufstandsbewegungen ein strikt zentralistisch organisiertes, „liberales Imperium“ (281) zu errichten, was Gegenstand des 5. Kapitels (281-344) ist. Allerdings ist der Sieg der konstitutionellen Monarchie in Ungarn mit den Aprilgesetzen von 1848 keineswegs mit Unabhängigkeit gleichzusetzen. Das war eine Zielsetzung, die sich erst aufgrund des erhöhten militärischen Drucks durch österreichische und russische Truppen auf die Kossuth-Regierung in Debrecen im Frühjahr 1849 durchsetzte. Ob die Thronensetzung der habsburgischen Dynastie einer Grundstimmung der Gesamtbevölkerung Ungarns entsprach, ist angesichts der Mehrheit der „nationalen Minderheiten“ eine zu verneinende Frage, und dieser Schritt hat indirekt und langfristig sicherlich zur Konsolidierung der kaiserlichen Autorität beigetragen. Als Resultat des Ausgleichs ein „unabhängiges Ungarn“ zu konstatieren, ist erneut irreführend, zumal der politischen Elite Ungarns auf dem Hintergrund der katastrophalen Erfahrungen von 1848/49 in den 1860er Jahren klar geworden war, dass nur ein kompatibles, liberal-konstitutionelles Regierungssystem in beiden „Reichshälften“ die „nationalen“ Errungenschaften des Ausgleichs für Ungarn zu gewährleisten vermochte. Die hier klar artikulierte wechselseitige Abhängigkeit von Cis- und Transleithanien und deren politische Umsetzung beispielsweise in den jeweils zehnjährigen Ausgleichsverhandlungen hätte mehr Aufmerksamkeit verdient. Das Gefühl dieser Abhängigkeit erreichte mitten im 1. Weltkrieg seinen Kulminationspunkt, als sich 1917 beide Regierungen in Wien und Budapest einig waren, den Ausgleich erstmals auf 20 Jahre zu verlängern. Dies ist zugleich ein Beispiel dafür, wie wenig das politische Establishment in beiden Metropolen die Zeichen der Zeit erkannte. Der von Judson geschilderte Besuch István Tizsas im Oktober 1918 in Sarajevo und seine politisch abstrusen, militärischen Drohungen gegenüber den „rebellischen“ Südslawen sind Belege hierfür.

Das 6. Kapitel (345-424) ist den „Kulturkämpfen und Kämpfen um die Kultur“ in der Epoche von 1867 bis 1880 gewidmet. Im Mittelpunkt stehen hier die Interpretationen von „Nation“ und deren Auswirkungen auf die von Judson konstatierten „Kulturkämpfe“ der liberalen Akteure und deren Gegenspieler, die vor allem in den beiden Bereichen Bildung und Erziehung geführt wurden. Die Politisierung kultureller Unterschiede führte allerdings nicht immer zum von den Nationalisten erwünschten Erfolg. Es gab soziale Schichten und Gruppen, die sich auf dieser Linie nicht oder nur unzureichend mobilisieren ließen, andererseits „stärkten Nationalisten gleichzeitig das Gefühl der Zugehörigkeit zum Reich und die Loyalität diesem gegenüber“ (423), woraus der Autor den Schluss zieht, dass der Nationalismus um 1900 zwar als potentielle Bedrohung des Staates, aber nicht seiner Existenz anzusehen ist.

Das Herzstück der Synthese bildet das 7. Kapitel „Unser tägliches Reich, 1880-1914“ (425-490), in dem gezeigt wird, wie die Neuformierung des Staates und der Gesellschaft sich wechselseitig bedingten und die demokratischen Massenbewegungen – zum Beispiel der Christlichsozialen oder der Sozialdemokratie – die Bindung an das Reich vertieften. Patriotismus und lokale wie regionale Autonomien und die von diesen geschaffenen

Maßnahmenpakete wie z. B. der Mährische Ausgleich schufen eine politische Kultur, die imstande war, „nationalistische Bestrebungen in den Griff zu bekommen, zu zügeln oder sogar zu ‚normalisieren‘“ (487).

Neue Seiten schlägt das 8. Kapitel über die Jahre des 1. Weltkriegs auf: Die Militärdiktatur in den ersten beiden Jahren hat die Grundlagen jener politischen Kultur, z. B. den Rechtsstaat und die vielfältigen Formen lokaler, regionaler und an Körperschaften gebundenen Autonomien zerstört. Dieser „Krieg gegen die Gesellschaft“ (500) und die katastrophalen Mängel in der Versorgung der Gesellschaft beraubten das Reich seiner Legitimität: „Der Krieg zerstörte dieses Reich im Laufe einer längeren Zeit, indem er das Gefühl eines gegenseitigen Verpflichtetseins von Volk und Staat erodierte“ (563, hier wäre „obligation“ einfacher mit „Verpflichtung“ zu übersetzen gewesen). Das mag für Cisleithanien zutreffen. In der östlichen Reichshälfte jedoch gab den Ausschlag für den Zerfall die langjährige Entfremdung der Nationalitätenbevölkerung von einem Königreich, das ungeachtet seiner Vielfalt an Kulturen, Konfessionen und Sprachen mit aller Macht nur mehr ungarisch sein wollte. Das Ergebnis war, dass die Nationalitäten diesen ausschließlich ungarisch gewordenen Staat nicht mehr als den ihren anzuerkennen vermochten und aus diesem mit ihren Siedlungsgebieten „auszogen“, um sich den Nachfolgestaaten der Donaumonarchie anzuschließen.

Ganz am Ende ist als eine historiographische Spitzenleistung zu würdigen, dass Judson in einem „Epilog“ (564) über die „neuen Reiche“ das Erbe der Habsburger Monarchie und dessen mangelnde Aufarbeitung in den Nachfolgestaaten untersucht, die damit verbundenen Kontinuitäten und Brüche sichtbar macht und in Form eines sehr informativen Essays zur Darstellung bringt.

Der Anhang enthält einen umfangreichen Endnotenapparat mit zahlreichen bibliographischen Hinweisen sowie ein Register der Personennamen; ein Sachregister fehlt leider. Die Übersetzung ins Deutsche ist im Großen und Ganzen gelungen, auch wenn die deutsche Form einiger Sachbegriffe wenig passend erscheint. So wird beispielsweise „ruling nation“ – in Anlehnung an Heinrich August Winkler – mit „Leitnation“ übersetzt, besser wäre wohl im gegebenen Zusammenhang „Staatsnation“ oder „Titularnation“.

Summa summarum eine nach Robert John Weston Evans, Paula Sutter Fichtner, Charles W. Ingrao, Carlile A. Macartney u. a. unter vielen Gesichtspunkten bahnbrechende Gesamtdarstellung, die der Forschung eine Fülle weiterführender Einsichten vermittelt und die Frage zu beantworten vermag, warum dieses Imperium so lange Bestand hatte und warum es einerseits nach wie vor auf Ablehnung stößt, andererseits es viele noch immer oder erneut faszinierend finden.

München

Gerhard Seewann

¹ Péter HANÁK, Der Garten und die Werkstatt. Ein kulturgeschichtlicher Vergleich Wien und Budapest um 1900. Wien 1992.

Markos N. ROUSSOS MĒLIDŌNES, Το Άγιον Όρος και η Δύση, 963-1963. Άγνωστες πηγές της αθωνικής ιστορίας [Der Heilige Berg Athos und der Westen, 963-1963. Unbekannte Quellen der Athonischen Geschichte]. Athen: Ekdoseis Hestia 2013. 285 S., zahlr. Abb., ISBN 978-960-05-1571-8, € 19,-

Markos Russos Milidonis ist im katholischen Ano Syros geboren und gilt als der führende Kirchenhistoriker der katholischen Orden in Griechenland. Als Absolvent der Abteilung für historische Studien und der französischen Philologie an der Universität Athen weilte er sechs Jahre in Paris (1958-1964), um in der Folge während eines siebenjährigen Aufenthalts in Innsbruck eine kirchenhistorische Dissertation zu verfassen.¹ Im Zeitraum von 1978 bis 2007 war er im griechischen Kulturministerium in Athen tätig und ist durch seine zahlreichen Monographien und Studien zur katholischen Kirchengeschichte in Hellas bekannt geworden.² V.a. seine beiden Bände zur Geschichte der Jesuiten in Griechenland³ sowie seine Monographie zu Franziskanern und Kapuzinern in Griechenland⁴ haben wegen ihres Materialreichtums auch einige Resonanz erfahren und waren aufgrund der prosopographischen Details und der unveröffentlichten Dokumente auch für die Erhellung der griechischen Theatergeschichte im 17. und frühen 18.Jh. hilfreich.⁵

Das vorliegende Alterswerk beschäftigt sich mit ausgewählten Kapiteln aus der Klostergeschichte des Hl. Berges, soweit dies die Beziehungen zur Westkirche betrifft. Die zwölf Einzelkapitel sind chronologisch gestaffelt und beginnen mit einem Vergleich der Väter des Mönchswesens im Westen und auf dem Athos: Hl. Benedikt (480-547) und der Hl. Athanasios von Trapezunt (925-1004) (15-35). Im 2. Teil des Kapitels wird das Klostertypikon des Hl. Athanasios des Athoniten (ca. 970) analysiert und die ersten italienischen Mönche auf dem Athos angeführt.

Das 2. Kapitel ist den westlichen Mönchen aus Amalfi gewidmet (37-49): die Kommunität der Amalfitaner in Konstantinopel (944-1131), das amalfitanische Kloster auf dem Athos 990-1045. Kapitel 3 dokumentiert dann die Blütezeit dieses Klosters 1045-1137, die Verfallsperiode 1137-ca. 1200 und das Ende des Klosters 1225 (51-72); das Benediktinerkloster wurde von Megisti Lavra übernommen. Kapitel 4 behandelt das Unionskonzil von Lyon 1274 (73-85) und die rechtliche Überführung des Amalfitanerklosters in Megisti Lavra 1287. Kapitel 5 hat die Katalanenüberfälle 1307-1309 und den Hesychastenstreit in der 1. Hälfte des 14. Jh.s zum Thema (87-96). Kapitel 6 führt in die Zeit des Konzils von Ferrara und Florenz (1421-1453) und behandelt die Mönchsdelegation des Lavra-Klosters bei Alfons V. von Aragonien, sowie den Besuch des Florentiner Geistlichen Christophorus Buondelmonti auf dem Athos 1421, ferner die Delegation der Athosmönche beim Unionskonzil 1438-1439 (97-108). Kapitel 7 deckt den Zeitraum vom Florentiner Konzil bis zur Gründung des Jesuitenklosters in Konstantinopel 1609 ab (109-120), bringt Prosopographisches über Lateiner auf dem Athos und Athos-Mönche in Rom und dann die ersten Schüler vom Athos am Griechischen Kolleg des Hl. Athanasios in Rom (1590-1700), das anfänglich von den Jesuiten verwaltet wurde.

Die Dynamisierung der Relationen in der Zeit der Gegenreformation ist dann v. a. diesem Orden zuzuschreiben: Kapitel 8 die Jesuiten von Konstantinopel und ihre Beziehungen zum Athos 1609-1659 (121-158), ein relativ bekanntes und gut belegtes Kapitel, das auch auf die Schule von Nikolaos Rosis in Karyes (1636-1641) eingeht, sowie die Beziehungen von Isaak d'Aultry zu den lavriotischen Mönchen (1639-1659). Kapitel 9 ist dann dem Besuch des französischen Jesuiten François Richard, der auf Santorini tätig war, auf dem Hl. Berg 1669 gewidmet und seinen interessanten Bericht an seine Vorgesetzten in Paris (159-176). Ähnliche Notizen zur Athos-Geschichte hat auch der französische Jesuit François Braconnier, erster Abt der Jesuitenmission in Thessaloniki (1706-1716) verfasst, dem das folgende Kapitel gewidmet ist (177-229). Die Kosterbeschreibungen von 1706 sind z. T. sehr detailliert und kirchen- und kulturgeschichtlich sehr interessant.

Den Zeitraum von 1748 bis 1888, die Periode der Kollyvadenbewegung bezeichnet der Autor als die „140 Jahre des Eisernen Vorhangs“ (Kapitel 11, 231-267), während sich die Beziehungen dann im späten 19. Jh. und im 20. Jh. zu lockern beginnen und das westkirchliche Schrifttum über die Mönchsrepublik des Athos wesentlich zunimmt. Das letzte Kapitel ist dem Zeitraum von 1963 bis 2013 gewidmet, das eine Fortsetzung der Normalisierung der Beziehungen bringt (269-280) und auch eine archäologische Erfassung der Ruinen des Amalfitaner-Klosters erlaubt. Der gerade in Detailspekten interessante Band, dessen Stärke in der Dokumentenerfassung liegt, welche durchwegs ins Griechische übersetzt sind, endet mit einem Quellenverzeichnis und einer kurzen Bibliographie.

Athen, Wien

Walter Puchner

¹ Léon XIII (1878-1903) et les rites orientaux. Tentatives de rapprochement avec les Églises Orientales à travers les rites orientaux. Innsbruck 1977.

² Vgl. sein Schriftenverzeichnis Athen 2014 mit 25 Monographien und über 300 Studien.

³ Ιησουΐτες στον Ελληνικό Χώρο 1560-1915. Athen 1991; und Έλληνες Ιησουΐτες 1560-1773. Athen 1993.

⁴ Φραγκισκανοί Καπουκίνοι: 400 χρόνια προσφοράς στους Έλληνες 1567-1995. Athen 1995.

⁵ Vgl. Walter PUCHNER, Griechisches Schuldrama und barockes Ordentheater im Ägäisraum zur Zeit der Gegenreformation 1590-1750. Wien 1999 (Österreichische Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Kl., Denkschriften, 277); und DERS., Die Literaturen Südosteuropas, 15. bis frühes 20. Jahrhundert. Ein Vergleich. Wien, Köln, Weimar 2015, 120-125.

Understanding Multiculturalism. The Habsburg Central European Experience. Hgg. JOHANNES FEICHTINGER/GARY B. COHEN. New York, Oxford: Berghahn Books 2017 (Austrian and Habsburg Studies, 17). X, 246 S., 2 Abb., 3 Tab., ISBN 978-1-78533-344-6, £ 24,-

In today's public discourse, multiculturalism is a commonly used term. Since the 1960s when multiculturalism was perceived as a progressive approach to culturally diverse societies, its meaning in the discourse of certain segments of society shifted, making multiculturalism synonymous with unsuccessfully managed situations of Western nation-states. The concept of multiculturalism as a political strategy – how to cope with linguistically and religiously different groups – also became a target of scholarly critique. The editors of this volume, JOHANNES FEICHTINGER and GARY B. COHEN, decided to contribute to this discussion from the perspective of the historical experience of Central Europe.

As elaborated upon in the introduction, the authors strive to use the notion of multiculturalism as a category of analysis for the examined reality in areas ranging from Lombardy to Transylvania and from Vojvodina to Silesia, the territory of "Habsburg Central Europe". The volume aims to focus on the everyday practice and identity negotiating of these pluricultural societies while also questioning the essentialist perception of identity based on nationhood. The chapters are divided into three main sections: (1) Identity formation in multicultural societies, (2) The dynamics of multicultural societies, politics, and the state, and (3) Identities expressed, negotiated, and challenged in multicultural settings.

In the first chapter (17-46), ANIL BHATTI critiques the concept of a multicultural state, which she perceives as segregationist because it constructs differences and preserves boundaries within society. Instead, Bhatti favours the notion of pluriculturalism based on overlapping cultures and pluralist practices. Giving the example of Habsburg Central Europe and India, she shows the plurilinguistic reality that resisted the homogenisationist practices of mono- or bilingualism, which is characteristic for contemporary Europe. According to Bhatti, contemporary multicultural states should follow the motto "similarity with diversity", which embodies the solidarity across cultures and simultaneously reflects the complex reality of pluralist societies and their permanent changes.

MICHAEL RÖSSNER also uses his chapter (47-60) to parallel non-European experiences by showing the fluid cultural situations in heterogeneous societies. He presents the Latin American concept for mixed European and indigenous identity – *mestizaje*. This concept is based on essentialist perceptions of static identity descended from common roots. In opposition to this, Rössner depicts Latin American identities as multiple, overlapping and dynamic, similar to the context of Habsburg Central Europe.

In the final chapter of the first section (61-82), PIETER M. JUDSON succinctly asks, "Do multiple languages mean multicultural society?" The focus lies on the multilingual rural parts of the Habsburg Monarchy, whose inhabitants resisted nationalist politics and attempts to create language boundaries. Judson stresses that a different language does not mean a different identity and puts forward the situational choice of using a particular language. The

decision of speaking a certain language in rural regions of the *fin de siècle* Habsburg Monarchy was also connected with opportunistic and variable claims of adherence to a nation, which meant an ideological problem for the nationalists. The rural and multilingual areas were thus labelled as ignorant towards the national idea, which was explained by the backwardness of such regions.

The Polish case of nation-building and Polish multiculturalism during the interwar period is the topic of the fourth chapter by PATRICE M. DABROWSKI (85-100). After outlining the main conceptions of the Polish state during and after World War I, this chapter concentrates on the ethnically diverse region of Eastern Galicia, which was part of Poland at the time. Dabrowski analyses the relationship of the Polish state and the Hutsul community, whose members were admired as pure mountain people. She mentions the concept of *swojszczyzna* (nativeness) as the key idea of Polish multiculturalism. Its aim was to preserve the nativeness of the remote border areas since cultural diversity was seen by certain part of Polish society as a positive feature of interwar Poland.

The following chapter by PAMELA BALLINGER provides another example of a multicultural political concept – “Istrianism” (101-121). This idea is characterised by strong regionalism based on the long-time cohabitation of Croats, Slovenes and Italians on the Istrian peninsula. Ballinger acknowledges “Istrianism’s” opposition to the nationalism of former-Yugoslavia, but she also criticises this concept by pointing out its limits – mainly its creation of boundaries between the native Istrians and “Others”. According to the author, the idea of “Istrianism” still embodies the ideology of territorialised states.

The heritage of the multicultural experience in the Habsburg Monarchy is examined in the next chapter “Migration in Austria”. MICHAEL JOHN gives us an overview of the migration waves that influenced Austrian society from the interwar period until today (122-157). He concludes that multiculturalism was a popular topic in the late-Habsburg Monarchy and then again in the 1980s and 1990s; however, today’s multiculturalism, which is embodied as the heritage of the Habsburg Monarchy, is not regarded as a positive political strategy.

The third section begins with a chapter by OTO LUTHAR on the intercultural practices in the multiethnic region of Prekmurje before World War I (161-173). Taking two cases studies into consideration (multilingual diary and cookbook), Luthar excellently shows the situational choice of language usage as theoretically discussed in the Pieter Judson’s chapter. Oto Luthar reconstructs the individual identities of the diary and cookbook authors. In doing so, he shows the everyday practice of language in the multilingual society. He deconstructs the concept of “mother tongue” in this particular context and presents the reality of overlapping cultures in the Habsburg Empire.

ANDREI CORBEA-HOISIE uses his chapter to look at the categories of “locals” and “strangers” within the context of Bukovina (174-186). He considers the provincial capital Czernowitz as the place inhabited by “strangers”, i. e. Germans and Jews, and focuses on the representation of their relationship with the “local” Romanians in literature. The author explores the depiction of the coexistence of the two groups as a clash between colonial

gentry and primitive villagers. Based on the relevant literature, the author derives the conclusion that Bukovina's multiculturalism failed to prevent the collision of the rival groups.

The last chapter by MORITZ CSÁKY appears as a sort of theoretical conclusion to the whole volume (187-208). At first, Csáky again addresses the terms "pluriculturalism" and "multiculturalism". He devotes a huge section to the discussion of culture and attempts to create a national culture in concrete territories. Csáky denounces national culture as a category of analysis used by some contemporary scholars, mainly in the field of memory studies, and calls for resistance against the adoption of nationalist categories. He proposes an alternative concept of culture as a dynamic space of overlapping and fluid categories in what, according to him, is the reality of Central European history.

This volume provides the readers with a wide range of topics connected to the Habsburg Central European experience. I appreciate the territorial width of some chapters, which enables the understanding of multiculturalism in a broad and even global context. The only shortcoming, when looking at the territorial range, is the omission of the Hungarian part of the monarchy. I would be curious as to whether we could find any differences between the pluricultural reality of Cisleithania and Transleithania after 1867 because it was under a Hungarian administration and subjected to significant Magyarization. Besides this tiny deficiency, this volume is excellent. The chapters are based on significant academic literature, which is together included in the last part of the book. The authors dealt not only with very concrete and territorially focused topics, but also theoretically contributed to the contemporary discussion about the concept of multiculturalism.

Prague

Tereza Auzká

MITTELALTER

Maritimes Mittelalter. Meere als Kommunikationsräume. Hgg. Michael BORGOLTE / Nikolas JASPERT. Ostfildern: Jan Thorbecke Verlag 2016. 333 S., 12 ungez. S., ISBN 978-3-799-56883-8, € 49,-

Anzuzeigen ist ein gehaltvoller Band mit Beiträgen einer der maritimen Geschichte gewidmeten Tagung des Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterliche Geschichte. Für die Geschichte des maritimen Südosteuropa von besonderem Belang sind die Aufsätze von SEBASTIAN KOLDITZ „Horizonte maritimer Konnektivität“ (59-108), RUTHY GERTWAGEN „A Chapter on Maritime History. Shipping and Nautical Technology of Trade and Warfare in the Medieval Mediterranean, 11th-16th Century“ (109-148), sowie MICHEL BALARD „The Black Sea. Trade and Navigation, 13th-15th Centuries“ (180-194).

Kolditz untersucht besonders „Wirkfaktoren, Dynamiken und Ebenen maritimer Konnektivität“ (68) und setzt sich dabei mit der These Henri Pirennes vom Zusammenbruch der Mittelmeerwelt durch die arabisch-islamische Expansion auseinander. Die lange Zeit vorherrschende Ablehnung der These wird mittlerweile nuanciert, zumal nach Aussage archäologischer Befunde der Warenaustausch zwischen Nord und Süd tatsächlich stark zurückgegangen ist. Wenig plausibel ist demgegenüber Archibald Lewis' These von einer byzantinischen Seeblockade als Ursache des wirtschaftlichen Einbruchs. Eine Typologisierung von Häfen, eine Analyse der Bedeutung von Seeengen und – besonders anregend – der Versuch einer Sozialgeschichte einer translokalen maritimen Gesellschaft runden den Beitrag ab.

Ruthy Gertwagen bietet einen wertvollen technikgeschichtlichen Überblick zum hoch- und spätmittelalterlichen Schiffsbau im Mittelmeerraum. Sie unterscheidet auch zwischen nautischen Kulturen: So wagten Genuesen Fahrten auf den kürzesten Strecken auch bei gefährlichen Winden, und zwar aus wirtschaftlichen Erwägungen, unter Inkaufnahme widriger Bedingungen für Mannschaft und Passagiere, während Venedig erst im frühen 14. Jh. Seefahrt im Winter erlaubte, offensichtlich, um nicht hinter der Konkurrenz zurückzubleiben. Technologische Neuerungen wie etwa die Kogge gelangten der Verfasserin zufolge früher als bisher angenommen von der Nordsee in den Mittelmeerraum, nämlich bereits zu Beginn des 13. Jh.s – erste Erwähnungen in genuesischen Notarbüchern finden sich für die Jahre 1286 und 1292.

Michel Balard schließlich schöpft aus dem reichen Fundus seiner jahrzehntelangen Forschungen und skizziert die Bedeutung des Schwarzen Meers für den italienischen, vor allem genuesischen und venezianischen Handel im Spätmittelalter, vor der Schließung des pontischen Raumes durch die osmanische Eroberung. Getreide und Sklaven waren die wesentlichen Handelsgüter aus dem nordpontischen Raum. Von Trapezunt und der Krim aus betrieben die italienischen Kaufleute Handel entlang der Seidenstraße. Balard bezeichnet den Austausch italienischer Waren gegen Rohstoffe als „kolonial“. Die eurasische Handelsroute galt überdies als Alternative zum Indienhandel über das islamische Ägypten. Mitte des

14. Jh.s brach dieser eurasische Fernhandel zusammen – die damit verbundenen Konflikte, so die mongolische Belagerung von Kaffa, zeitigten mit der Ausbreitung des Schwarzen Todes europageschichtliche Auswirkungen von größter Bedeutung.

Wien

Oliver Jens Schmitt

Venezia e Dalmazia. Hgg. Uwe ISRAEL / Oliver Jens SCHMITT. Roma, Venezia: Viella 2013 (Venetiana, 12). 181 S., 5 s/w-Abb., ISBN 978-88-6728-010-0, € 20,–

In der Schriftenreihe „Venetiana“ des Deutschen Studienzentrums in Venedig (Centro Tedesco di Studi Veneziani) erschien 2013 das 12. Bändchen mit dem äußerst knappen Titel „Venezia e Dalmazia“ (kein Untertitel!). Ein chronologisch-thematischer Verweis zu Gunsten der Benutzer- und Leserfreundlichkeit wäre doch hilfreich gewesen. Es handelt sich hierbei um eine Aufsatzsammlung von vier auf Quellenbasis erarbeiteten kurzen Spezialbeiträgen zur Geschichte der Serenissima in Dalmatien (respektive der dalmatinischen Inselwelt) im 14. und 15. Jh. und ein abschließender Essay in italienischer Sprache. Die Basis dieser Vorlage ist eine Vortragsreihe, die am „Centro“ von Februar bis Dezember 2010 veranstaltet wurde (UWE ISRAEL, damaliger Direktor des „Centro“, *Permessa* = Vorwort, 7).

Um es ebenso kurz zu halten: Es geht in dem Bändchen um Prosopographie, Ämter, Gerichtsbarkeit (Justiz), die lokale Verwaltung und Politik, und es erbringt für den Spezialwissenschaftler auch mannigfaltige, wertvolle Informationen. Wer sich hier (v. a. wegen des kurzen Titels) umfassende und allgemeine Informationen sowie Einblicke zum Verständnis der illustren venezianischen Herrschaft in Dalmatien erhofft, muss sich leider ge- und enttäuscht sehen. Als Literaturwegweiser zum Einstieg in die behandelte Epoche dient immerhin die Bibliographie am Schluss (165-181).

Zum Inhalt: ERMANNORLANDO schreibt zur „Politica del diritto, amministrazione, giustizia. Venezia e la Dalmazia nel ‚basso medioevo‘“¹ (9-62); TOMISLAV RAUKAR ebenso (!) über „La Dalmazia e Venezia nel ‚basso medioevo‘“² (63-87; kein unterscheidender Untertitel!). Der Beitrag hat eine ungünstige Titelredundanz mit dem vorangegangenen Beitrag und gliedert sich wie folgt: „1. Einleitung, 2. Politische Beziehungen, 3. Venedig: Die Städte und deren Wirtschaft, 4. Das Alltagsleben der Menschen, 5. Schlussfolgerungen“.

OLIVER JENS SCHMITT behandelt in „Storie d’amore e storie di potere. La tormentata integrazione dell’isola Curzola nello Stato da mar in una prospettiva microstorica“ (89-109) eine Episode in der Geschichte der Insel Korčula (Kurzola) in der Mitte des 15. Jh.s. Hier anhand der Person des Zuanin Dragačić in einer Privatangelegenheit handelnd, die politische Kreise zog. Der Beitrag verweist damit u. a. auf die Bedeutung der Auswertung lokaler Archive (hier: Inselarchiv Kurzola („AK“) findbar im „Historischen Archiv von Zadar“ = „DAZ“), hierunter: u. a. Widerruf eines Ehevertrags (105), Testamente (108)

und weist am Rande auf die Bedeutung von traditionellen Institutionen der Lokalverwaltung, wie der „Loggia (communis)“ (89)³ hin. Exemplarisch sollen wohl mit dieser so vorgelegten „Kleinstgeschichte“ zukünftige methodologische Möglichkeiten für die veneto-dalmatinische Geschichtsschreibung hervorgehoben oder angeregt werden.

FRANCESCO BETTARINI beschäftigt sich mit „Il notariato dalmata e la Santa Intrada“ (111-149), also mit den Notaren (prosopographischer und geographischer Appendix nach Inseln und Orten) und der Liste (Repertorium) der Amtspersonen von 1358-1460 mit Nachweisen (132-149) im Zeitraum um die sog. „Santa Intrada“ (venezianische Besitzergreifung von Teilen Dalmatiens von den Ungarn, hier: durch Kauf mit 100 000 Dukaten im Jahre 1409; Hauptstadt: Zara, heute Zadar).

Der Schlussbeitrag ist ein kurzer Essay von JOSIP VRANDEČIĆ „Dalmazia nell'età moderna“ (151-163), welcher die Geschichte der Gegend vom 14. Jh. an – allerdings unter geostrategischen und militärischen Gesichtspunkten gesehen – bis zur Aufteilung Dalmatiens nach dem Fall und Untergang der Republik 1797 (zwischen Napoleon und dem Habsburgerimperium) kurz abreißt. Dieser Beitrag kommt gleich am Anfang zu dem Schluss, dass es eigentlich grob genommen nur zwei (wenig verblüffende) Hauptgründe für den venezianischen Erwerb Dalmatiens gegeben haben soll, nämlich, 1. dessen strategischen Bedeutung und 2. den Handel (151).

Frankfurt/M.

Alexander Zäh

¹ Hier wird ein viel zu weit gespannter chronologischer Ordnungsbegriff der ital. Historiographie (ca. „1000-1492“) angewandt, gemeint ist hier nur das 14.-15. Jh. (!).

² Ebenda.

³ Siehe hierzu v. a. Marija ANDERLE, Die Loggia communis an der östlichen Adria. Weimar 2002, 48-54.

Alexandru MADGEARU, The Asanids. The Political and Military History of the Second Bulgarian Empire (1185-1280). Leiden, Boston/MA: Brill 2017 (East Central and Eastern Europe in the Middle Ages, 41). 384 S., zahlr. Abb. u. Kt., ISBN 978-90-04-32501-2, € 150,-

Mehr als 150 Jahre stand der größte Teil des Balkans unter byzantinischer Oberherrschaft (1018-1185), als diese Ordnung eruptionsartig in den 1180er Jahren zusammenbrach. In diesem Erosionsprozess nahmen drei Brüder eine zentrale Rolle ein, indem sie eine erfolgreiche Rebellion anführten und alsbald ein Reich begründeten, welches ihre Nachkommen bis 1280 beherrschen sollten. Diese Zeitspanne umreißt die von Alexandru Madgearu vorgelegte Untersuchung, die dezidiert als ereignishistorische und militärpolitische Geschichte

verstanden werden muss. Der virulente Teil der Arbeit betrifft die Anfänge der Aseniden bis ca. 1207 und weniger die späte Zeit; dies kommt in der relativen Gewichtung Madgearus zum Tragen.

Die Untersuchung beginnt mit einer Quellenschau (1-10), die einen vollständigen Überblick über die relevanten Quellen (v. a. griechisch, lateinisch, kirchenslawisch) gibt, die z. T. überraschend detailliert ausfällt. Besprochen wird zuvörderst die literarische Textüberlieferung (Historiographie, Hagiographie, Rhetorik, Epistolographie), gefolgt von wenigen anderen Textgenres (z. B. Borils „Synodikon“) sowie epigraphischen, numismatischen und sigillographischen Zeugnissen. Gemessen an ihrer Bedeutung für die zu behandelnden Fragen wird jedoch den griechischen Hauptzeugnissen viel zu wenig Raum gewährt, was sich auch in späteren Abschnitten zeigen wird, während die lateinische Textüberlieferung angemessen besprochen ist.

Es folgt ein Abschnitt zur Forschungsgeschichte (11-28), in welcher sich der Autor umfassend an der früheren und noch immer nachwirkenden panslawistischen Vereinnahmung der Rebellion abarbeitet. Er referiert überzeugend den aktuellen Forschungsstand zur Rolle und dem Status der südlich der Donau ansässigen Vlachen in der untersuchten Zeit. Man gewinnt dabei dennoch den Eindruck, dass er der Kontroverse trotz ihrer geringen Erkenntnistiefe zu viel Bedeutung beimisst und deshalb der alten Diskussion zu viel Raum gibt (das Kapitel mag vermutlich an bulgarische Forscher adressiert sein).

In der darauffolgenden Vorgeschichte (29-34) werden die vlacho-bulgarischen Siedlungsgebiete vor der Rebellion von 1185 ausreichend behandelt, wobei der Autor das komnenische Pronoia-System umfangreich erörtert, da er die Rebellion in dieses einzubetten gedenkt.

Es folgen (35-83) die Rebellion und die ersten etwa vier Jahre asenidischer Herrschaft (1185-1188), welche unten näher besprochen sind. Es schließt sich das Kapitel über Reichsgründung und Konsolidierung (1189-1197) an (84-113). In diese Zeit fällt der Durchzug des 3. Kreuzzugs. In diesem Zusammenhang befremdet die Argumentation, dass Niš einerseits in einem „no-man's land“ gelegen, andererseits 1189 zum Byzantinischen Reich gehört habe, weil die byzantinischen Gesandten dort mit Barbarossa verhandelten (88). Der Auftrag der Gesandten war, mit Friedrich schnellstmöglich zusammenzutreffen, unbenommen davon, wo er sich gerade aufhalte: Dies ergab sich zuerst im serbisch beherrschten Niš.

Im Jahre 1192 kam es zu einem kurzzeitigen Bruch zwischen den Aseniden, welcher in an den Kaiser gerichteten Reden des Jahres 1193 als großer Erfolg gefeiert wird. Die Forschungsdiskussion zur Deutung des Bruchs wird gut präsentiert (106-108), wobei Madgearu schließlich auch zu der vom Rezensenten vertretenen Meinung tendiert, dass Peter kurzzeitig einen Separatfrieden mit Isaakios schloss, welcher von seinem Bruder Ivan nicht mitgetragen wurde.

In Bezug auf die Münzemissionen, die als „Bulgarian imitative coinage“ durch Metcalf bekannt geworden sind, referiert er zweimalig (109, 183) den nicht mehr aktuellen Forschungsstand, ihre Prägung in Bulgarien als gesichert anzunehmen. Nunmehr steht aufgrund größerer ägäischer Fundkomplexe und -vergesellschaftungen fest, dass deren Ursprung anderswo zu suchen ist,¹ möglicherweise im Lateinischen Kaiserreich.

Das folgende Kapitel zu Zar Ioannitsa (1197-1207) ist gelungen und umfangreich (114-174), allerdings vermisst man bspw. Prinzings Studie bzgl. Ioannitsas Unionsabschluss.² Bedingt durch eine dünnere Quellenlage wird Zar Boril (1207-1218) weniger Raum gegeben (175-194). Den Höhepunkt der Macht erreichte das 2. Bulgarische Reich unter Ivan Asen (1218-1241); wichtig ist es dem Autor, hier zu verdeutlichen (195-227), dass sich die Aseniden nunmehr aufgrund politischer Umstände zu einer dezidiert orthodoxen und bulgarischen Dynastie transformierten, insbesondere in den 1230er Jahren. Anschließend werden die darauffolgenden Aseniden bis zur Machtübernahme Georg Terters (1241-1280) im Kapitel „Decline“ abgehandelt (228-266). Einschneidend war das Ausgreifen der Mongolen in die Gebiete südlich der Donau, welches letztlich Bulgarien zu einem Vasallen der Goldenen Horde machen sollte.

Als Appendix zu verstehen ist das geographisch geordnete Kapitel über die befestigten Plätze des Reiches (267-282), welches aber mehrheitlich die mit den Orten verbundenen historischen Ereignisse redundant referiert und die Anlagen selbst nur oberflächlich analysiert; da es zudem weder archäologische Baubeschreibungen noch Pläne enthält, ist es eher unbrauchbar. Ein Index beschließt den Band.

Es liegt in der Natur einer Rezension, dass die vielen Stärken eines Buches nur summarisch genannt und die Schwächen ausführlicher thematisiert werden. Insgesamt ist die Untersuchung gut strukturiert und konzise geschrieben, doch es gibt bedenkenswerte Mängel, die überwiegend daher rühren, dass die griechische Quellenlage nicht umfassend und kontextuell geprüft wurde und sich Madgearu statt dessen auf das reduzierende und glättende Referieren von publizierten Forschermeinungen beschränkt.

Der Rezensent will versuchen, dies an ein paar Punkten zu verdeutlichen, die den Ausgang der Rebellion betreffen und entsprechend virulent diskutiert und für weitergehende Überlegungen entscheidend sind. Ausschließlich byzantinische Quellen berichten über die zwei Aufstandsursachen, die in einen logischen und chronologischen Zusammenhang zu setzen sind. Madgearu erklärt die Kypsela-Episode zur alleinigen Ursache und datiert sie in den Oktober 1185; das Aufbegehren gegen die (Sonder-)Besteuerung verlegt er in das Frühjahr 1186 und spielt deren Rolle folglich herunter. Beide Datierungen sind zweifelhaft, ebenso beachtet der Autor nicht, wie die griechischen Quellen die beiden Ursachen narratologisch verknüpfen. Die Hauptquelle – die „Diëgesis Chronike“ des Niketas Choniates – erzählt im Anschluss an die Reaktionen der unmittelbaren Reichsnachbarn (im Moment der Schwäche wegen des Defensivkrieges gegen die Normannen), konkret den Seldschuken und Ungarn, von dem byzantinisch-ungarischen Heiratsprojekt und – damit verbunden – *zuerst* von der Empörung gegen die Steuer. Das fügt sich in das narrative Muster, da Niketas die Besteuerung in einen Zusammenhang mit der Hochzeit setzt. *Danach* folgt die Kypsela-Episode. Niketas ist kein Annalist: Er gestaltet die Narration derartig, weil die Steuerempörung den Aufstand initiiert, Kypsela aber deren Anführer in die Geschichte einführt. Beide Aspekte stehen also in einem narrativen Zusammenhang. Die Aseniden begannen – Niketas zufolge – demnach keinen Aufstand, sondern setzten sich an dessen Spitze. Die Historiographen der frühen Palaiologenzeit (Skoutariotes, Akropolites)

verkürzten die Erzählung, erwähnen nur noch die Steuerursache und Kypsela nicht: Auch dies bestärkt das Argument, dass das erstere aus byzantinischer Sicht die entscheidende Ursache bildete. Eine alternative Perspektive haben wir nicht.

Zur Datierung der Rebellion: Madgearu folgt v. a. Prinzings Argumentationslinie³, welche aber auf problematischen Prämissen ruht: 1) Warum sollte die (Altar-)Weihe der Tärnover Demetrioskirche nur an dessen Festtag (26.10.) möglich sein, davon unbenommen, dass das Patronat dies als geeignet erscheinen lässt? 2) Warum sollte das Postulat, der Heilige habe Thessaloniki verlassen, nur vor dessen Rückeroberung durch die Byzantiner in der ersten Novemberhälfte glaubhaft gewesen sein? (54f.) – denn die Rückeroberung vermochte das Schrecknis der Eroberung sicher nicht auszumerzen; 3) Warum soll nach jener Rückeroberung kein Heerlager mehr in Kypsela bestanden haben, wo doch der Landkrieg bis in den Winter fortschritt? (35)⁴ – wir wissen, dass der Kaiser selbst im Winter 1185/1186 die Feldzugsführung von Alexios Branas übernahm und Dyrrhachion erfolgreich belagerte⁵ (wodurch Branas Gelegenheit zu einem Usurpationsversuch in Konstantinopel hatte⁶) – während über eine Abwesenheit des Kaisers aus Konstantinopel vor der Schlacht von Demetritzes (7.11.) nichts bekannt ist; 4) Warum sollte die Steuerlegung erst im zeitlichen Umfeld zur Heirat erfolgen (49), wo doch gesichert ist, dass sie *für die Vorbereitungen* erhoben wurden, welche bereits mit der Verlobung im September/Oktober 1185 eingesetzt haben müssen; 5) Warum überhaupt sollte man Niketas' „Verwendungszweck Heirat“ für die Steuer folgen, wo er doch damit allein steht? Das letztere bedarf einer Erläuterung. Wie Simpson zuletzt eindrücklich zeigte,⁷ hing Niketas einer überaus personalisierten Geschichtserklärung an: Ein Topos bildet seine Entwicklung von Katastrophen aus nichtigen Verfehlungen und Charaktermängeln der Akteure. Dazu gehört auch die Schilderung einer allzu pompös geplanten Heirat (verbunden mit dem Geiz des Kaisers), welche Madgearu nicht quellenkritisch hinterfragt. In einen plausiblen Kontext gesetzt, erscheint es nämlich viel wahrscheinlicher, in der unzweifelhaft erfolgten (Sonder-) Steuererhebung Zwangskontributionen für den akuten Krieg gegen die Normannen zu erkennen, als jene Thrakien betreten und Konstantinopel selbst einzuschließen drohten, folglich bis zum November 1185.

Eine weitere zentrale Frage für Madgearu ist der konkrete Gegenstand des Gesuchs der Aseniden in Kypsela (da er diesen Aspekt ja als alleinige Ursache deklariert). In dem vorhergehenden Kapitel dröselte er den aktuellen Forschungsstand zur komnenischen Pronoia durchaus gelungen auf⁸, um aber jetzt im Anwendungsfall Kypsela die aufkeimenden Widersprüche zu ignorieren (35f.). Zwar hat die Forschung weithin akzeptiert, bezüglich Kypsela ein Pronoia-Gesuch zu erkennen, da auch der von Niketas genannte Modus dazu passt (*βασιλικὰ γράμματα*⁹); doch gesichert ist das freilich nicht. Robert de Clari überliefert ein korrektives, auf Ivan Asen zu beziehendes Quellenzeugnis, welches Madgearu aber trotz Ankündigung nicht einflechtet: „The information about him being in charge of a horse farm is worth considering“ (41). Der Autor tut dies nicht, weil es seiner Pronoia-Theorie und Toparchie-These zu widersprechen droht. Dabei vermag das Zeugnis zu beleuchten, warum die Aseniden ins Heerlager Kypsela kamen und sogar Zugang zum Kaiser erhielten (was für

eine Pronoia-Gewährung nicht nötig gewesen wäre): nämlich ihre Rolle als Gestütsmeister, mithin Lieferanten von Militärpferden. In diesem Zusammenhang stellten sie möglicherweise das Gesuch um eine Pronoia oder erbaten eine Erweiterung ihrer Pronoia,¹⁰ welche demütigend abgelehnt wurde. Ihr Ansinnen war sicherlich – anders als Madgearu glauben machen will – nicht der Aufbau einer Toparchia, welche vielmehr das Ergebnis des Aufstands war. Der Autor schlägt hier eine Volte, indem er seitenlang auf ein Pronoia-Gesuch hin argumentiert, um dann aber zu behaupten, dass dies nur ein Vorwand zur Schaffung einer Toparchie gewesen wäre: „rule of a territory, namely a part of the province of Moesia“. Das ist vollkommen abwegig, wurde etwas Derartiges doch nie zuvor jemandem auf Geheiß des Kaisers gewährt, bedeutete es faktisch den fiskalischen und militärischen Verlust der betreffenden Region. Die Toparchia war vielmehr das Ergebnis der gewaltsamen Vertreibung byzantinischer Truppen aus dem betreffenden Gebiet.

Zurück zur Narration des Niketas. Nach der Darstellung des Aufstandsbeginns unter Führung der Aseniden beschreibt er die Reaktion des Kaisers darauf, mithin seinen ersten Feldzug gegen die Rebellen. Erstaunlicherweise schiebt Niketas aber zwischen beides die Schilderung der Zypernkampagne ein¹¹, welche in keinem narratologischen Zusammenhang zu den Ereignissen steht und wie ein störender Fremdkörper in der Erzählung anmutet. Dies rechtfertigt Niketas einleitend: „τὸ δὲ λέγειν προβαίνεται μοι καθ’ εἶρμόν“ (seine Erzählung solle der Reihe nach fortschreiten). Er unterbricht also die Narration explizit aufgrund der Chronologie. Der Aufstand blieb demnach mehrere Monate unbeantwortet, weil das Heer gegen Zypern im Einsatz war; taxierte in Februar/März 1186 (denn der Normannenkrieg ging auch nach der Rückgewinnung Dyrrhachions im Dezember/Januar 1185/1186 weiter, nunmehr gegen deren Verbündeten Isaakios Komnenos, den Schwager Margaritones von Brindisi, und sollte erst im November/Dezember 1187 mit einem Friedensvertrag beendet werden). Der erste Feldzug erfolgte ab März und wurde im April abgeschlossen, wie sich aus Niketas ergibt. Dies impliziert, dass die Aseniden spätestens im Januar die Führung der Rebellion übernommen hatten; mithin kann ebenso die gesamte Chronologie problemlos und im Einklang mit den Quellen weiter nach hinten geschoben werden.

Kurzum: Madgearu macht es sich zu einfach, indem er vorhandene Thesen neu kombiniert, ohne erneut eine quellenkritische Prüfung vorzunehmen, die notwendigerweise einen vorsichtigeren und offeneren Ereignisablauf als Ergebnis gehabt hätte.

Madgearu erörtert die Zarenkrönung Peters (47-52), zu deren Anspruch er sich aber widersprüchlich äußert; mal behauptet er, es sei ein Kaisertitel per se (d. h. der Römer) – mithin eine gegen Isaakios gerichtete Usurpation – gewesen, mal, dass es die Titulatur der bulgarischen Zaren nach Peter I. aufgriff (d. h. der Bulgaren). Die zugegebenermaßen uneindeutige Quellenlage sollte keinesfalls zu einer Doppelinterpretation führen. Auf 76f. referiert er über zwei dubiose Siegelabdruckfunde eines Ἰωάννης βασιλεὺς τῶν Βουλγάρων, welche er Ivan Asen zuweist. Seine an diesem Ort getroffene Interpretation hätte Madgearu dazu führen müssen, die erstgenannte, ohnehin unplausible Deutungsmöglichkeit (römisches Kaisertum) fallen zu lassen.

Diese Fälle stehen exemplarisch dafür, dass eine intensive literatur- und quellenkritische Analyse für die maßgeblichen, griechischsprachigen Hauptwerke unumgänglich ist, um kontrovers diskutierte Forschungsmeinungen auf ein neues Fundament zu stellen. An nicht wenigen Stellen betreibt Madgearu *text mining* aus den Quellen und übernimmt folglich Passagen mit ihrem *at-face-value*. Eine damit verbundene Begleiterscheinung ist seine Verwendung alter Ausgaben byzantinischer Quellen(-corpora), bspw. Alexias: Leib statt Reinsch; Ephraim: Bekker statt Lampsides; Timarion: Ellissen statt Romano; Regesten der byzantinischen Kaiserurkunden: 1925 statt ²1995. Gleiches gilt für den Briefregister Papst Innozenz' III.: Täutu statt ÖAW (bislang bis 1211 fortgeschritten). Auch die griechischen Zitate sind wiederholt fehlerhaft (z. B. 35f., 38, 44).

Solcherlei trübt die vielen Stärken der Arbeit, so die tiefe Akribie, die Madgearu hat walten lassen, um die in ihrem Umfang und ihrer Sprachvielfalt ausufernde Literatur vollständig zu erfassen und ausgesprochen konzentriert zu verwenden. Stilistisch gesehen diskutiert er die Forschungsliteratur nur bei seltenen Gelegenheiten und begnügt sich meist mit extensiven Verweisen in Fußnoten ohne jegliche Erläuterung. Dadurch macht er seine Grundlage, aber oft nicht seinen Abwägungsprozess transparent. Positiv zu erwähnen ist, dass Madgearu auch sigillographische Evidenz und Hortfunde für historische Fragen in Anwendung bringt (wenn auch im Einzelfall stets diskutabel). Insgesamt ist die Untersuchung ein konzis geschriebenes und umfassendes Referenzwerk zu den Aseniden, welches aber zur Glättung besonders strittiger Fragen neigt.

Mainz

Max Ritter

¹ Pagona PAPADOPOULOU, Coinage and the Economy at the End of the Twelfth Century: An Assessment, in: Alicia J. SIMPSON (Hgg.), Byzantium 1180-1204. The Sad Quarter of a Century. Athen 2015, 179-194, hier 186-189.

² Günter PRINZING, Das Papsttum und der orthodox geprägte Südosten Europas 1180-1216, in: Ernst-Dieter HEHL/ Ingrid H. RINGEL/ Hubertus SEIBERT (Hgg.), Das Papsttum in der Welt des 12. Jahrhunderts. Stuttgart 2002 (Mittelalter-Forschungen, 6), 137-184.

³ Günter PRINZING, Demetrios-Kirche und Aseniden-Aufstand. Zur chronologischen Präzisierung der Frühphase des Aseniden-Aufstandes, *Zbornik radova Vizantološkog Instituta* 38 (1999/2000), 257-265.

⁴ Jan-Louis VAN DIETEN, Niketas Choniates. Erläuterungen zu den Reden und Briefen nebst einer Biographie. Berlin 1971 (Supplementa Byzantina, 2), 70.

⁵ Wilhelm REGEL/ Nikolai NOVOSSADSKY (Hgg.), *Rhetorum saeculi XII orationes politicae* [Fontes rerum byzantinarum sumptibus academiae scientiarum rossicae]. Petropoli 1917, or. 301, 8-14; Marina LOUKAKI, Grégoire Antiochos, éloge du patriarche Basile Kamateros. Paris 1996 (Byzantina Sorbonensia, 13), 138.

⁶ Nicetae Choniatae hist. 376, 40-49.

⁷ Alicia J. SIMPSON, Niketas Choniates. The Historian, in: Alicia J. SIMPSON/ Stephanos EFTHYMIADIS (Hgg.), Niketas Choniates. A Historian and a Writer. Geneva 2009, 13-34.

⁸ Komnenische Pronoia: vorwiegend für Soldaten (vgl. Marc C. BARTUSIS, *Land and Privilege in Byzantium. The Institution of Pronoia*. Cambridge 2012, 63, 356), insbesondere fremdländische (ebenda, 50-55); Befreiung von Abgaben auf Paroiken und von Landsteuern auf staatliches Land, aber keine Abtretung von Steuern.

⁹ Ebenda, 98, 227.

¹⁰ Denkbar wäre z. B., dass Ivan Asen Pronoiarios war und seinem Bruder Peter eine eigene Pronoia verschaffen wollte.

¹¹ Nicetae Choniatae hist. 369, 74-370, 94.

Alessio SOPRACASA, Costantinopoli e il Levante negli atti del notaio veneziano Giacomo della Torre (1414-1416). Venezia: Istituto Veneto di Scienze, Lettere ed Arti 2015. XI, 503 S., ISBN 978-88-95996-55-4, € 35,-

Notarsprotokolle zählen zu den wichtigsten Quellen der Gesellschafts- und Wirtschaftsgeschichte. Für die Erforschung von Byzanz aber liegen nur wenige Protokollbücher vor, die tatsächlich in jenen Häfen entstanden sind, in denen italienische und katalanische Kaufleute tätig waren. Während aus Genua für Chios und den Schwarzmeerraum einige dieser Quellen ediert worden sind, haben sich für den venezianischen Handel im Byzantinischen Reich erstaunlich wenige Notarsakten erhalten. Der Quellenverlust ist erheblich, jeder Neufund daher hochwichtig. Während der Archivbestand der sog. Cancelleria inferiore im venezianischen Staatsarchiv für das Mittelalter mit Blick auf Byzanz und Südosteuropa mittlerweile als erforscht gelten kann – die allermeisten Notare waren in Venedig selbst tätig, Bezüge zur Levante finden sich zwar, müssen aber mühsam aus zehntausenden Notarsinstrumenten herausgelesen werden –, sind in den tausenden Kartons mit Notarsakten aus der Frühen Neuzeit immer noch Funde möglich, die angesichts der Materialfülle freilich Zufallsfunde sein müssen.

Was Alessio Sopracasa, einschlägig ausgewiesener Kenner des venezianischen Levantehandels¹, nun vorlegt, wird in Zukunft zu den Schlüsselquellen der Wirtschaftsgeschichte von Byzanz und des Schwarzmeerraumes im Spätmittelalter gezählt werden. Giacomo della Torre war der Forschung als in Syrien wirkender Notar bekannt. Dass sein Protokoll auch hunderte in Konstantinopel ausgestellter Notarsinstrumente enthält, ist der Entdeckung Sopracasas zu verdanken. Er legt nun eine mustergültige Ausgabe vor, die von einer Einleitung im Umfang einer eigenen Monographie begleitet ist. Für die südosteuropäische Geschichte sind folgende Elemente von besonderem Interesse: Die Kunden della Torres betrieben vor allem Sklaven-, genauer Sklavinnenhandel. Die Verkäufer stammten überwiegend aus Pera, Kreta, Katalonien, Venedig und dem Osmanischen Reich; die Käufer in ihrer großen Mehrheit (80) aus dem venezianischen Kreta. Von den 177 verkauften Personen wurden 103 (99 Frauen, 4 Männer; davon 5 Kinder) aus dem bulgarischen Raum

verschleppt, 31 aus dem Gebiet der Rus', 19 waren Tscherkessen (davon 14 Frauen), 13 Tataren (davon 8 Frauen), 6 kamen aus Abchasien (3 Frauen), zwei waren Albaner; eine Bosnierin, eine Iranerin und eine Serbin wurden ebenfalls über Konstantinopel verkauft. Der Handel beschränkte sich überwiegend auf die Verbindung von Schwarzem Meer und der Ägäis. Della Torres Protokollbuch bestätigt damit Erkenntnisse der jüngeren Forschung, die die Bedeutung des regionalen Handels – das heißt nicht nur des großen Levantehandels direkt nach Venedig und Genua – hervorheben. Akteure und Objekte dieses Handels stammten aus Südosteuropa.

Die hohe Zahl verkaufter Bulgarinnen kann als Ergebnis der damals noch jungen osmanischen Eroberung des bulgarischen Zarenreiches verstanden werden. Die kaukasischen Sklaven verweisen auf das Handelsnetz der Genuesen und Venezianer im pontischen Raum. Die Sklavinnen kamen auf Kreta zumeist in Haushalten als Dienstboten zum Einsatz; die entsprechende Nachfrage in den kretischen Städten war offenbar hoch. Die Händler selbst entstammten dem ganzen Mittelmeer – zu unterstreichen ist die Rolle veneto-kretischer Kaufleute. Es waren eben nicht nur Stadtvenezianer, die in der Levante den Handel der Serenissima bestimmten. Vielmehr entfalteten sich im venezianischen Wirtschaftsraum auch venezianische Untertanen, die ihre regionalen Eigeninteressen durchsetzten. Wichtig ist auch die Präsenz muslimischer Kaufleute in Konstantinopel: Nach Jahren der Wirren im Osmanischen Reich in Folge der Schlacht von Ankara (Krisenzeit 1402-1413) war die byzantinische Hauptstadt ein Ort des Wirtschaftsaustausches zwischen Katholiken, Orthodoxen und Muslimen geblieben. Dauerhafte politische Stabilität aber gewährleistete Handel zwischen diesen Partnern freilich nicht. Deutlich aber ist, dass südeuropäische Sklavenhändler aus dem Elend des eben von den Osmanen unterworfenen östlichen Balkans wirtschaftlichen Nutzen zogen.

Der Reichtum der von Sopracasa erschlossenen Notarsakten kann an dieser Stelle nur angedeutet werden. Ausführliche Angaben zu Maßen und Währungen sowie ein Index, der mit seinen ungewöhnlich reichen Ausführungen als eigene prosopographische Studie bezeichnet werden kann, beschließen den Band. Gespannt wartet die Forschung nun auf die von Sopracasa in einer Fußnote angekündigte Edition eines weiteren venezianischen Notars aus Konstantinopel, dessen Akten die Jahre nach der Schlacht von Varna (1444) betreffen und die der Pariser Byzantinist Thierry Ganchou in Kürze vorlegen wird. Zum hier anzuzeigenden Buch aber kann gesagt werden, dass es sich um einen in jeder Hinsicht bedeutenden Wurf handelt.

Wien

Oliver Jens Schmitt

¹ Verwiesen sei hier nur auf seine monumentale Edition: Alessio SOPRACASA, *Venezia e l'Egitto alla fine del Medioevo. Le tariffe di Alessandria*. Alexandrie 2013.

1422-1423 Tarihli Köprülü, Kastorya ve Kolonya Vilâyetleri Mufassal Defteri. Metin, İndeks ve Tıpkıbasım [Das ausführliche Defter für die Regionen von Köprülü (Veles), Kastoria und Kolonya (Erseke) von 1422-1423. Text, Index und Faksimile]. Hgg. Evgeni Radoshev / Uğur Altuğ. İstanbul: Kitabevi 2016 (II. Murad ve Fatih Sultan Mehmed Dönemi Tahrir Defterleri, 2). XIII, 178 S., Kt., Faksimile von Maliyeden Müdevver Defter Numara 237 (S. 1-188 der originalen [osmanischen] Paginierung), ISBN 978-605-4907-94-6, US-\$ 72,-

Growing from a project of the late Halil İncalcık to publish in a special series the Ottoman tahrir defterleri from the reigns of Sultan Murad II and Sultan Mehmed the Conqueror (XI-XIII for a list of the defters in question), Evgeni Radoshev and Uğur Altuğ present us here with what the editors describe as the earliest extant Ottoman detailed (mufassal) census register or tahrir defteri, earlier still by a decade or so than the famous Hicri 835 Tarihli Süret-i Defter-i Sancak-i Arvanid (Ankara 1954) published by Halil İncalcık many years ago, having so far been considered the earliest extant Ottoman tahrir defteri, albeit of the abridged or icmal type. The present detailed register, known as Maliyeden Müdevver (MAD) 237 of the Başbakanlık Osmanlı Arşivi, bears no date, but deals with the districts (vilayet) of Köprülü (Veles), Kastorya (Kastoria) and Kolonya (Ersekë). It is presented here by Radoshev and Altuğ in conjunction with (Maliyeden Müdevver) MAD 525 or MM 525, an abridged (icmal) register for the areas of Timurhisarı (Demirhisar) and Köprülü (Veles) which by virtue of its marginal notes (derkenar) can be assumed to date from 1445, as well as MAD/MM 250, an abridged register for Kastorya (Kastoria), allegedly from 1445. The population and fiscal data from all three registers are given in a table (6-8) to facilitate comparison: the names of the villages in question, their recording sequence, their numbers of households (differentiating between Muslims and non-Muslims, hane, mücerred and bive), their overall fiscal obligations and status (such as haric ez defter 'outside the scope of the register') are largely, but not entirely, identical when comparing MAD 237 on the one hand with the remaining two registers, MAD 525 and MAD 250 on the other. By contrast, the names of the timar owners recorded in MAD 525 and MAD 250 are markedly different from those in MAD 237, the mufassal register presented here in full. As a rule, MAD 525 and MAD 250, both assumed to date from 1445, give names of timar owners which can regularly be identified as the successors to those recorded in MAD 237, being either their sons (veled) or persons having taken over (ez tahvil) from their predecessors. They would seem, as the editors might argue, a generation apart. These striking similarities, on the one side, between MAD 237 and the two registers of 1445 (when looking at the demographic and fiscal data) coupled, on the other side, with the stark contrasts between MAD 237 and the remaining two registers have prompted the editors to put forward a date of composition for MAD 237 of 1422-1423. If correct, this would make the present edition of MAD 237 a truly sensational presentation of the earliest surviving 'detailed' (mufassal) Ottoman tahrir defteri by far, outstripping the current 'champion', an abridged (icmal) register for parts of Albania dated 1432 (İncalcık's Defter-i Arvanid), by a decade.

From their observation that in MAD 237 the timar owners regularly figure as the fathers or predecessors of those in the abridged registers from 1445, the editors conclude (6) that, even though it bears no date, there can be no doubt that MAD 237 dates from before 1445. It must even be considerably earlier than these two abridged registers, because Çelebi Mehmed is referred to as “the late Sultan”, whereas Murad II is “our Sultan”. They further argue that because, in MAD 237, we find timar owners like İbrahim (gulâm-i mîr) who is listed in MAD 525 (of 1445) as the “late” (mürde) İbrahim while being recorded in this “abridged” defter as an “ancient” (kadîmî) timariot (having already been recorded in a previous defter), but not in the earlier “detailed” survey register, it is likely that both registers are separated by “at least 20 to 30 years” (6).¹ And, they continue, “because this tahrir [register] is completely different from the tahrir of Albania (Arnavutluk) dated 1431-1432, it must have been composed before then. While the tahrir of Albania is an abridged (icmal) survey (sayım), the tahrir numbering MAD 237 is a ‘detailed’ (mufassal) survey” (9).² Referring to “all the evidence put forward”, Radushev and Altuğ finally claim MAD 237 as having been drawn up during 1422-1423 as a “detailed” (mufassal) register by Umur Beg bin Saruca Paşa who, in 1431-1432 (i. e. a decade later), was to compose the “abridged” (icmal) survey register for the districts of Arvanid İli, Premeti, Görice, Grebena and Aştin İli (9f.).

The first section of the present volume contains the transliteration of the “detailed” survey register MAD 237 for the districts of Veles, Kastoria and Ersekë (15-116), followed by a Supplement (Zeyl) which contains the transliteration of the “abridged” survey registers MAD 525 and MAD 250 for the districts of Kastoria and Ersekë (Kastorya and Kolonya nahiyes) (119-151). The transliteration is of high quality with the (Muslim and non-Muslim) names of the heads of households generally read with great care. However, the place-names are given as they appear in their Ottoman Turkish rendering, without much, if any, attempt at interpreting them as what they mostly are, i. e. Slavic toponyms (for example the Slavic name for the village of Kriva Kruša (17) is read as ‘Kirive Kurişe’; that for the village of Jelena Vodica (22) as “Pılne Vadiçe”). A comprehensive Index for place-names and personal names (155-177) and a sketch map showing the three areas in question conclude the volume, followed by a facsimile of excellent readability of MAD 237. Had it not been for the complete disregard by the editors of an earlier translation and interpretation of MAD 237, they would deserve our unmitigated admiration.

MAD 237 was already published in Skopje in 1973 as a translation into Macedonian under the editorship of Metodija Sokoloski, issued by the Arhiv na Makedonija as volume II of the series entitled “Turski dokumenti za istorijata na makedonskiot narod. Opširni popisni defteri od XV vek”. Here, MAD 237 (23-137) is preceded by an Introduction in Macedonian and French (7-21). From this publication it already becomes apparent that the alleged gap in MAD 237 which the editors identified as a lacuna in the survey register itself (cf. 17: s. 6f. [boş] “pages 6-7 empty”) is not a gap in MAD 237 but in the editors’ facsimile of MAD 237. These pages (6f.) contain the survey results for the villages of Pogolci and Zgoropolci which were duly translated by Sokoloski (27f.), but are consequently missing in the present publication. Furthermore, it would appear that none of the (sometimes su-

perior) readings of the place-names in Sokoloski's edition have been considered by our editors. Neither has the Introduction in which Sokoloski gives his reason for dating MAD 237 from "at least 5-6 years before" the "abridged" survey register 525 (having dated it from before January 1446, cf. 7, 15). Here, Sokoloski writes in some more detail: "Ce registre ne porte pas de date. Cependant, les données se trouvant dans un registre sommaire (icmal) [MAD 525] relatif au district (vilayet) de Veles et comportant les mêmes renseignements quant au nombre de familles et aux obligations de la raia envers ses maîtres féodaux directs, laissent supposer que ce registre constitue une sorte d'extrait du grand registre (müfassal) 237 [...] Comme le registre sommaire présente par rapport au grand des modifications importantes au sujet des usufruitiers des timars, dont il n'y reste que quelques noms seulement, on peut supposer avec certitude que le registre sommaire a été rédigé au moins cinq ou six ans après le grand. Il s'ensuit que le recensement dont fait état le grand registre numero 237 a dû être effectué avant 1440 [...]" (15).

And in the Macedonian version of his introduction he states: "[...] one may conclude that this abridged register [MAD 525] was drawn up [c. 1445] on the basis of the detailed survey register number 237"³, suggesting a date of composition for MAD 237 at some time in the (early to mid) 1430s since the intervals from one survey to the next was unlikely to have been longer than 10-12 years during the period in question.

It is a great pity that the editors failed to recognize the importance of Sokoloski's Macedonian rendering of MAD 237 and to consider his findings for their interpretation of this important early Ottoman "detailed" survey register. It is to be regretted that, as a consequence of not having used Sokoloski's translation, they failed to identify the lacuna on the mentioned pages (6f.) of the defter as a piece missing from their copy, but not from MAD 237 itself. In addition, it is unfortunate that they were consequently unable to develop their arguments about the date of composition of MAD 237 by taking account of the views put forward in this respect by Sokoloski in his Introduction, quoted above.

The intention of this reviewer was firstly to bring Sokoloski's edition of MAD 237 to the editors' attention; the second aim was to allow the reader to see for themselves how each editor tried (and possibly failed) in putting a date to this undated 'detailed' Ottoman survey register. Whatever the misgivings, this is a publication which deserves special attention by specialists and non-specialists alike interested in the early decades of Ottoman control of the Western Balkans.

Birmingham

Michael Ursinus

¹ „Timârlıların kimliğine gelince, belki de söz konusu defterin tarihini tespit edebilmek için en önemli veriler bu bilgilerin bizzat kendisidir. 1445 tarihinde yer alan ve *kadîmî* ifadesiyle kaydedilmiş bulunan timârlılara MAD 237 numaralı defterde de rastlamaktayız. Fakat bu defterde *kadîmî* ifadesi bulunmamaktadır. Bu görüntü ilgili defterin 1445 tarihinden daha önce tahrir edildiğini gösterdiği gibi *kadîmî* ifadesi ise bu önceliğin oldukça eskiye (en az 20-30 yıl) dayandığını göstermektedir.“

² „Bu tahrir 1431-1432 tarihli Arnavutluk tahririnden tamamıyla farklı olup, bundan daha önce yapılmış olmalıdır. Arnavutluk tahriri icmâl bir sayım iken, MAD 237 numaralı tahrir mufassal bir sayımdır“.

³ Turski Dokumenti II, 7: „[...] može da se zakluči deka ovoj sumaren defter e izraboten vrz osnova na opširniot popisen defter broj 237“.

Theodore AGALLIANOS, *Dialogue avec un moine contre les Latins (1442)*. Hg., übers. u. komm. Marie-Hélène BLANCHET. Paris: Publications de la Sorbonne 2013 (Byzantina Sorbonensia, 27). 254 S., 5 Abb., ISBN 978-2-85944-732-8, € 40,-

Theodoros Agallianos verfasste 1442 ein Werk, das sich in Form eines fiktiven Dialogs gegen die römische Kirche und ihre Vorstellungen richtete und als Reaktion auf die auf dem Konzil von Ferrara-Florenz (1438/1439) geschlossene Kirchenunion entstand.¹ Dieser Text ist eine bedeutende Quelle, die die verschiedenen Facetten der Auseinandersetzung mit der römischen Kirche, generell mit den Lateinern sowie mit den Unionisten in Byzanz – den Befürwortern und Anhängern der Kirchenunion von Ferrara-Florenz – sichtbar werden lässt. Er ist aus dem Blickwinkel des Theodoros Agallianos, eines Würdenträgers der byzantinischen Kirche, geschrieben, der das Amt des Hieromnemon ausübte.² Der hochgebildete Autor hatte aufgrund einer Krankheit selbst nicht an dem Konzil von Ferrara-Florenz teilnehmen können. Nach der Rückkehr der byzantinischen Delegation 1440 engagierte er sich gegen die Kirchenunion und war in diesem Kampf mit herausragenden Persönlichkeiten seiner Zeit wie Markos Eugenikos oder Georgios Scholarios vereint. Theodoros Agallianos diskutiert in dem von ihm verfassten fiktiven Gespräch in Gestalt des Hieromnemon mit einem einfachen Mönch aus Trapezunt über die Union von Ferrara-Florenz und über Fragen des Glaubens und der Orthodoxie.

Die Edition von Marie-Hélène Blanchet ist in drei große Teile gegliedert. Zunächst gibt die Herausgeberin einen Einblick in die Geschichte des Textes, dann folgt die Edition mit französischer Übersetzung und schließlich ein sehr ausführlicher historischer Kommentar, der die Schrift des Theodoros Agallianos in ihren historischen Kontext einbettet und eine umfassende Interpretation des Textes mit vielen zusätzlichen Informationen liefert. Abgerundet wird das Buch durch eine Zusammenfassung, eine Bibliographie, einen Index der Eigennamen, ein Verzeichnis der im Text vorkommenden griechischen Begriffe sowie durch fünf Abbildungen des edierten Manuskripts.

Im 1. großen Teil, der sich der Geschichte des Dialogs des Theodoros Agallianos widmet, werden die Manuskripttradition und die 1. (unkritische) Edition dieser Schrift, die Dositheos II. von Jerusalem 1705 herausgab, besprochen (7-21). Der Text ist nur in einem einzigen Manuskript, dem Mosquensis graecus 248 (Sinod. gr. 365), vollständig erhalten.³ In diesem Abschnitt wird eine genaue Beschreibung des Manuskripts durch die

Editorin vorgenommen, darunter Angaben zu Beschreibstoff, Einband, Schrift, Kopisten, Ausschmückungen, Inhalt und Geschichte des Manuskripts.

Nach dieser Einführung in die Geschichte des Textes und der Vorgängeredition folgt im 2. Teil des Buchs die Edition mit einer französischen Übersetzung (25-97). Der Edition des griechischen Textes der Moskauer Handschrift (*Mosquensis graecus 248*) werden die Editionsrichtlinien vorangestellt. Auch die orthographischen Varianten und die Zeichensetzung innerhalb des Textes erläutert Blanchet übersichtlich und nachvollziehbar; sie gibt die Varianten unterhalb des griechischen Textes an, während inhaltliche Erläuterungen, Verweise und Belegstellen in der französischen Übersetzung zu finden sind. Dem griechischen Text ist eine sehr treffende und lebendige französische Übersetzung gegenübergestellt. In dieser sind Überschriften angegeben, die dem Leser einen hilfreichen Überblick über die Struktur und die Inhalte des Textes geben.

Im Dialog des Theodoros Agallianos ist ein breites Spektrum an Themen abgedeckt. Im Zentrum steht zwar die Kirchenunion von Ferrara-Florenz und ihre Nachwirkungen in Konstantinopel, aber auch die 1274 erfolgte Kirchenunion von Lyon und die Schilderung des Lebens, des Märtyrertodes und der Heiligkeit des Meletios des Bekenner – eines Widersachers der Union von 1274 – werden vergleichend behandelt. Auch auf die theologischen Unterschiede zur römischen Kirche bzw. die Irrtümer der Lateiner wird im Dialog eingegangen.

Im 3. Teil des Buches, dem historischen Kommentar, analysiert Blanchet das Werk und seinen Autor sehr sorgfältig (101-198). Neben Informationen zu den Entstehungsumständen, der Biographie des Theodoros Agallianos, dem Amt des Hieromnemon sowie den Werken des Autors und dem literarischen Aufbau erfolgt eine Einordnung und Interpretation der Inhalte. Die Herausgeberin erläutert hier beschriebene Personen und Ereignisse, gleicht die gewonnenen Informationen mit weiteren Quellen ab und bettet die Inhalte in den historischen Kontext ein.

Die Form des Textes als fiktiver Dialog zwischen dem Hieromnemon und einem Mönch verdient besondere Beachtung. Blanchet hebt hervor, dass hier im Gegensatz zu anderen vergleichbaren Werken nicht ein Dialog zwischen einem byzantinischen Unionisten und einem Antiunionisten ausgewählt wurde, sondern zwischen einem Antiunionisten in Gestalt des Hieromnemon und einem einfachen Gläubigen in der Rolle des Mönchs, der keinem Lager zuzurechnen ist (113).⁴ Dabei hat der Text eine didaktische Funktion, die Rollenverteilung scheint klar: Der Mönch ist der Schüler, der fragt und lernt, und der Hieromnemon ist der Meister, der erklärt (112). Theodoros Agallianos verwendet im Dialog eine einfache und gut verständliche Sprache, die an dem Gesprochenen und somit an der Alltagssprache orientiert ist (114f.). Dies spricht dafür, dass der Adressatenkreis des Textes nicht nur die gebildete Elite war. Sehr wahrscheinlich richtete sich der Dialog an das antiunionistische Lager, bei dem Theodoros Agallianos um Zustimmung warb (201).

Das Werk wendet sich zum einen gegen die byzantinischen Unionisten, zum anderen gegen die römische Kirche und generell gegen die Lateiner. Theodoros Agallianos betont die Spaltung der Kirche, die Unionisten seien diejenigen, die die Kirche verlassen hätten

und die Antiunionisten seien die wirklichen Erben der byzantinischen Kirche, die er die Kirche „der Griechen“ nennt (τῶν Γραικῶν, 39, s. auch 127). Die Unionisten werden bei ihm teilweise wie bei antiunionistischen Texten üblich als „Latinophrones“ (λατινόφρονες, 77, s. auch 190) bezeichnet, aber er geht noch weiter, indem er sie als Lateiner bezeichnet und sich darüber wundert, warum sie dies als Beleidigung auffassen (47, s. auch 190). Nachsicht zeigt er hingegen bei den Personen, die die Union auf byzantinischer Seite zu verantworten hatten. Weder wirft er den Metropolit, die in Florenz waren, noch dem Kaiser Ioannes VIII. vor, die Orthodoxie verraten zu haben (125).

Ein wesentlicher Teil des Dialogs wendet sich gegen die Lateiner und die römische Kirche. Eine Verständigung mit der römischen Kirche wird als unmöglich dargestellt. Als Grund führt Theodoros Agallianos u. a. den Vorwurf an, der römischen Kirche fehle es an wahrer Heiligkeit (199). Der Verfasser nimmt auf zwei vorausgegangene Ereignisse Bezug, die symptomatisch für die Belastung der Beziehung zwischen der römischen und der byzantinischen Kirche sind, nämlich den 4. Kreuzzug 1204 und die Union von Lyon 1274. Im Zusammenhang mit der Kirchenunion 1274 wird das Leben des Märtyrers Meletios geschildert, der sich der Union widersetzte und der Theodoros Agallianos als heroisches Beispiel für die Verteidigung der Orthodoxie bis zum Tod diente. Außergewöhnlich für die antiunionistische Literatur des 14. und 15. Jh.s ist, dass Theodoros Agallianos auf die Ereignisse des 4. Kreuzzuges eingeht (200f.). Der Autor greift insbesondere für den 2. Teil seines Dialogs auf das traditionelle Arsenal antilateinischer, polemischer Texte zurück (196-198). Zu der religiösen Dimension gesellt sich bei Theodoros Agallianos nach Blanchet auch ein xenophober Antilatinismus (196-198).

Blanchet arbeitet im letzten Kapitel des historischen Kommentars äußerst nachvollziehbar heraus, wie der Dialog die Frage der orthodoxen Identität widerspiegelt. Die Frage der richtigen Definition der Orthodoxie ist im Dialog omnipräsent, für die gemäß dem Dialog nicht nur die lateinische Kirche und ihre Lehren, sondern auch die Unionisten eine Gefahr bedeuteten (175-198). Aus diesem Blickwinkel kann man das Werk als einen Versuch werten, durch die Rivalität mit der lateinischen Christenheit die Orthodoxie neu zu definieren („redéfinir l’orthodoxie“, 200). Dies erscheint auch angesichts verschiedener kulturhistorischer Studien der letzten Zeit, die den Zusammenhang zwischen Identität und Alterität herausstellen, sehr überzeugend.⁵

Nach Einschätzung von Blanchet dürfte die Verbreitung des Werkes nicht besonders groß gewesen sein, wofür auch die Überlieferung des kompletten Textes in nur einem Manuskript spricht. Auch den heutigen Historikerinnen und Historikern ist der Dialog wenig bekannt, obwohl er für die Union von Ferrara-Florenz und besonders für ihre Rezeption in Byzanz ein wichtiges Zeugnis darstellt. Zeitnah zur Florentiner Union verfasst, erlaubt uns diese Quelle, nachzuvollziehen, wie sich Widerstand gegen die Kirchenunion allmählich formierte und welche Züge er trug. Sie ist ein Beispiel für den offensiven Diskurs der Antiunionisten gegen die Kirchenunion und bietet viele aufschlussreiche Einblicke in die Zeit der frühen Opposition gegen die Union von Ferrara-Florenz. Dank dieser kritischen Edition, die auch durch die sehr stimmige französische Übersetzung den Dialog des Theodoros Agallianos

einer größeren Zahl von Historikerinnen und Historikern zugänglich machen dürfte, wird dieser bedeutende Text nun für weitere Forschungen über Byzanz im 15. Jh. wichtige Impulse geben können.

Göttingen

Leonie Exarchos

¹ Zu Theodoros Agallianos und seinen Werken siehe z. B. Christos PATRINELES, *Ο Θεόδωρος Αγαλλιανός ταυτιζόμενος πρὸς τὸν Θεοφάνη Μηδείας καὶ οἱ ἀνέκδοτοι λόγοι του*, Athen 1966; zur Rolle des byzantinischen Kaisertums auf dem Konzil von Ferrara-Florenz: Sebastian KOLDITZ, *Johannes VIII. Palaiologos und das Konzil von Ferrara-Florenz (1438/39)*. 2 Bde., Stuttgart 2013/2014.

² Zum Amt des Hieromnemon z. B. Jean DARROUZÈS, *Recherches sur les ὁφίκια de l'Église byzantine*. Paris 1970.

³ Ein Fragment des Dialogs des Theodoros Agallianos befindet sich in einer Handschrift in dem Kloster Iviron auf dem Berg Athos. Die Handschrift stammt aus dem 17./18. Jh. (*Athous Iviron 1308*), s. 14f.

⁴ In den zwei Dialogen des Georgios Scholarios über den Ausgang des Heiligen Geistes findet z. B. das Gespräch zwischen Personen statt, die unterschiedlichen Parteien angehörten, eine aus dem unionistischen und eine aus dem antiunionistischen Lager, 113.

⁵ Vgl. z. B. Jan ASSMANN, *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München 2007, bes. 130-160, hier 134; Volker SCIOR, *Das Eigene und das Fremde. Identität und Fremdheit in den Chroniken Adams von Bremen, Helmolds von Bosau und Arnolds von Lübeck*. Berlin 2002, bes. 9-28.

FRÜHE NEUZEIT

Iulia CAPROȘ, Students from Košice at Foreign Universities before and during the Reformation Period in Town. Kiel: Solivagus-Verlag 2013. 426 S., ISBN 978-3-943025-20-1, € 62,–

In ihrer 2010 an der Central European University in Budapest angenommenen Dissertation untersucht die Autorin „quantitativ und deskriptiv“ (14) die „academic peregrination“ (15) von Studenten aus Košice (Kassa, Kaschau) in der Ostslowakei, damals in Oberungarn, vom Ende des 14. Jh.s bis 1670, d. h. vom ersten nachweisbaren Studenten 1371 bis zum Jahre 1660, als die 1657 in Kaschau gegründete Jesuitenakademie in den Rang einer Volluniversität erhoben wurde – das sichtbare Ende der Reformationszeit in der Stadt.

Caproș geht dabei unter Einbezug auch der ungarisch- und der slowakischsprachigen Forschung von vergleichbaren Untersuchungen zur Bildungs- und Gelehrten-geschichte des deutschsprachigen Raums und Ungarns im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit aus und stellt ihre wesentlichen Quellen, die gedruckten Universitätsmatrikeln und die einschlägigen Quellen des „Archív Mesta Košice“, vor allem Briefe, Bürgerbücher und Stadtbücher, vor. Ihre Untersuchung einer „group of students coming from one specific town without a university located in a peripheral region in relation to the academic centers of the time“ (39) beruht wesentlich auf ihrem chronologisch angelegten prosopographischen Katalog aller 278 festgestellten Studenten, den sie im Anhang (249-341) abdruckt. Sie beschränkt sich dabei nicht nur auf die Aussagen der Universitätsmatrikeln, sondern verfolgt, soweit möglich, den weiteren – insbesondere akademischen – Lebensweg. Caproș kann so die Erfolge und Wirkungen des Studiums in ihre Untersuchung einbeziehen. Für das historische Nordungarn, die heutige Ostslowakei, fehlen, Levoča (Lőcse, Leutschau) ausgenommen, vergleichbare Untersuchungen, was eine komparative Analyse verhindert (42).

Grundlage der weiteren Darstellung ist ein Überblick über die historische und politische, wirtschaftliche, demographische, kulturelle, religiöse und administrative Entwicklung der Stadt bis in die Mitte des 17. Jh.s. War im Mittelalter die städtische Sprache der bedeutenden, nach Einwohnerzahlen der Zeit mittelgroßen Handelsstadt das Deutsche, so hatte es, nachdem János I. Szapolyai 1536 Teile der deutschsprachigen Bevölkerung ausgewiesen und durch ungarische Bürger aus anderen Landesteilen ersetzt hatte, 1608 das Ungarische abgelöst. Im habsburgischen Ungarn war Košice nach dem Verlust der Bedeutung als Handelsstadt eine der wesentlichen Festungen gegen den osmanischen Vormarsch. Der Erfolg der Reformation veränderte seit den 1520er Jahren das Bildungswesen der Stadt. Wie in den anderen deutschsprachigen Städten Nordungarns erreichte sie ihren Höhepunkt in der Mitte des 16. Jh.s, seit 1555 kam es zu Kontroversen zwischen orthodoxen Lutheranern und calvinistischen Reformern. Seit 1597, verstärkt seit 1620 unter König Ferdinand II., setzte sich die Gegenreformation durch.

Im 3. Kapitel untersucht Caproș, auch hier ausgehend vom generellen Wissensstand, die Zahl der Studenten und ihre Verteilung auf die damaligen Universitäten. Bis 1530

dominiert eindeutig mit 151 von 223 Studenten Krakau als Studienort, gefolgt von Wien, das auf 51 kommt (72). 1531 bis 1660 studieren nur noch zwei Kaschauer in Krakau und nur acht in Wien, dafür 28 von 83 in Wittenberg, 37 aber an anderen deutschen Universitäten (74). Weitere besuchten Akademische Gymnasien wie in Breslau und Danzig oder die Nürnberger „Hohe Schule“ in Altdorf. Zwei Calvinisten studierten seit der Mitte des 16. Jh.s in Basel, fünf in den Niederlanden. Nur wenige junge Männer aus Košice studierten an katholischen Universitäten (141). Die Autorin analysiert die zeitliche Verteilung, fragt nach den gezahlten Gebühren und den erlangten Abschlüssen.

Abschließend wendet sich Caproş im 4. Kapitel der Studienfinanzierung zu. Anhand der Quellen aus dem Stadtarchiv Košice zeigt sie die Bedingungen und Möglichkeiten, Stipendien von der Stadt zu erhalten. Nach der Phase der kirchlichen Patronage und privater frommer Stiftungen war die Stadt in der Reformationszeit aktiv bemüht, durch entsprechende Förderung die Bildungsmöglichkeiten ihrer Bürger zu verbessern. Das 5. Kapitel ist den „postgraduate careers“ der hier erfassten Studenten vorbehalten. Die Autorin versucht eine vorsichtige allgemeine Charakterisierung: Sicherlich habe es, führt sie aus, Karrieren in der kirchlichen oder der akademischen Hierarchie gegeben: „The purpose of the majority of fifteenth-century students was mainly to obtain, over a definite period of time, a certain amount of available knowledge“ (211). Das Studium alleine reichte für eine Karriere in der Gesellschaft nicht aus, während nach der Reformation das Studium den Grundstock für die Karriere in kirchlichen wie städtischen Ämtern bedeutete.

Caproş hat eine nach Anlage und Methode vorbildliche Studie zur von einer einzigen Stadt ausgehenden *peregrinatio academica* vorgelegt und die Ergebnisse in den größeren mitteleuropäischen Kontext eingeordnet. Sie bietet neue Einsichten in die lokale Bildungs- und Kulturgeschichte, aber auch in die Universitäts- und Studentengeschichte. Die im prosopographischen Katalog zusammengetragenen biographischen Informationen sind leider nicht ohne weiteres nutzbar, da ein Personenregister fehlt. Appendix 6.2, das Verzeichnis der besuchten Universitäten (342), hätte auch innerhalb der Darstellung einen geeigneten Platz gefunden. Die chronologisch geordneten Studentenlisten für die Universitäten Krakau, Wien und Wittenberg sind informativ, ebenso die Übersicht der im Stadtarchiv erhaltenen Studentenbriefe aus den Jahren 1558 bis 1662. Die Verzeichnisse der Archiv- und der gedruckten Quellen (361-374) sowie der benutzten Sekundärliteratur (375-426) zeigen, auf welche breite Basis Caproş ihre Untersuchung stützt.

Ausgehend von den 306 festgestellten Immatrikulationen von 278 Studenten aus Košice, entwickelt Caproş ein verlässliches Bild der Bildungswege der aus der Stadt Košice stammenden Bildungselite vom späten Mittelalter bis zum Ende der mit der Reformation verbundenen ersten Phase der Frühen Neuzeit und ihres Lebenswegs nach dem Studium. Sie weist auf der Grundlage ihrer detaillierten Analyse nach, welche starken Einschnitt die Reformation, aber wohl auch die Folgen des osmanischen Siegs bei Mohács 1526 für Bildungswege und Karrieren bedeutet haben. In den „Conclusions“ (233-248) fasst sie ihre Ergebnisse zusammen und führt sie zugleich weiter. Caproş verknüpft die lokale Bildungs-

geschichte der Stadt Košice mit der Ostmitteleuropas und bietet für beide neue Erkenntnisse und Einsichten.

Viersen

Wolfgang Kessler

Axel GOTTHARD, Der Dreißigjährige Krieg. Eine Einführung. Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag 2016 (UTB 4555). 392 S., 3 s/w-Abb., 4 Kt., ISBN 978-3-8252-4555-9, € 24,99

Ein „Studienbuch“ (53) ist es gewiss. Ein „Büchlein“ hingegen nennt Axel Gotthard seine Einführung in den „Teutschen Krieg“ an mehreren Stellen seines kurzen Vorworts (11f.) – eine doch grobe Untertreibung, nicht nur wegen des Umfangs und des Formats dieses UTB-Bandes. Axel Gotthard, Professor für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität Erlangen-Nürnberg, legt eine thematisch umfassende, flott geschriebene und gerade für Studenten in der Anfangsphase des Studiums geeignete Einführung vor, die trotz aller Konzessionen an eben jenen Einführungscharakter mit einer Detailfülle besticht, die sogar Südosteuropa seinen, zugegebenermaßen schmalen, Platz in diesem Kriegsgeschehen einräumt.

Schon der Blick in das Inhaltsverzeichnis erfreut den Rezensenten. Zwar geht Gotthard in den fünf Kapiteln im Wesentlichen chronologisch vor und bietet somit eine klassisch zu nennende Aufarbeitung seines Themas an, erlaubt sich mit dem 3. Kapitel („Wie hat man im Dreißigjährigen Krieg gelebt, gekämpft und gelitten?“, 155-213) aber einen ausführlichen Exkurs in die Alltagsgeschichte der 1. Hälfte des 17. Jh.s. Dabei hat er vor allem diejenigen Aspekte im Fokus, die für den Kriegsalltag bedeutsam sind: v. a. das Leben und das Kämpfen als Söldner; den Kriegsalltag allgemein; die ökonomischen Voraussetzungen und Folgen des Kriegswesens im 17. Jh.; nicht zuletzt auch Fragen nach den und an die Quellen („Das Quellenproblem“, 205f.). Sehr lobenswert ist das kleine Unterkapitel „Alles gar nicht so schlimm? Der Forschungsmythos“ (203-205), in dem Gotthard aufzeigt, wie zwei schlecht recherchierte Monographien aus der Mitte des 20. Jh.s dazu führten, dass selbst in renommierten Handbüchern die Mär vom leichten Bevölkerungszuwachs während des Krieges fröhliche Urständ feierte.

Die ersten beiden Kapitel, „Der lange Weg in den Krieg“ (13-71) und „Ereignisabfolge 1: der große deutsche Konfessionskrieg (1618-1630)“ (73-153) haben die Zeit im Blick, in der das Primat des Handelns und auch die militärische Fortune ganz klar auf Seiten der Habsburger und der Katholischen Liga lag. Dabei folgt Gotthard nicht nur detailkundig dem Weg des Pfälzer Kurfürsten Friedrich V. (1596-1632) in die Katastrophe in Böhmen, die ihm den spöttischen Beinamen „Winterkönig“ einbrachte, sondern arbeitet auch minutiös den Ablauf des in der Literatur häufig nur am Rande behandelten Nieder-

sächsisch-Dänischen Kriegs heraus. Im 2. Kapitel findet dann auch Siebenbürgen und sein Fürst Gabriel Bethlen Erwähnung (80-82). Gabriel Bethlen wird hier als „neuer Verbündeter für die böhmischen Aufständischen“ (82) des Sommers 1619 vorgestellt und als „Abenteuernatur“ wie auch als „offenbar ausgesprochen frommer Calvinist“ charakterisiert (ebd.). Sein Entfachen eines Aufstandes der Ungarn wird hier als zusätzliche Bürde für die Habsburger Maßnahmen angeführt.

Im 4. Kapitel mit dem Titel „Ereignisabfolge 2: Mitteleuropa wird zur Bühne von Großmachtrivalitäten (1630-1648)“ (215-290) wird ein Schwerpunkt der Darstellung auf die Internationalisierung des Krieges gelegt: War der Krieg in Böhmen mit dem „Winterkönig“ noch klar ein Konflikt innerhalb des Reiches, griff König Christian IV. von Dänemark und Norwegen (1577-1648, König ab 1588) lediglich als Obrist des niedersächsischen Reichskreises und ohne Rückendeckung des dänischen Reichsrates in den Konflikt ein, so war mit dem Auftreten Gustav II. Adolfs von Schweden (1594-1632, König ab 1611) der Krieg ein europäischer geworden. Europäisch und schließlich so vertrackt und kaum zu durchschauen, dass selbst die einsetzende Kriegsmüdigkeit ab 1638 dazu führte, dass der Krieg noch volle zehn Jahre weiterging. Hier wird auch noch einmal Siebenbürgen eine (kleine) Rolle spielen – durch das Bündnis Schwedens mit Georg Rákóczi, das 1645 habsburgische Truppen gen Südosten zwingen und so den Druck auf die schwedischen Besitzungen in Norddeutschland entscheidend mindern sollte (287), was die schwedische Verhandlungsposition in Osnabrück erheblich verbessern sollte.

„Der lange Weg zum Frieden“ lautet, auf die Überschrift des 1. Kapitels anspielend, das 5. und abschließende Kapitel (291-362). Noch einmal vermag Gotthard zu zeigen, wie verzwickelt und sogar für die Zeitgenossen kaum durchdringbar die gesamte Lage war, warum also letztlich 30 Jahre gekämpft werden musste. Die im Laufe des Buches sattem vorgestellten Faktoren wie konfessionelle Spannungen, fehlender Friedenswillen bei der gerade Oberwasser habenden Kriegsfraktion, Weiterlaufenlassen des Kriegs zum Unterhalt der riesigen Truppenkontingente oder die Europäisierung samt der damit einhergehenden Entkonfessionalisierung des Konflikts werden noch einmal aufgeführt; auch heute eher seltsam anmutende Kriegsgründe wie die „Ehre“ (307f.) finden hier ihren Platz. Der Westfälische Frieden selbst wird im Detail analysiert; sehr gelungen ist die Aufarbeitung von dessen ideologischer Verwendung in den Jahrhunderten danach, als er allzu oft als Beleg für den „Zerfall“ des Reiches herhalten musste (327-333).

Mehrmals im Laufe der Darstellung fragt Gotthard, warum der Krieg weiterging (112-117, 131-153, 248-257). In diesen kleinen Unterkapiteln fasst er prägnant die Faktoren zusammen, die jeweils einem früheren Friedensschluss die Grundlagen entzogen. Wer sich fragt, wieso 30 Jahre lang Gemetzel sein konnte, wird hier fündig – die „Maßlosigkeit der Sieger“ ist dabei nur einer von mehreren Faktoren, sicherlich aber jener, dem man die Hauptschuld geben kann.

Was der Rezensent an Kritik vorzubringen vermag, ist meistens nur Arbeit am Detail. So würde er der Aussage, dass „die dänische Flotte bei Fermarn [sic!] vernichtend geschlagen“ (130) wurde, keinesfalls zustimmen.¹ Auch bekommt der Band durch den Ver-

sich, sprachlich möglichst korrekt zu gendern, an einigen Stellen einen sehr bemühten Anstrich: Im kommentierten Quellen- und Literaturverzeichnis steht zunächst zu lesen, dass „aber der Proseminarstudent gar keine 12 oder 15 Bücher zu ein und demselben Thema lesen“ will; jedoch „die wenigen im Folgenden genannten Werke kommen für die Proseminarstudentin – sie hat mein Kompendium im Visier! – infrage, wenn sie [...] eine ‚zweite Meinung‘ einholen will“ (370). Inkonsistent ist gelegentlich die Verwendung von Namensformen: So heißt es einmal „Carlo Emanuele“ (141), einmal „Karl Emanuel“ (79) von Savoyen; und während „Gabriel Bethlen“ (80) deutsch daherkommen muss, wird „György Rákóczi“ (287) ein ungarischer Auftritt gewährt. Wenn es überhaupt etwas gibt, was als Ärgernis zu bezeichnen wäre, so sind es die vier Karten des Bandes. Sie sind sehr klein, schwarz-weiß, sehr detailreich – die Folge ist eine gewisse Unübersichtlichkeit. Und wieso sich von gerade einmal vier Karten zu einem Krieg, der von 1618 bis 1648 dauerte, gleich zwei mit dem Jahr 1648 beschäftigen müssen, während die Feldzüge der Schweden kartentechnisch überhaupt nicht aufgearbeitet werden, mag sich nicht so recht erschließen.

Nun aber möge Sixtus Beckmesser schweigen – denn Axel Gotthards Werk verdient ein eindeutig positives Fazit! Abgesehen von der Schreibe, die lebendig und mitreißend, aber keinesfalls peinlich salopp ist, ist es ihm gelungen, den gesamten Zeitlauf von 30 Jahren Krieg samt seinem Vorlauf und seinem Nachleben im kollektiven Gedächtnis nachzuzeichnen, dabei kluge Schwerpunkte zu setzen und sich immer wieder ein Innehalten zu erlauben, um das zuvor deskriptiv Vorgestellte zu analysieren und einzuordnen. Es ist eine Einführung, fürwahr – aber wer dieses Buch gelesen hat, kann wirklich sicher sein, die wichtigsten Fragen zum Dreißigjährigen Krieg kompetent beantwortet bekommen zu haben.

Regensburg

Peter Mario Kreuter

¹ Gemeint ist die Seeschlacht auf der Kolberger Heide 1644, in deren Verlauf König Christian IV. sein rechtes Auge verlor, was dazu führte, dass der militärische Vorteil, der aus dieser Schlacht erwuchs, aufgrund der schweren Verwundung ihres Königs von den Dänen nicht ausgenutzt werden konnte. Die Schlacht selber wird noch heute in der 1. Strophe der dänischen Königshymne „Kong Christian stod ved højen mast“ besungen.

Emilian DE LOVIȘTEA, Les Princes de ce monde entre la joie de la vie et le don de l'immortalité. Paris: Éditions Apostolia 2016. 203 S., zahlr. farb. Abb., ISBN 979-10-91445-09-2, € 29,90

Fürst Constantin Brâncoveanu (1654-1714, Fürst ab 1688) nimmt in der Geschichte der Walachei einen herausragenden Platz ein. Mit einer 25-jährigen Herrschaftszeit regierte er nicht nur länger als die meisten seiner Vorgänger, sondern trug in dieser Zeit auch

in hohem Maße zur wirtschaftlichen und kulturellen Blüte des teilautonomen, unter osmanischer Oberherrschaft stehenden Fürstentums bei. Seine zahlreichen Kirchen- und Klosterstiftungen, von denen das Kloster Horezu die bedeutendste ist, sowie der Bau des Schlosses Mogoșoaia bei Bukarest wirkten zudem stilprägend für die Architektur seiner Zeit. Der nach ihm benannte Brâncoveanu-Stil zeichnet sich durch die originelle und harmonische Verbindung italienischer und orientalischer Stilelemente aus. Dem Betrachter fallen sofort die charakteristischen spiralförmig gedrehten Säulen, die Loggien, die weit überhängenden Holzdächer sowie die reichen Fassadenornamente mit Pflanzenmotiven ins Auge. Dieser Baustil überlebte den Fürsten und erlebte im 20. Jh. sogar mit dem Neo-Brâncoveanu-Stil eine Art Renaissance.

Doch Constantin Brâncoveanu beschränkte sich nicht allein auf den Bau von Kirchen und Klöstern, sondern er förderte auch das Bildungswesen durch die Gründung einer Ritterakademie (*Academia domnească*) in Bukarest und v. a. auch durch den Buchdruck. Letztlich ist seinem Mitwirken auch der Druck der ersten vollständigen Bibelübersetzung ins Rumänische, der Bukarester Bibel von 1688, im Auftrag seines Onkels Șerban I. Cantacuzino zu verdanken.

Politisch stand seine Herrschaft unter sehr ungünstigen Vorzeichen, da er immer zwischen den ins Osmanische Reich drängenden Mächten aus dem Norden und der Hohen Pforte lavieren musste. Daran scheiterte er schließlich, und nach seinem Tode begann in der Walachei die Phanariotenherrschaft, die bis 1821 währte. Als Brâncoveanus Geheimverhandlungen mit dem russischen Zaren und dem österreichischen Kaiserhaus dem Sultan hinterbracht wurden, ließ er ihn mit seinen Söhnen in Bukarest festnehmen und nach Istanbul überführen. Dort wurde er zunächst gefoltert, um an seine verborgenen Schätze heranzukommen, und dann zusammen mit seinen vier Söhnen Constantin, Ștefan, Radu und Matei sowie seinem engen Berater Ianache Văcărescu am 15.8.1714 enthauptet. Das Datum war vom Sultan sicher bewusst gewählt worden, da es der 60. Geburtstag des Fürsten und der Namenstag seiner Frau Marika war. Doch, wie es in der Volksballade zum Verlauf der Hinrichtung heißt, wollte er lieber den Märtyrertod erleiden als seinen Glauben verraten und zum Islam übertreten, was der Sultan von ihm forderte, um so sein Leben zu retten. Während die Köpfe der Hingerichteten öffentlich zur Schau gestellt wurden, warf man die Leichname der Enthaupteten in den Bosphorus, von wo sie heimlich geborgen und später in die Walachei gebracht wurden.

Die zahlreichen Kirchen- und Klosterstiftungen des Fürsten und sein Märtyrertod wurden natürlich von der Kirche gebührend gewürdigt, und die Heilige Synode der Rumänischen Orthodoxen Kirche kanonisierte ihn 1992 und reihte ihn damit in die Reihe der einheimischen Glaubensmartyrer ein. Eine umfassende Würdigung dieses neuen rumänischen Heiligen von kirchlicher Seite nimmt der Weihbischof von Râmnicu Vâlcea, Emilian Lovișteanul, in seiner Arbeit „*Les Princes de ce monde entre la joie de la vie et le don de l'immortalité*“ vor. Sie ist zur Erinnerung an den Märtyrertod des Heiligen vor 300 Jahren in der von der „*Métropole Orthodoxe Roumaine d'Europe Occidentale et Méridionale*“ herausgegebenen Reihe *Édition Apostolia* erschienen. Diese Metropole¹ betreut die rumänischen orthodoxen Christen in West- und Südeuropa und hat ihren Sitz in Paris.

Der Autor lehrt gleichzeitig auch als Dozent für Kirchengeschichte und Christliche Kunst an den Universitäten Craiova und Iași und rückt daher in seiner Darstellung naturgemäß kirchenhistorische und theologische Aspekte in den Vordergrund. So wird die Familie des Fürsten Brâncoveanu gleich zu Beginn als Modell der christlichen Familie vorgestellt, das in der Kirche noch heute seine Gültigkeit bewahrt hat und als Vorbild dienen sollte.

In den zwölf Kapiteln der vorliegenden Arbeit werden die Familiengeschichte des Fürsten und seine Politik, insbesondere die diplomatischen Beziehungen mit den Mächtigen der Zeit beschrieben.² Vor diesem Hintergrund wird das schwere Los der Fürstenfamilie dargestellt. Im frühen Kindesalter verlor Constantin zunächst den Vater und dann den Großvater, die beide bei internen Machtkämpfen ums Leben kamen. Von seinen elf Kindern, sieben Töchter und vier Söhne, erlitten die Söhne gemeinsam mit ihm schließlich den Märtyrertod. Besonderes Gewicht wird in der Darstellung ferner auf seine Beziehungen mit der Kirche und ihren Hierarchen sowie auf die Bedeutung seiner zahlreichen Stiftungen gelegt.

Ein wichtiger Punkt im Porträt des Fürsten ist natürlich die Geschichte seiner Kanonisierung und des damit verbundenen offiziellen Gedenkens durch die Rumänische Orthodoxe Kirche. Seine Stiftertätigkeit und sein Martyrium sowie das seiner Söhne und seines Schwiegersohns veranlassten die Kirche zu ihrer Kanonisierung. Die Heiligsprechung wurde freilich erst am 20.6.1992 durch den Heiligen Synod der Rumänischen Orthodoxen Kirche beschlossen und am 16.8., der als Gedenktag festgelegt wurde, im Kloster Horezu feierlich verkündet. Eine herausragende Rolle spielt in diesem Zusammenhang das Erzbistum Râmnic, zu dem seine bedeutendste Stiftung, das Kloster Horezu, gehört, das seine Grablege und die seiner Familie werden sollte. Allerdings fand er seine letzte Ruhestätte nicht dort, sondern in Bukarest, in der Kirche Sfântul Gheorghe Nou. Doch auch hier konnte seine Beisetzung, um die osmanischen Autoritäten nicht zu provozieren, zunächst nur heimlich geschehen, und erst 1932 wurde er wieder exhumiert. Zum 300. Jahrestag des Martyriums in Istanbul wurden seine Gebeine nach der rituellen Reinigung in einen silbernen Sarkophag gelegt und am 21.5.2014 in einer feierlichen Prozession von der Patriarchatskirche in Bukarest in die Kirche Sfântul Gheorghe Nou überführt und den Gläubigen zur Andacht übergeben.

Das Schicksal des Fürsten und seiner Kinder hat auch die Folklore inspiriert und in der Volksballade „Balada lui Constantin Brâncoveanu“³ ihren Ausdruck gefunden. Sie und das Troparion der Märtyrer in französischer Übersetzung bilden den Abschluss der Darstellung. An sich fehlt noch das Kontakion.

Deutlich wird der persönliche Bezug des Autors zu diesem, mit seiner Diözese eng verbundenen, Märtyrer. In seinen Berichten über die zahlreichen religiösen und kulturell-historischen Unternehmungen zu ihren Ehren zeigt sich sein starkes Engagement. Der mit zahlreichen farbigen Abbildungen ausgestattete Band ist eine würdige Hommage an den Märtyrer und seine Familie.

Erlangen

Klaus Steinke

¹ Unter <<http://www.mitropolia.eu/fr/>>, 8.12.2016.

² Inhaltsverzeichnis unter <http://cachescan.bcub.ro/2016/06_07/686863.pdf>, 8.12.2016.

³ Unter <https://www.versuri.ro/versuri/balade-populare-balada-lui-constantin-brancoveanu-_0427.html>, 8.12.2016.

András VÁRI / Judit PÁL / Stefan BRAKENSIEK, Herrschaft an der Grenze. Mikrogeschichte der Macht im östlichen Ungarn im 18. Jahrhundert. Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag 2014 (Adelswelten, 2). 397 S., 36 teils farb. Abb., ISBN 978-3-412-22145-4, € 49,90

„Dieses Buch ist gleich in zwei Hinsichten ungewöhnlich: Eine Monografie, die von drei Autoren aus drei Ländern stammt, kommt nicht alle Tage auf den wissenschaftlichen Buchmarkt. Und eine deutschsprachige Originalveröffentlichung zur ungarischen Geschichte ist ebenfalls recht selten“ (9). So lauten die ersten beiden Sätze im Vorwort der Publikation. Diese in der Tat seltene Konstellation ist das Ergebnis eines Forschungsprojekts zur Thematik „Frühneuzeitliche Institutionen in ihrem sozialen Kontext – Praktiken lokaler Politik, Justiz und Verwaltung im internationalen Vergleich“. Der Fokus einer Historikerin aus Rumänien sowie von zwei Historikern aus Ungarn und Deutschland verleiht diesem Werk die erwünschte Multiperspektivität.

Die zentrale Fragestellung wird anhand des Buchtitels deutlich: Es geht um eine mikrogeschichtliche Nahaufnahme der Macht. Der Zugang erfolgt durch eine Untersuchung der Kooperation von Personen ungleicher Stellung. Es handelt sich um eine historisch-anthropologische Annäherung an die Akteure in „asymmetrischen Abhängigkeitsbeziehungen“ (22). Schauplatz ist das Komitat Szatmár im Nordosten des Königreichs Ungarn, dessen Gebiet heute zu drei Vierteln zu Rumänien gehört. Den familiären Bezugsrahmen stellt das Herrschaftsgeflecht der gräflichen Familie der Károlyi dar. Diese bedeutendste aristokratische Familie des Komitats, die 1606 katholisch geworden war, hatte ihren Familiensitz in Nagykaroly. Im 17. und 18. Jh. stieg die Familie zu den großen Magnatenfamilien des Königreichs auf. An der Seite der Habsburger gelang ihnen im 18. Jh. eine beispielhafte Akkumulation an Gütern. Daran konnte auch der Wechsel von Sándor Károlyi (1668-1743) zu den Aufständischen des Kuruzzengenerals Ferenc Rákóczi (1676-1735) im Kuruzzenkrieg (1703-1711) nichts ändern. Denn 1711 wechselte er noch einmal rechtzeitig die Seite und unterschrieb den Friedensvertrag von Szatmár.

Aus der Sicht von Klientelnetzwerken wird der „Übergang von einer traditionellen segmentär-stratifizierten Gesellschaft zu einer modernen, funktional ausdifferenzierten Gesellschaft“ (16) analysiert. Die Beziehung zwischen Patron und Klient ist einerseits eine ungleiche, andererseits beruht sie auf Reziprozität (18), denn Patron und Klient sind aufeinander angewiesen. Gerade ihr Zusammenspiel verhieß eine optimale Ressourcenaus-

schöpfung in einem Raum, der im 18. Jh. von der Transformation von einer traditionellen zu einer frühmodernen Gesellschaft gekennzeichnet war.

Um den Wandel zu erfassen, griffen die Autoren auf das Konzept der intermediären Herrschaft zurück, das sich schon aufgrund der Staatsferne des frühmodernen Königreichs Ungarn bis in das frühe 19. Jh. entfalten konnte und kennzeichnend für den ländlichen Raum Ungarns war (28f.). Die wichtigste Quellengattung für die Analyse dieser Beziehungsnetzwerke bildeten die Briefe, insbesondere jene der Grafenfamilie mit ihren Untergebenen. Diesem Umstand kam zugute, dass es sich bei dem Familienarchiv der Károlyis um eines der am besten erhaltenen Familienarchive Ungarns im Ungarischen Landesarchiv handelt. Der Längsschnitt bis in das frühe 19. Jh. ermöglicht es, Entwicklungsprozesse zu identifizieren, die geradezu charakteristisch für diesen Raum sind: Sie reichen von der Phase der Rekonstruktion eines von den Türkenkriegen und dem Kuruzzenkrieg schwer getroffenen Raums zu Beginn des 18. Jh.s bis über die Reformen Josephs II. und dem sich abzeichnenden Bürokratisierungsprozess im frühen 19. Jh. Ein Prozess, der auch für die Herrschaftsverwaltungen und Komitate kennzeichnend war. Offenbar war der patrimoniale Herrschaftsverband am Anfang des 18. Jh.s aufgrund des wenig oder kaum ausgeprägten staatlichen institutionellen Zugriffs die einzige Alternative einer sinnvollen Ressourcenausnutzung (350). Die häufige und zunehmende Abwesenheit der Magnatenfamilie in Wien erzwang die Anwesenheit von gut vernetzten Klienten mit Schlüsselpositionen in der Herrschaftsverwaltung, im Komitat und in der Stadt Szatmárnémeti, geradezu.

Bevor die Rolle der einzelnen Klienten, ihr Verhältnis zu den verschiedenen Repräsentanten der Familie Károlyi, ihre Funktionen und ihre Netzwerke tief ausgeleuchtet werden, wird „Der Schauplatz und die Akteure“ vorgestellt. Dazu gehört auch die breite gesellschaftliche Stratifizierung des Adelsspektrums im Komitat. Für den deutschen Leser geradezu unentbehrlich ist eine Einführung in die verfassungsrechtliche Wirklichkeit der Komitate. Sie waren in Ungarn Ausdruck der ständischen Selbstverwaltung auf der regionalen Ebene (53-60). Diese ständische Lokalverwaltung musste für Joseph II. in seinem Streben nach einer zentralisierten, modernisierten Umorganisation der Verwaltung des Landes ein Stein des Anstoßes sein. Dem folgen eine Erläuterung der Organe der königlichen Verwaltung (60-67), eine Einführung in die Geschichte der gräflichen Familie (67-95) und der „Herrschaftspraxis im Komitat“ sowie der „privaten Güterverwaltung“.

Vor dem Hintergrund dieses Rüstzeugs werden die verschiedenen Klienten, ihr Eintritt in den gräflichen Dienst, ihre Aufgaben, ihre Fähigkeiten, ihre oft polyvalenten Abhängigkeiten (besonders eindrucksvoll bei Gábor Erős) vorgestellt und das Innenverhältnis zwischen Patron und Klient dargelegt. Dabei geht es nicht nur allein um die Beziehungskonstellation, sondern darum, welche prozesshaften Wirkungsmechanismen für den Ausbau der Macht und Güterakkumulation diese Netzwerke in Gang setzten. Am Beispiel der verschiedenen Bezugssysteme Patron-Klient werden Fragen nach der Rekonstruktion der verwüsteten Gebiete, nach dem Wandel der Komitats- und der privaten Herrschaftsverwaltungen nachgegangen. Aber auch die asymmetrischen persönlichen Abhängigkeitsverhältnisse zwischen Patron und Klient waren bis zum frühen 19. Jh. Veränderungs-

prozessen unterworfen. So werden mikrogeschichtlich belegbare Entwicklungen wie unter einem Brennglas verdichtet aufgezeigt, die ohne Zweifel Deutungspotential für makrohistorische Prozesse dieser Zeit haben.

Dieses Vorgehen ist von unschätzbarem wissenschaftlichen Gewinn. Einerseits, weil Fragestellungen des Klientelismus in Ungarn bislang weitgehend unbeachtet blieben (32f.). Andererseits, weil es gerade für das 18. Jh. wenig mikrogeschichtliche Studien zur patrimonialen Herrschaftspraxis gibt. So weist die Arbeit hinsichtlich ihrer Erkenntnisse und Schlussfolgerungen weit über das „östliche Ungarn“ hinaus. Wer sich mit der patrimonialen Herrschaftspraxis von Grundherrschaften etwa in Südungarn befasst, wird ein ganzes Spektrum zum Vergleich einladender, ähnlicher oder fast identischer Prozesse identifizieren: Ob das die Herrschaft Futak des Grafen Andreas Hadik von Futak (1711-1790) ist, der mit seinem Güterpräfekten Franz Xaver Weber in Streit geriet. Oder ob das an der Entwicklung der Herrschaft Bóly vom frühen 18. bis ins 19. Jh. der Grafen- und Fürstenfamilie der Bathyánys zu beobachten ist; oder auch ob das am Verhältnis von Patron zu Klient in der Herrschaft Valpovo der Freiherren Hilleprand von Prandau in Slawonien analysiert wird: In allen Beispielen zeigen sich bemerkenswerte Parallelen zur „Mikrogeschichte der Macht“ der Familie Károlyi. Auch diese drei Grundherrschaften wurden vom fernen Wien regiert. Auch hier waren Klienten vor Ort, die mitunter schwer oder nicht kontrollierbar waren und sich gerade um die Wende vom 18. zum 19. Jh. Freiräume schufen. Auch hier zeigt sich, wie am Beispiel des *bonorum regens* Ignác Klobusiczky gegenüber dem Vormund der gräflich-károlyischen Güter, Graf Emmanuel Waldstein-Wartenberg, die starke Stellung des Klienten aufgrund seiner oft überragenden wirtschaftlichen Kompetenz und Ortskenntnis. Gleichwohl ergeben sich Unterschiede zu den südungarischen Herrschaften aufgrund der größeren Nähe zu den bedeutenden Märkten, was hier etwa Intensivkulturen begünstigte.

Die vorgenommene Verzahnung von mikrogeschichtlicher Tiefenschärfe und der Kontextualisierung führt zu bemerkenswerten und teils überraschenden Ergebnissen: Die Autoren konstatieren, dass es am Anfang des 18. Jh.s „kaum Alternativen zum patrimonialen Herrschaftsverband“ gab (350). Sie legen den Wandel im Verhältnis zwischen Patron und Klient durch den Wegzug des Magnaten dar (351), woraus „Formen intermediärer Herrschaft“ (auch aufgrund der Staatsferne) entstehen konnten (351). Und: Der Bürokratisierungsprozess wurde von den Klienten eher befördert als behindert (353). Weiterhin gilt die schon von Wolfgang Reinhard geäußerte Erkenntnis, dass eine Kontrolle der örtlichen Eliten „durch die Institutionen eines Verwaltungsapparats nicht zu gewährleisten“ war, sondern v. a. durch „Einbindung jener Eliten in Klientelverbände der Zentrale“ – wobei es Joseph II. war, der durch die Zerschlagung der Komitate fast das Gegenteil bewiesen hat.

Gibt es kritische Anmerkungen? Der Titel des Buches verheißt einen größeren Untersuchungsraum (östliches Ungarn), als dies dann eingelöst wird; eine vergleichende Verortung am Beispiel anderer Magnaten hätte die Ergebnisse sicherlich verifiziert und auf eine noch breitere Basis gestellt. Die Detaillichte in Kombination mit der Weitwinkelanalyse unterbricht mitunter den Lesefluss und zwingt zum Verarbeiten des Lesestoffs. Inhaltlich wäre etwa ein deutlicher Beleg der Schlüsselaussage „Lange waren sich die ungarische

und die deutschsprachige Forschung einig, dass die Komitate das Rückgrat des ständischen Widerstandes bilden“ (57 und schon 14) wünschenswert gewesen, denn die Verwaltungs- und Entscheidungspraxis in manchen Komitaten scheint gerade die ältere Forschung zu bestätigen. Das Innenverhältnis zwischen Patron und Klient vermag manche Fragen in Bezug auf patrimoniale Herrschaftsstrukturen zu beantworten. Allerdings kann die Lage der Untertanen, d. h. derer, die ganz wesentlich zur Wertschöpfung der Grundherrschaften beitrugen, so nur partiell beleuchtet werden. Hier sind andere Quellen, wie etwa Akten des Herrenstuhls (*sedes dominalis*) oder des Komitatsgerichts (*sedes judiciaria* oder *sedria*) gefragt. Doch eine Annäherung an die Untertanen war auch nicht die Absicht der Autoren. Aber: Das sind unbedeutende Mäkeleien an einer brillanten, extrem arbeitsintensiven und beispielhaften Forschungsarbeit, die hoffentlich zur Nachahmung anregt.

Tübingen

Karl-Peter Krauss

Constanța VINTILĂ-GHIȚULESCU, Patimă și desfătare. Despre lucrurile mărunte ale vieții cotidiane în societatea românească (1750-1860) [Leidenschaft und Entzücken. Über die Kleinigkeiten des Alltags in der rumänischen Gesellschaft (1750-1820)]. București: Editura Humanitas 2015. 484 S., ISBN 978-973-50-4955-3, RON 47,20

“Patimă și desfătare” continues Vintilă-Ghițulescu’s series on the Wallachian and Moldavian societies in the 18th and 19th centuries. It reconstructs detailed scenes and patterns of daily life in this period and approaches some important themes that have so far been neglected in Romanian historiography.

The 1st chapter deals with the daily nutritional practices of both upper and lower classes, the author paying considerable attention to social differences, oriental influences, the importance of faith and superstitions in establishing the daily diet and to the introduction of new crops (tomatoes, potatoes), the import of other comestibles (pineapple, sugar) and western culinary practices.

Chapter 2 examines the popularisation of civilising models in the two Romanian Principalities. The author compares the more conservative, boyar’s model, promoted by Ienachita Vacarescu (in whose vocabulary the Greek word *ipolipsis* – respectability, reputation – occupies a central place) with the western model, promoted by Dimitrie Țichindeal (160f.) and Anton Pann, whose manual about good manners was influenced by Erasmus (127-132). Vintilă-Ghițulescu also stresses the fact that boyars would on occasion employ courteous behaviour dissimulation, to conceal sentiments, especially fear, in front of foreign observers (132).

Chapter 3 analyses the body, hygiene and body embellishment. The author emphasises, like in her previous book, the lack of hygiene, the pervading public squalor: no underwear

was used (182), people rarely washed themselves (193, 200f.) and changed their clothes (188), the use of handkerchiefs was uncommon (193-196). Sanitary education was ineffective and hygienic measures were applied with great difficulty (253).

Chapter 4, entitled “Daily Universe”, is mainly concerned with the same themes as the previous one: the lack of public hygiene, access to water, the insalubrious state of both rural and urban spaces. Here, the author also discusses the problem of stray dogs and proposes an interesting parallel between privy and politics (300f.).

The 5th chapter, about sociability and conviviality, is thematically connected with the 2nd chapter. The author describes, in a somewhat random order, the world of the salon, ballroom, coffee house and theatre and also the new forms of masculinity, gardening, repose, taverns, daily fears, disturbances of wild animals, public feasts, the bell and semantron, which set the rhythm of daily life, bathing and laughter.

The next chapter approaches the public health system and touches on aspects connected to chapter 3: the organisation of hospitals and rest homes, the role of doctors and midwives, quack remedies for the poor and spa visits for the boyars.

The book concludes with aspects about death: testaments, the spectacle of funerals, the public organisation of cemeteries and the supervision of the gravediggers. One of the most interesting points made in this chapter is the opinion that modernity makes death more public (447) and something like a commodity. In the author’s own words: “the newspaper makes the transition to commercial death. Everything becomes available and it’s for sale” (461).

The multitude of topics addressed by the book is impressive, yet a few motifs surface continually throughout the book. One is the noticeable expansion of state intervention during this period. The state attempted to bring under regulation commerce, public hygiene, pharmacies, grave digging services, dental medicine. It tried to impose sumptuary laws and the cultivation of the potato. It banned bathing in public places, obscene theatrical plays, the burying of the dead in churches and cities. Despite the relative failure of these policies, the persistence with which they were constantly restated may have contributed to the expansion of state infrastructure and to the strengthening of its legitimacy to interfere in additional domains.¹

Vintilă-Ghițulescu is also very attentive to the issue of social inequality. Even though she cautiously admits that, because of the nature of the sources, hers is “for the most part the story of the rich [...]. It is the story of those who had something to say, of those who had the power to say something” (462), the book offers valuable information about the poor lower classes. Most of this information relates to the image of the commoner, in opposition to which others, boyars and middle classes, defined themselves. The lower strata were identified by derogatory links to millet (25), pastrami (46), catfish as opposed to surgeon (79), the pipe as opposed to hookah (155), walking as opposed to carriage rides (328) and with hora as opposed to imported European dances (340). The commoners were portrayed as lacking manners (128f.), the physicians visiting them only after the boyars and sometimes avoiding them (407, 413). The Gypsies were portrayed as always starving

(79), having a specific odour (229) and when they passed away they were simply thrown into the common pits (449).

Even more interesting are those passages in which the underprivileged themselves speak, revealing something about their own universe and the way in which they cope with their social position: the resistance to change of the peasants (411, 425), the ridicule of a master by one young servant, in the absence of the former (376), the frenzy of Manea the Lunatic, who was, due to his alleged mental illness, tolerated when he yelled in the streets: “death to all boyars!” (394). And Theodor Merișescu, a fugitive young boyar who came to work as a day labourer in a vineyard, could hardly endure the rough language of his mismatched co-workers, who mocked him because of his fancy clothes (177f.).

On the other hand, it seems that the author does not position herself critically towards one type of sources frequently cited: the contemporary modernizing literature that emphasised the backwardness of those who didn't renounce the old oriental ways and didn't participate in the de-ottomanisation of Romanian society (161f., 142f., 147, 155, 214f., 465). She refers to perennial national features when she writes: “There is something undefined in the fibre of this nation. Could it be laziness, negligence, carelessness, deriding? I cannot easily find an answer” (281). She makes the link between 18th and 19th centuries society and that of the early 21st century more clearly when she qualifies some early 19th-century critique of the ignorance and preconceptions of peasants and the laziness of the city dwellers as “more present than we would like to believe” (386, see also 466). These passages, which point to the responsibility of ordinary people for delaying the modernisation of the Principalities, contrast with the author's sympathetic descriptions of the poor, in which they are portrayed rather as victims: “Poverty is the only certainty [...]; small people are losing the little that they have, worn out by taxes, maladies, bitterness and sadness.” To them, “every day brings nothing but misery” (464).

By using a wide range of unpublished and published sources, the author convinces us once again that the lack of sources for the history of Romanian principalities before 1860 is just a myth (14f.). This book is a welcome incentive towards further research on this period and more interest on the part of Romanian scholars in “Alltagsgeschichte” and history from below but also points towards the need for more theoretically robust comparative approaches.

Bucharest

Damian Panaitescu

¹ For an excellent analysis of this topic, to which Vintilă-Ghițulescu's research could bring more insight, see Vasile OLARU, *Writs and Measures. Symbolic Power and the Growth of State Infrastructure in Wallachia, 1740-1800*, PhD Thesis, Central European University, Budapest 2013.

Fatma Sel TURHAN, The Ottoman Empire and the Bosnian Uprising. Janissaries, Modernisation and Rebellion in the Nineteenth Century. London, New York: I. B. Tauris 2014 (Library of Ottoman Studies, 34). 410 S., ISBN 978-1-78076-111-4, £ 68

In der späteren Regierungszeit Sultan Mahmuds II. (1808-1839) verfolgte die Hohe Pforte bereits eine zunehmend zentralistische Politik mit der Absicht, nicht nur die grenznahen Provinzen stärker an die Reichszentrale anzubinden, sondern die Gesamtheit ihrer Landesteile, einschließlich (und besonders) der Kerngebiete. In den Provinzen führte dies zu unterschiedlichen Reaktionen. Gerade auch in den näher zur Reichshauptstadt gelegenen Landesteilen war eine der spürbarsten Folgen der Zentralisierungspolitik die zunehmende Ressourcenknappheit auf der Ebene der Provinzial- und Lokalverwaltungen, da versucht wurde, immer mehr Mittel zur Bestreitung der zentralstaatlichen Projekte in den Händen des Fiskus zu konzentrieren. In ihrer Not griffen osmanische Provinzialregierungen daher mitunter zur Selbsthilfe, um der drohenden Unterfinanzierung entgegenzuwirken, bspw. durch Rationalisierung bestehender Besteuerungsverhältnisse und direktere Verfahrensweisen bei der Einziehung von Abgaben und Umlagen. Dadurch drohte die örtliche Notabelnschaft, etwa durch den Wegfall ihrer traditionellen „Mittlerfunktion“ bei der Erhebung von Steuern und Abgaben, nun ihrerseits einer ihrer wichtigsten Einnahmequellen beraubt zu werden. Solcherlei Selbsthilfe der Provinzialorgane konnte hier und da den Charakter regional begrenzter Reforminitiativen annehmen, was vornehmlich für den Besteuerungssektor nachzuweisen ist. Solcherlei sich aus zunehmender Mittelknappheit auf Provinzebene entwickelnde regionale bzw. lokale Reforminitiativen wurden von der Zentralregierung gelegentlich mitgetragen, mitunter gar aufgegriffen, übernommen und sogar auf reichsweite Reformvorhaben übertragen; in Istanbul konzipiert worden waren sie bis 1839 typischerweise nicht.

Die Zentralisierungsbestrebungen Sultan Mahmuds II. konnten aber auch Reaktionen zeitigen, die weit über den Besteuerungsapparat hinausreichten. Bosnien steht hier für eine solche Provinz, deren Notabelnschaft früher und umfassender als anderswo auf die Modernisierungspolitik dieses Sultans reagierte, da sie sich offensichtlich früher und umfassender als andere in ihren angestammten Rechten durch diese Politik bedroht sah. Für die Vertreter der Zentralregierung in Istanbul brachte die bosnische Reaktion auf die Niederschlagung des Janitscharen-Aufstands in Istanbul und die Proklamation der reichsweiten Aufhebung der Janitscharen-Institution im Sommer des Jahres 1826 das fortschrittsfeindliche und dazu arrogante und überhebliche Wesen seiner Bewohnerschaft deutlich zum Ausdruck: „The arrogant manners [of the Bosniaks] who always and in every respect will proudly claim precedence as regards their intelligence, and predominance over all other Muslims, result from their being a simple-minded group who consider this a prime cause for their exaltation. [However] the [true] reason coming to mind is this: Until now, their behaviour which they show in this matter, their calling for the acceptance of some of their requests and demands with the intention of [gaining] autonomy from other Islamic domains, and [in] this context their intention to even claim Janissary status, have never been

opposed. When electing people with no manners or education to hold talks on these occasions, [the terms] that will be mediated in the end [as being] a set of conditions and demands to be met, are not [going to be] far removed from what we [already] know in terms of the behaviour of the Bosniak lot. First of all, they will avoid indicating what their demands are, and in whatever they may bring up they will [merely] insinuate the proverbial meaning that 'talk has fallen to the feet', i.e. that the rabble has gained the upper hand in affairs of importance, arguing that 'words which have fallen to the feet' would [thereby] be addressed to a class of people who would not understand. While concealing their true intentions and designs, they would declare 'we remain incapable of explaining the words to them'. Because this is far from honest, when conversing with them, wholesale concession-making and gentleness is bound to cause the rebellion of a regiment to spread; yet to be treated with grades of insult would provoke their obstinacy and harshness [further] [...]".

Diese Einschätzung der Bewohner Bosniens datiert vom 2. Oktober 1826. Sie stammt aus der Feder Abdurrahim Paschas, des *muhafiz* von Belgrad, kurz vor dessen Ernennung zum Generalgouverneur von Bosnien im Dezember desselben Jahres. Leider enthält die von Fatma Turhan vorgelegte englische Übersetzung (337f.) zahlreiche Ungereimtheiten, die das Verständnis erheblich erschweren. Zwar ist dieser Text in der Tat nicht überall grammatikalisch korrekt und daher tatsächlich stellenweise alles andere als leicht zu verstehen bzw. zu übersetzen. Um ihn dennoch in seiner Bedeutung als Zeugnis des mentalen Gegensatzes zwischen Vertretern des Zentralstaates und der osmanischen „Peripherie“ angemessen würdigen zu können, hat der Rezensent hier den nochmaligen Versuch zu dessen Übertragung ins Englische unternommen, und zwar auf der Grundlage des Umschrifttextes (47). Für obige Fassung trägt der Rezensent daher die alleinige Verantwortung. Schon dieses kurze Zitat bringe nach Ansicht der Autorin nicht nur die Sichtweise eines hohen osmanischen Provinzialbeamten gegenüber den verworrenen Ereignissen in Bosnien und die typische Geisteshaltung von Vertretern der Staatsgewalt gegenüber den dortigen Bewohnern gut zum Ausdruck, sondern spiele bereits auf das Wesen jenes Konflikts an, der die ganze Region in Unordnung stürzen und gleichzeitig die Kräfte des Zentralstaats bis zum äußersten anspannen sollte. Gemeint ist die Revolte bosnischer Notabeln unter Führung des Hüseyin *kapudan* und späteren Pascha Gradašević (des „Drachen von Bosnien“) gegen die Reformpolitik Sultan Mahmuds II., die mit der Aufhebung der Janitscharen-Corps in Istanbul, am 15. Juni 1826 und kurze Zeit später in Bosnien, wo der Eingang eines entsprechenden Befehlsschreibens zwischen dem 7. und 16. Juli 1826 registriert wurde, ihren Ausgang nehmen und das Land fast ein Jahrzehnt lang in Atem halten sollte.

Vorliegende Untersuchung widmet sich schwerpunktmäßig der Dekade von 1826 bis 1836 und dem Spannungsverhältnis zwischen der Provinz (osman. *eyalet*) Bosna und der Hohen Pforte. Unter Heranziehung von über 1 000 Einzeldokumenten aus den osmanischen Zentralarchiven, aber auch Quellenserien aus der bosnischen Provinz wie den dortigen Kadiamtsprotokollbüchern, gelingt es der Autorin, ein umfassendes Bild der Ereignisse zu entwerfen, das immer der Doppelperspektive Zentrum versus Provinz gerecht wird. Dabei versteht es Turhan, nicht nur die türkisch- und englischsprachige Sekundärliteratur zum

Thema in breitem Umfang einzuarbeiten und kritisch zu würdigen, sondern auch das einschlägige Schrifttum in südslawischen Sprachen auszuwerten (französische und deutschsprachige Fachliteratur wird hingegen nicht verwendet). Somit stellt diese Arbeit den lange überfälligen Versuch dar, die Wirren und Intrigen um den „Drachen von Bosnien“ auf dem neuesten Stand der Forschung umfassend aufzuarbeiten, wofür der Autorin aufrichtig zu danken ist. Dies gilt umso mehr, als es ihr nicht nur um die Darstellung der Handlungsabläufe an sich geht, sondern um die jeweils dahinter stehenden Motive und Argumentationsstränge – auf beiden Seiten des Ringens: Reichszentrale wie Rebellenhochburg. Dies macht die Lektüre dieser Studie zu einem geradezu spannenden Unterfangen, was auch das breitere Lesepublikum zu würdigen wissen wird. Allerdings – und hier hat der Rezensent doch einige Monita anzumerken – wird gerade dem nicht-fachkundigen Leser einiges zugemutet, angefangen mit den editorischen Mängeln, die dieses Buch leider aufweist. Da die „Übersetzung“ der türkisch-osmanischen Toponyme in die moderne bosnische Schreibweise unterbleibt, und selbst Sarajevo durchweg als „Saray“ (später im Text auch „Saraybosna“) geführt wird, ist für den des Türkischen unkundigen Leser die Orientierung kaum mehr möglich (vgl. jedoch die Übersicht *mit* Konkordanz, 67). Zudem fehlt von den Dokumenten im Anhang jedwede Übersetzung (240-287). Schließlich ist das Englisch des Fließtextes mangelhaft redigiert (Ausfall von Wörtern [z. B. „by“, 90; „is“, 216; „on“, „is“, 231]; häufig Ausfall des bestimmten Artikels „the“; mitunter falsches Wort „process“ statt „debate“, 39). Spätestens der Verlagslektor hätte hier Abhilfe schaffen müssen! Jedoch sind es nicht nur editorische Mängel, die unangenehm auffallen. So ist der Umgang der Autorin mit mancherlei osmanischen Fachtermini (bzw. deren Wiedergabe im Englischen) ungenau bis unrichtig, vgl. u. a. *idare-i islahat* „makeshift measures“ (9); *divan-i eyalet-i Bosna* „city council“ (46); *kudumiye* tax „a landing fee“ (80) sowie *serbestiyet* „liberty“ (133) oder „freedom“ (141). Bezeichnenderweise versäumt es die Autorin beim Versuch, das persisch-arabisch-osmanische *serbestiyet* angemessen ins Englische zu übertragen, bei dem es sich schließlich um einen Kernbegriff innerhalb der hier interessierenden Debatte handelt, die Wortbedeutung „Autonomie“ (*autonomy*) anzuführen, die dem Kontext doch wohl am ehesten gerecht werden dürfte.

Alles in allem eine wichtige Arbeit, deren Ausführungsqualität jedoch zu wünschen übrig lässt. Auch hätte man sich zu manchen Themen eine breitere und zusammenhängende Behandlung gewünscht, wie etwa zum Symbolcharakter (und dem Diskurswert) der Reform-Uniformen mitsamt der umstrittenen Kopfbedeckung, dem bekannten Fez (vgl. 103, 109f., 113, 124, 145, 180f.), dem „Landsturm“-Wesen (*redif*; passim), oder etwa auch zum Thema der Haltung bosnischer Nichtmuslime, speziell der Katholiken (206) und Juden, zum Aufstand des Hüseyin Pascha Gradašćević (keines der Stichworte so im Index!).

Heidelberg

Michael Ursinus

Steffen L. SCHWARZ, Despoten – Barbaren – Wirtschaftspartner. Die „Allgemeine Zeitung“ und der Diskurs über das Osmanische Reich 1821-1840. Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag 2016. 332 S., ISBN 978-3-412-50347-5, € 45,-

Die „Allgemeine Zeitung“ (AZ), die seit Anfang 1798, zuerst unter dem Namen „Neueste Weltkunde“ und dann ab September jenes Jahres unter ihrem dauerhaften Namen erschien, entwickelte sich innerhalb kurzer Zeit zur bedeutendsten deutschen Zeitung. Das zuerst in Tübingen, danach in Stuttgart, in Ulm und schließlich in Augsburg erscheinende Blatt genoss weit über die Grenzen des Alten Reiches und dann des Deutschen Bundes hinaus den Ruf einer hervorragenden Informationsquelle. Aufgrund ihrer Bedeutung für die öffentliche Meinung galt ihr auch das Interesse der historischen Forschung. Neben allgemeinen Darstellungen zur Geschichte der Zeitung standen Aspekte ihrer Berichterstattung im Fokus. Eine umfassende Untersuchung über die Berichterstattung der AZ wie allgemein deutscher Periodika im 19. Jh. über wirtschaftliche, politische, gesellschaftliche, kulturelle und militärische Themen, die das Osmanische Reich betrafen, liegt jedoch bislang nicht vor. Die hier zu rezensierende Arbeit, mit der Steffen L. Schwarz 2015 an der Universität Saarbrücken promoviert wurde, will diese Lücke, zumindest für die AZ, schließen. Der zeitliche Schwerpunkt seiner Untersuchung liegt dabei auf der Zeit zwischen 1821, dem Jahr, in dem der griechische Aufstand gegen die osmanische Herrschaft begann, und 1840, als die Rheinkrise den deutschen Nationalismus und den deutschen Blick auf das Ausland substantiell veränderte. Schwarz wertete nicht nur über 7 000 Ausgaben der AZ aus diesem Zeitraum aus, sondern darüber hinaus auch die Briefe von und an die Redaktion, die entsprechende Korrespondenz der Herausgeber sowie die Briefe der Korrespondenten und Publizisten, deren Beiträge im Zusammenhang mit der hier untersuchten Thematik standen. Das Gros der Quellenbestände befand sich im Deutschen Literaturarchiv in Marbach, darüber hinaus wurden auch einige Bestände der Hauptstaatsarchive in Stuttgart und München sowie der Nachlass von Friedrich Thiersch in der Bayerischen Staatsbibliothek miteinbezogen. Schwarz urteilt, die bisherigen Arbeiten über die AZ seien meist deskriptiv, außerdem fehle es ihnen an der konsequenten Anwendung historischer Quellenkritik. Mehr als bisher wolle er sein Augenmerk auf die Autoren, deren persönlichen Hintergrund, Interessen und Verbindungen richten, um sie einordnen und bewerten zu können. Bislang gab es nur wenige Studien zu einzelnen Korrespondenten und Autoren, ohne aber deren Berichterstattung näher zu untersuchen, und auch nur ein Bruchteil der entsprechenden Beiträge wurde bislang entsprechend aufgearbeitet.

Von Anfang an nahm die Berichterstattung über das Ausland einen größeren Anteil ein als jene über inländische Themen, was damals allgemein, nicht nur bei der AZ, üblich war – eine Folge des damals dominierenden Kosmopolitismus, aber auch der Zensur, die die Inlandberichterstattung viel stärker einengte. Das Osmanische Reich, unter der Länderrubrik „Türkei“ geführt, wurde vor 1821 selten behandelt, meist durch die Übernahme von Artikeln anderer europäischer Zeitungen. Erste Korrespondentenberichte fanden sich 1810, wobei im untersuchten Zeitraum kein einziger der Korrespondenten in Konstantinopel saß –

erst ab 1840 berichtete ein Mitarbeiter der AZ von dort –, sondern an Orten, an denen sie guten Zugang zu Informationen über das Osmanische Reich fanden. Das Informationszentrum par excellence war in diesem Zusammenhang weit bis ins 19. Jh. Wien, das seit 1746 über eine Postverbindung mit der osmanischen Hauptstadt verfügte. Seit 1748 verkehrte diese alle zwei Wochen, seit 1833 dann wöchentlich. Die Strecke wurde in 17-20 Tagen bewältigt, diese Reisedauer konnte in den 1830er Jahren auf 10-12 Tage reduziert werden. 20 Tage nach den Ereignissen trafen die Nachrichten darüber in Wien ein, in Paris dagegen erst nach 31-45 Tagen.

Anfangs hielt sich die Frequenz der Berichterstattung über das Osmanische Reich wie auch das Interesse der AZ in Grenzen. Dies änderte sich grundlegend mit dem Ausbruch des Griechischen Unabhängigkeitskriegs 1821. Im 2. Quartal dieses Jahres fanden sich 94 Beiträge zu der Thematik (32 davon von Korrespondenten), ein Jahr später im gleichen Quartal dann 155. Innerhalb weniger Wochen wurde die AZ zur einflussreichsten philhellenischen Zeitung. Die Thematik war auch deshalb attraktiv, weil die Berichterstattung über andere damals aktuelle Auslandsthemen wie die konstitutionellen Bewegungen in Italien, Spanien und Portugal von der Zensur eingeschränkt wurde. Bis zum Mai 1821 berichtete Joseph Pilat, zugleich Redakteur des offiziellen „Österreichischen Beobachters“, über die Ereignisse. Ab Mai entwickelte sich dann Dionys Häberlin zum wichtigsten Korrespondenten. Von 76 Korrespondentenberichten im 2. Quartal 1822 stammten allein 66 aus seiner Feder. Bis 1827 war Häberlin für die AZ, aber auch den Großteil der europäischen Presse einer der wichtigsten Nachrichtenlieferanten. Seine Informationen bezog er nicht nur aus den offiziellen Quellen, sondern v. a. von den in Wien ansässigen Griechen, deren Blickwinkel Häberlins Berichte prägte und diesen eine klar pro-griechische Ausrichtung gab, während Pilat dagegen ganz im Sinne der antirevolutionären Metternich'schen Außenpolitik schrieb.

Häberlin baute sein eigenes Subkorrespondentennetz entlang der Handelswege auf, so in Triest, Odessa, Semlin, Hermannstadt, Kronstadt, Brody und Pest. Seine Voreingenommenheit wurde vom damaligen Chefredakteur Stegmann durchaus wahrgenommen, der dieser entgegenzuwirken suchte. Häberlin war ohnehin kaum mit Skrupeln behaftet, schreckte er doch nicht davor zurück, Falschmeldungen zu verbreiten, auch im eigenen Interesse, um die Börsenkurse in Wien zu beeinflussen. Im Herausgeber der AZ, mit dem er auch geschäftlich verbunden war – er tätigte für diesen in Wien Börsengeschäfte – fand er stets einen Fürsprecher gegen die Klagen Stegmanns. Johann Friedrich Cotta gab ohnehin der Aktualität von Meldungen den Vorrang vor ihrer inhaltlichen Zuverlässigkeit. So trug Häberlin mit dazu bei, dass die AZ – neben dem „Österreichischen Beobachter“ und dem „Spectateur Oriental“, die eine eher pro-osmanische Sicht präsentierten – zu einer Hauptquelle für die Vorgänge im Osmanischen Reich wurde.

Es waren aber nicht nur die Korrespondentenberichte, sondern auch die Beiträge von renommierten Publizisten, die das Bild des Osmanischen Reichs mit ihren Beiträgen in der AZ prägten. Ganz maßgeblich galt dies für den Liberalen und Philhellenen Friedrich Thiersch. Er und andere bemühten sich, das Widerstandsrecht der Griechen völkerrechtlich zu legitimieren. Es handle sich nicht um Rebellen, die sich gegen einen legitimen

Herrscher erhoben hätten – wie es Metternich sehen wollte – sondern eine Nation, deren Aufstand die Wiederherstellung einer Ordnung im europäischen Sinn und den Schutz der Christen zum Ziel habe.

Hatte die philhellenische Bewegung nach den Erfolgen der aufständischen Griechen deutlich an Intensität verloren, wurde sie 1825 wiederbelebt, nachdem ägyptische Truppen unter Ibrahim Pascha auf der Peloponnes gelandet waren und die Niederschlagung des Aufstands drohte. Die AZ plädierte für eine militärische Intervention zugunsten der Aufständischen. Die Londoner Konvention, in der sich 1827 Großbritannien, Russland und Frankreich auf die Errichtung eines griechischen Staates verständigten, wurde in der AZ publiziert, noch bevor sie überhaupt abgeschlossen worden war. Überhaupt spielte die Zeitung eine wichtige Rolle bei der Publikation vertraulicher diplomatischer Dokumente, die ihr, wie Schwarz vermutet, von der russischen Botschaft in Wien, zu der Häberlin vertrauliche Kontakte unterhielt, zugespielt wurden, um damit die europäische Öffentlichkeit zu beeinflussen. Auch auf die Berichterstattung gelang es, Einfluss zu nehmen, stand doch ein Korrespondent in Wien, der badische Diplomat Adolph von Philippsborn, in russischem Sold. Aber auch ohne direkte Beeinflussung wuchsen bei philhellenisch gesinnten Liberalen wie Thiersch die Sympathien für Russland, sah man in dem Land doch den entscheidenden Gegenspieler des Osmanischen Reichs. Schwarz zufolge fungierte die AZ spätestens ab 1829 als publizistisches Instrument Russlands. Der Wandel in der russischen Orientpolitik spiegelte sich auch in der AZ wider, nachdem Russland seine eigenen Interessen besser durch Erhalt eines geschwächten, aber weiter bestehenden Osmanischen Reiches gewahrt sah. Nun vertrat erstmals seit 1821 kein in Wien ansässiger Korrespondent mehr eine anti-osmanische Haltung, da Pilat und Philippsborn für die Beibehaltung des Status quo eintraten – Häberlin saß damals eine sechsjährige Haftstrafe wegen wirtschaftlicher Vergehen ab.

In den 1830er Jahren baute die AZ ihr Korrespondentennetz im Orient aus, seit 1829 verfügte sie über einen Korrespondenten aus Ägypten, zuerst der dänische Konsul in Alexandria, seit Anfang 1831 dann der spätere Heidelberger Orientalistikprofessor Gustav Weil, der auch über arabische Sprachkenntnisse verfügte. In der AZ wurden damals diverse das Osmanische Reich betreffende Zukunftsphantasien erörtert, wobei ganz unterschiedliche Vorstellungen aufeinandertrafen. Neben Befürwortern einer Besiedlung durch deutsche Kolonisten traten andere wie der Diplomat Anton Prokesch von Osten, die den Status quo befürworteten. In jener Zeit übten Russland und Österreich erheblichen Einfluss auf die AZ aus, um die Zeitung als Instrument der Auseinandersetzung mit der englischen und französischen Presse zu nutzen. Weniger direkte finanzielle Zuwendungen als geänderte politische Rahmenbedingungen infolge der Verschärfung der Zensur auch in Bayern nach der französischen Julirevolution 1830 und die Scheu des Chefredakteurs Stegmann vor einem Konflikt mit der Zensur standen hinter dieser Ausrichtung der Zeitung.

1832 trat Georg von Cotta an die Stelle seines verstorbenen Vaters. In der Zeitung ging der Einfluss von Chefredakteur Stegmann zurück, da einzelne Rubriken nun weitgehend selbständig von den zuständigen Redakteuren betreut wurden und sich insgesamt eine

liberalere Tendenz durchsetzte. Seit 1835 nahm Gustav Kolb, der Stegmann 1837 als Chefredakteur folgen sollte, erheblichen Einfluss auf die inhaltliche Ausrichtung der Zeitung. Er war auch eher als Stegmann zu Konflikten mit der Zensur bereit. Russlands Ansehen bei den deutschen Liberalen wandelte sich nach der Niederschlagung des polnischen Aufstands 1830/1831 in ein Feindbild; England dagegen, das man zuvor noch als wirtschaftliche Gefahr wahrgenommen hatte, wurde nun positiv gesehen. Einen wichtigen Einfluss übte dabei der britische Publizist David Urquhart – auch über seine Zeitschrift „Portfolio“ – aus, der dafür plädierte, das Osmanische Reich durch Reformen zu einem Bollwerk gegen Russland zu machen. Die AZ fand sich nun im Spannungsfeld des englisch-russischen Gegensatzes wieder; beide Seiten versuchten, Einfluss auf die Zeitung zu nehmen. Kolb bemühte sich, den russischen Einfluss zurückzudrängen, womit Philippsborn immer mehr in einen Gegensatz zu anderen Korrespondenten und Autoren geriet. Selbst ein Philhellene wie Thiersch sprach sich nun für die Erhaltung des Osmanischen Reichs und dessen Europäisierung durch Reformen aus.

Auf die Berichterstattung nahmen nun zunehmend die neu entstandenen, völkerrechtlich noch nicht unabhängigen Staaten Einfluss. Der neue Korrespondent Wilhelm Hoppe, ein früherer Schreiber Häberlins, berichtete über Serbien, wobei er über exklusive Informationen dank seiner Verbindungen zu dessen Fürsten Miloš Obrenović verfügte. Der AZ waren diese engen Verbindungen bekannt, sie nahm sie aber in Kauf, da sie davon profitierte. Die Berichterstattung über Serbien wurde von dessen Regierung mitgestaltet, so dass ein sehr geschöntes Bild entstand, in dem die Unzufriedenheit im Land über die autokratische Herrschaft des Fürsten keine Erwähnung fand. Miloš hatte aber auch unter liberalen Publizisten seine Fürsprecher, was nicht zuletzt eine Folge des kurz zuvor erschienenen Buches von Leopold von Ranke über die serbische Revolution war. Eine wichtige Quelle war auch der seit 1813 in Wien lebende Vuk Stefanović Karadžić. Hoppe, der in den 1830er Jahren in der AZ das Bild von Serbien, Montenegro und Bosnien-Herzegovina prägte, profilierte sich, neben Philippsborn, der dies in russischem Interesse tat, auch als Fürsprecher für Montenegro. Die beiden Korrespondenten gerieten jedoch bei der Berichterstattung über die Moldau und deren Hospodar Mihai Sturdza aneinander, als sie unterschiedliche Positionen einnahmen. Insgesamt nahm in der 2. Hälfte der 1830er Jahre der russische Einfluss auf die AZ ab, jener der christlichen Volksgruppen im Osmanischen Reich dagegen zu.

Die französische Algerien-Expedition wurde in der AZ anfangs als im allgemeinen europäischen Interesse stehend wahrgenommen, der Anspruch Frankreichs, eine zivilisatorische Mission zu erfüllen, nicht in Frage gestellt. Ab 1836 bot die Zeitung aber ein Forum für sehr unterschiedliche Positionen, die auch Kritik am Vorgehen Frankreichs übten, darunter auch französische Stimmen. Dies war Teil eines Prozesses, in dem sich die deutschen Liberalen von Frankreich absetzten. In der Berichterstattung über den Emir Abd el-Kader, der den Widerstand gegen die Franzosen anführte, zeigte sich eine positive Sicht der Araber. Abd el-Kader wurde als Verkörperung der moralischen Überlegenheit der Araber über die Türken dargestellt. Dies war Teil einer Kontroverse in der Zeitung seit der ersten Orientkrise 1832/1833, in der über die Zukunftsfähigkeit von Arabern und Türken

debattiert wurde. Man erwartete einen Wiederaufstieg der Araber, der in Ägypten unter Muhammad Ali seinen Anfang genommen habe.

Die AZ konnte trotz gewisser Veränderungen während des untersuchten Zeitraums ihre führende Position für Nachrichten aus dem Osmanischen Reich und dem Nahen Osten behaupten, trotz stärker gewordener Konkurrenz. Dazu trug nicht nur ihre Berichterstattung bei, sondern auch die Publikation zahlreicher Reiseberichte aus der Region. Ende der 1830er Jahre war eine große inhaltliche Ausgewogenheit infolge der hohen Anzahl unterschiedlicher Informationsquellen festzustellen. Die militärische Niederlage des Osmanischen Reichs im Krieg mit Ägypten 1839 zerstörte die Vorstellung, man könne es zu einem Gegengewicht gegen Russland aufbauen. Nun favorisierte man die Entstehung christlicher Nationalstaaten. Thiersch kehrte zu seinen philhellenischen, anti-osmanischen Positionen zurück und plädierte für die Auflösung des Reiches und seine Aufteilung unter den vier Großmächten.

Einige wenige Flüchtigkeitsfehler, die wahrscheinlich bei der Schlusskorrektur übersehen wurden, seien kurz aufgeführt: Der Aufstand auf der Peloponnes 1821 war nicht im April (48), sondern bereits im März ausgebrochen, wie der Verfasser dann auch selbst schreibt (52). Dies hängt nicht allein vom verwendeten Kalender ab; einmal abgesehen davon, ob die Proklamation der Erhebung tatsächlich am 25. März (gemäß dem julianischen Kalender) stattgefunden hat, was umstritten ist, waren schon zuvor militärische Aktionen der Aufständischen erfolgt. Zudem muss es statt Cortez-Regierung richtig Cortes-Regierung lauten (106). Ein Lapsus ist dem Verfasser auch in der Bibliographie unterlaufen, wo bei Douglas Dakin Vor- und Familienname vertauscht wurden, was sich auch in den entsprechenden Anmerkungen wiederholt.

Schwarz ist es mit seiner Monographie gelungen, die Berichterstattung und den Diskurs in der AZ über das Osmanische Reich während des untersuchten Zeitraums in all ihren Wandlungen herauszuarbeiten und dabei kenntnisreich in den jeweiligen zeitgenössischen Hintergrund einzubetten. Darüber hinaus wird zugleich der Wandel in der Einstellung zu Russland deutlich, zumindest soweit dies im Zusammenhang mit der Stellung und Politik Russlands gegenüber dem Osmanischen Reich stand. Schwarz' methodischer Ansatz, den Hintergrund der Korrespondenten auszuleuchten, hat sich dabei als ausgesprochen ertragreich erwiesen. Wahrscheinlich ließen sich zu den einzelnen Personen noch weitere biographische Quellen erschließen, um den jeweiligen Hintergrund noch etwas genauer zu erhellen. Die meisterliche Studie liefert über ihr konkretes Thema hinaus auch einen faszinierenden Einblick in die Bedingungen, unter denen eine Qualitätszeitung wie die AZ damals wirkte, wie auch über die aus verschiedenen Gründen doch stets eingeschränkten Möglichkeiten, in der Berichterstattung Ereignisse und Entwicklungen im Ausland adäquat widerzuspiegeln. Deutlich wird dem Leser dabei, dass die mediale Berichterstattung mit Stärken, aber auch Schwächen behaftet war, die nicht nur eine Folge der politischen Rahmenbedingungen, sondern auch der Auswahl der Korrespondenten und Publizisten war. V.a. am zweiten Punkt hat sich bis heute, da die Zensur zumindest hierzulande keine Rolle mehr spielt, wenig geändert. Schwarz' Studie ist jedenfalls nicht nur inhaltlich,

Rezensionen

sondern ebenso in der sprachlichen Gestaltung vorbildlich und macht ihre Lektüre auch aus diesem Grund zu einem Vergnügen. Sie kann in vielerlei Hinsicht als Vorbild dienen für weitere Untersuchungen dieser Art.

Dossenheim

E k k e h a r d K r a f t

1848-1989

Edin HAJDARPASIC, *Whose Bosnia. Nationalism and Political Imagination in the Balkans, 1840-1914*. Ithaca/NY, London: Cornell University Press 2015. XII, 271 S., 11 Abb., 3 Kt., ISBN 978-0-8014-5371-7, US \$ 45,-

The book under review is a considerably revised and chronologically extended version of Edin Hajdarpasic' outstanding dissertation accepted at the University of Michigan in 2008.¹ The author focuses on nationalistic and patriotic discourses in, around and about Bosnia and its "peoples" ("an impossible subject", 51) from 1840 to 1914. Many scholars consider the 19th century the formative period of nation-states and nations respectively that went hand in hand with the demise of empires. To "liberate" its "own" people from "alien rule", to get rid of early-modern, imperial "yokes", and to vault the nationally "re-birthed" societies into modern times were the stated aims of all national activists in the Balkans. This kind of (his)stories usually end either with the success or failure in creating a nation and a corresponding nation-state. Hajdarpasic challenges such traditional notions of nation-formation as a "completist paradigm" (4), advocating instead to perceive nationalism/patriotism (he justifiably uses the two terms interchangeably) as open-ended, dynamic and adaptable. He thinks of nationalism as a political project impossible to bring to a close, thus making it a potentially hazardous idea. Hajdarpasic applies in his work the "grounded theory" as put forward by Claudio Lomnitz², hence taking provincial findings and "parochial" knowledge as an empirical ground for the theoretical analysis of nationalist politics and nationalism (5). This is indeed a strong analytical tool, although Hajdarpasic does not consequently make use of it. His theoretical and methodological settings are further based on the groundbreaking and influential works of Eugen Weber, Benedict Anderson, Rogers Brubaker, Pieter Judson, Jeremy King, Tara Zahra, Theodora Dragostinova, and others. Hajdarpasic resists the temptation to deliver "totalizing perspectives" and "universalizing theories" (with these models usually being very Eurocentric), but rather intends to scrutinize nationalism and nationalistic behaviour "from below" (endnote 18, 209). By turning to "the activists and their activism"³ as the subjects of studies of nationalism and nationalisation, Hajdarpasic successfully demonstrates the ambiguity and arbitrariness of both nationalism and nation making.

Hajdarpasic draws upon a broad range and different types of sources (e.g. poetry, literature, private correspondence, travel guides, artworks, political tracts, and more) from many archives and libraries in Bosnia, Serbia, Croatia, Austria, and Turkey. He raises the voices of numerous nationalistic activists such as intellectual patriots, patriotic scholars, romantic writers, venturesome travellers, ambitious politicians, loyal officials, national agents, boisterous revolutionaries, juvenile "rabble-rousers" (90) and ignorant storytellers – some of them being a bit of all at the same time. Hajdarpasic' elitist and "ethnically heterogeneous" choir of vocalists is composed of Dositej Obradović, Vuk Stefanović Karadžić, Ivan Franjo Jukić, Antun Radić, Ilija Garašanin, Velimir Gaj, Mate Topalović, Ognjeslav Utješeno-

vić (Ostrožinski), Toma (Bartol) Kovačević, Matija Mažuranić, Ivan Mažuranić, and Jovan Cvijić – to name but the most prominent ones. His study is “thus a contribution to understanding the cultural and intellectual production of nationalism.” (5) Indeed: All these activists produced nationalism – whether on purpose or out of ignorance. First-time author Hajdarpasic shows how these men eagerly contributed to lay imperial projects to rest and give birth to “modern” nations and nation states.

Taking a closer look at the “proliferation and compulsion of patriotic desires” (1) in Ottoman and Habsburg Bosnia turned out to be a wise choice for several reasons. Bosnia as a “classical” contested borderland in the period under scrutiny has still much to offer: The province stands for an imperial order that was tackled by different national aspirations (“Serbian”, “Croatian”, “Yugoslav”, “Bosnian”, “Bosniac”). However, national activists not only fought against their imperial enemies but also against claims staking from their “(br)others” – “a character signifying at the same time the potential of being both ‘brother’ and ‘Other’” (16). Hajdarpasic makes extensive use of this new interpretative device in order to elaborate “Serbian-Croatian attempts to nationalize Bosnian Muslims” (17) but also to illustrate how “national indifference” (Tara Zahra)⁴ and “non-national” loyalties of many Bosnian Serbs/Croats/Bosniacs-in-the-making drove national activists to despair. Furthermore, Hajdarpasic applies this innovative analytical strategy in order to pose the crucial question when it comes to nation-making: “How and when does one come to know who are, who are not, one’s ‘own people’? Especially for Serbian nationalists (the “self-proclaimed enemies of the Turks”, 115), Bosnian Muslims were indeed a subject of constant change and dispute: sometimes being “brothers”, sometimes being “others”. Hajdarpasic provides the reader with ample evidence that not even the most ardent national “freedom fighters” found a definite answer to this question (and – of course – they never will).

It might have been precisely for that reason why Hajdarpasic chose to begin with “the people” in chapter 1 (“The Land of the People”). Although “the people” literally personifies the “body” of any nation, it remains an “elusive subject” (51), a volatile perception, an emotional idea and thus an “imagined community” (Benedict Anderson). One of the first “Serbians” to discover “its people” was the linguistic reformer Vuk Stefanović Karadžić (1787-1864). Although not questioning Vuk’s philologist merits, Hajdarpasic still reveals how emotions rather than academic thinking impinged on this “man from the people” (20) and “patriotic scholar”. His romantic aspiration to “collect our nationality” clearly belongs to the field of “ethnographic populism” (45). At the end of the 19th century, even scholars from the Balkans heavily criticised the works of Vuk and his first followers: Jovan Cvijić – the founder of modern geography in Serbia and president of the Serbian Royal Academy of Science – “found their work to be lacking ‘even the slightest bit of scientific perspective.’” (46) The afore-mentioned elusiveness of “the people” (and its land) is best symbolized by the fact that Vuk had actually never visited Bosnia and Herzegovina (“the core lands of the Serbian nation”, as he called it) that he kept praising so much in his writings!

In chapter 2 (“The Land of the Suffering”) Hajdarpasic turns to one of the most pivotal elements of nationalism, i.e. the (alleged) suffering of one’s “own people”. This national suf-

fering would only end with the “liberation” of land and people. According to Hajdarpasic, “poetry had a privileged place in the romantic conception of the nation.” (68). The writers of “sad poetry” and “poetic-political fantasy” intended to reinforce existing stereotypes, to create negative images of the “Others”, and even to stimulate “the (Serbian-Croatian) hatred of the Turk”, as the Encyclopaedia Britannica characterized the famous poem “Smrt Smail-age Čengića” (The Death of Smail-age Čengić, 1846) written by Ivan Mažuranić (1814-1890) in the 1890s (80). Many national activists dwelled on the “aggrieved national subject” (84) during the Habsburg period, depicting the Austrian “alien rule” as even more despicable than the Ottoman times (p. 81-83). The combination of wallowing in national self-pity, playing around with history and spreading religious and national hatred was (and still is) a highly explosive mixture for provoking violent reactions among the ones (allegedly) “suffering”.

Chapter 3 (“Nationalization and Its Discontents”) is devoted to the somewhat paradox problem many national activists experienced at some point during the 19th century: On the one hand, national awakers credited peasants and shepherds of being the most “honest”, the “real”, and the “true” representatives of the nation-in-the-making; on the other hand, precisely these idealized peasants and shepherds often proved to be reluctant for quite some time to live and act “nationally” as envisaged by their national teachers. Or as Hajdarpasic aptly puts it: “The work of nationalizing people was always accompanied by foundational disappointments and failures.” (90) To nationalize people as a historical process was also a question of money and organization skills: According to Hajdarpasic, “Serbia’s nationalizing mission” (92) in Bosnia (and elsewhere) was mainly concerned with three issues: secrecy, insurrection, and expansion to potential co-nationals “shaped the formative visions of state-building in the modern Balkans” (93). High-ranking officials prepared secret “liberation” plans, paid national agents taught patriotism, and young revolutionaries (heroes or terrorists?) stirred up rebellions and unrests in Bosnia from outside of the province. Hence, Hajdarpasic concludes with much apropos in chapter 4 (“Year X, or 1914?”), that “youth holds a special status in histories of nationalism” (160). As a matter of fact, the notion of “juvenileness” had a double meaning: On the one hand, it referred to the youth of the nation as a quasi-biological “thing”, and on the other, it meant the younger people who were willing to sacrifice their lives for the nation. Their “new visions of violence” (147) directed against imperial representatives in and of Habsburg Bosnia eventually triggered the outbreak of the World War I.

In chapter 5 (“Another Problem”) the author aptly demonstrates how “Ottoman and Habsburg officials not only tried to repress the emerging forces of nationalism but also began to adopt many of the basic forms, idioms, and strategies of nationalist movements.” (163) Hajdarpasic suggests not posing “some essential difference between ‘national’ and ‘imperial’ politics” but instead analysing their “deeply intertwined relationships” (ibid.). Along these lines, Hajdarpasic characterises both empires as nationalising “latecomers” using journals and newspapers as imperial projects to “nationalize” the population in Bosnia (“The Empire Writes Back”, 186).

In the epilogue (“Another Bosnia”) Hajdarpasic compares nationalism to the once very popular computer game “Tetris”: “No matter how adept a player is at unifying rows, the game eventually and always ends the same way: the mounting obstacles overwhelm and topple the entire construction, until one starts over again.” (206). This is a very original comparison, although Tetris was invented in the “East”, modern nationalism in the “West”.

Hajdarpasic’s engagingly written book is a welcomed contribution to the studies of nationalism in general and late imperial Bosnia in particular. He successfully demonstrates how the writings of many national activists are studded with inconsistencies, contradictions, half-knowledge, insults, irrational eruptions, expressions of hatred, calls for violent actions, and absurdities.

However, his work is not free of flaws: First, taking the grounded theory as theoretical basis seems to somewhat hypocritical to me as Hajdarpasic does not actually apply it. He let speak just a few elitist nationalists and ignores the voices from the “ordinary” people, from the people “on the ground”. How did these people respond (or not) to the patriotic claims of their “teachers” in the period under scrutiny? What about the “battle for children” (Tara Zahra)? It would have been most intriguing to see how the (successful?) transformation from “traditional” (non-imagined) loyalties to “modern” (imagined) ones affected the Bosnian society. Second, some clearer verdicts on the altogether problematic “achievements” of nationalistic activists cited in his book would not have gone amiss. Last but not least, the publishing house did not do the best job: Endnotes (especially when referring to pages) instead of footnotes make it difficult to use the book for academic purposes. However, this drawback is far outweighed by the fact that there is neither a bibliography nor a list of references. It is difficult to understand why the publisher chose to omit such useful tools.

Despite these shortages, Hajdarpasic’s book makes a good reading. If nationalism (or better: groupism) indeed has no end – and I would agree with that – then we might call it what it actually is: a dead end. Having illustrated this is the most deserving credit of his work.

Wien

Michael Portmann

¹ Edin HAJDARPASIC, *Whose Bosnia? National Movements, Imperial Reforms, and the Political Re-ordering of the Late Ottoman Balkans, 1840-1875* (unpublished Dissertation, University of Michigan, USA, 2008). See also: IDEM, *Out of the Ruins of the Ottoman Empire. Reflections on the Ottoman Legacy in South-Eastern Europe*, *Middle Eastern Studies* 44 (2008), no. 5, 715-734; IDEM, “But my memory betrays me”. National Master-Narratives and the Ambiguities of History in Bosnia-Herzegovina, in: Wolfgang PETRITSCH / Vedran DZIHIC (eds), *Conflict and Memory. Bridging Past and Future in [South East] Europe*. Baden-Baden 2010, 201-214.

² Claudio LOMNITZ, *Deep Mexico, Silent Mexico. An Anthropology of Nationalism*. Minneapolis/MN 2011.

³ HAJDARPASIC, *Whose Bosnia?* (unpublished Dissertation), 138.

⁴ Tara ZAHRA, *Imagined Noncommunities. National Indifference as a Category of Analysis*, *Slavic Review* 69 (2010), no. 1, 93-119.

Eliten im Vielvölkerreich. Imperiale Biographien in Russland und Österreich-Ungarn (1850-1918). Hgg. Tim BUCHEN/Malte ROLF. München: De Gruyter Oldenbourg 2015 (Elitenwandel in der Moderne, 17). VII, 411 S., 25 Abb., ISBN 978-3-11-041612-1, € 69,95

Imperiale Biographien stellen ein Forschungsfeld dar, das in den letzten Jahren im deutschsprachigen Raum eine Blüte erlebte. Mehrere Forschungsprojekte sowie Tagungen wurden organisiert, die zwei Bereiche der Geschichtswissenschaft wiederbeleben und verbinden, nämlich die Imperienforschung und die Biographik. Die neue Biographik untersucht das Individuum in Wechselwirkung mit seiner Umwelt, von der es geprägt und bedingt wird. Die Imperien stellten somit einen Rahmen, in dem sich die untersuchten Individuen bewegten und in welchem ihre Lebensläufe sich erst ermöglichten. So werden Imperien aus einem neuen Blickwinkel, von einzelnen Akteuren ausgehend, und in vergleichender Weise durch biographische Forschung beleuchtet.

Der Sammelband „Eliten im Vielvölkerreich. Imperiale Biographien in Russland und Österreich-Ungarn (1850-1918)“ baut auf dem von TIM BUCHEN, Historiker und Dozent an der Universität Edinburgh und MALTE ROLF, Professor für Geschichte Mittel- und Osteuropas an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg, durchgeführten Forschungsprojekt „Imperiale Biographien“ sowie auf in Berlin und Bamberg 2012 organisierten Tagungen auf. Erschienen ist der Band in der auf die Herausgabe von wissenschaftlichen Monographien und Tagungsbänden spezialisierten Reihe „Elitenwandel in der Moderne“, die sich sowohl dem Adel als auch den neuen Elitengruppen und ihrer Verwobenheit im 19. und 20. Jh. gesamt-europäisch widmet.

17 Beiträge des vorliegenden Sammelbandes untersuchen – teils in deutscher, teils in englischer Sprache – imperiale Biographien von Eliten in Russland und Österreich-Ungarn und „ihre Karrieremuster, Handlungsfelder und Selbstentwürfe in der Phase beschleunigten Wandels zwischen 1850 und 1917/18“ (5). Die einzelnen Fallstudien widmen sich imperialen Akteuren mit gezielten Fragen in Bezug auf ihre Mobilitätsmuster und deren Bedeutung für die Wandelbarkeit der imperialen Strukturen. Sie gehen der Frage nach, ob diese als Mitglieder verschiedener Eliten die Möglichkeit hatten, Ereignisse in den Imperien zu beeinflussen. Des Weiteren werden multiple Identitäten und Loyalitäten sowie die Imperiumsvorstellungen der einzelnen Akteure analysiert. Die Herausgeber gehen davon aus, dass die in den ausgewählten Fallbeispielen behandelten Personen Teil einer Elite waren, weil sie „in ihrer Gesellschaft relevante, gestaltende Funktionen übernehmen und deren Status und selbst definierte Rolle von der Gesellschaft akzeptiert“ (9) wurde. Ihre Biographien kann man als imperial bezeichnen, weil sie durch Mehrsprachigkeit, Mobilität und mehrere Karrierestationen gekennzeichnet waren und weil ihre Lebensläufe durch imperiale Strukturen beeinflusst wurden. Dadurch unterscheiden sie sich grundlegend von „lokal gebundene[n] und nicht transimperial[en] mobile[n] Bauern oder Bewohner[n] von Kleinstädten, deren Berührungsfläche mit den imperialen Phänomenen minimal war“ (312). Der Sammelband gliedert sich in vier Teile, die verschiedenen Elitengruppen entsprechen

sollen, obwohl bei mehreren Fallbeispielen durch ihre vielschichtigen Karrieren die Zuordnung in mehreren Gruppen möglich wäre. Der Aufbau ist wie folgt: „Staatsbeamte“ (39-131), „Militärische und politische Elite“ (135-219), „Experten und Unternehmer“ (223-307) und schließlich „Intellektuelle und Akademiker“ (311-392).

Im 1. Teil des Sammelbandes unter dem Titel „Staatsbeamte“ zeigen die analysierten imperialen Biographien von Michail N. Murav'ëv, Konstantin von Kaufman, Alfred Freiherr von Fries-Skene sowie Conrad Prinz zu Hohenlohe, dass sich die Staatsbeamten in Russland und in Österreich-Ungarn stark für das Imperium, mit dem sie sich identifizierten, einsetzten. Die Stärkung des Reichs war für sie ein Ziel, das sie als Repräsentanten der Regierung in verschiedenen Randzonen des Imperiums verfolgten. Dennoch heißt das auf keinen Fall, dass sie keine eigenen Vorstellungen von den Reichsverfassungen hatten. Sie versuchten auch eigene Ideen durchzusetzen, wie JÖRG GANZENMÜLLER am Beispiel von Michail N. Murav'ëv und seiner Politik der Russifizierung und Zentralisierung des Russischen Reichs zeigt. Die Staatsbeamten suchten eine Aussöhnung zwischen ihren eigenen Ideen und Reichsvorstellungen auf der einen, und dem Herrscherhaus, dem sie sich verpflichtet fühlten, auf der anderen Seite auszuhandeln. Dies wird insbesondere in dem Beitrag von ULRICH HOFMEISTER anhand der Biographie von Konstantin von Kaufman – „de[m] Halbzaren von Turkestan“ (65-89) – veranschaulicht. Die Analyse ausgewählter Fallbeispiele zeigt auch, dass die Identifikation mit der eigenen Nation sich mit imperialer Loyalität kombinieren ließ. Wie MARION WULLSCHLEGER in ihrem Beitrag über die österreichischen Statthalter in Triest festhielt: „Es bestand nämlich kein permanenter Konflikt oder inhärenter Widerspruch zwischen Nationalbewusstsein und Reichsbewusstsein – so lange national bewusste Menschen nicht die politische Zukunft ihrer Nation außerhalb des Rahmens der Habsburgermonarchie sahen“ (96).

Im 2. Teil des Sammelbandes werden Fallbeispiele der imperialen Biographien militärischer und politischer Eliten untersucht und dargestellt. In vielen der Beiträge wird besonders deutlich, dass imperiale Akteure durch multiple Identitäten gekennzeichnet waren. So deuten die Biographien des finnischen Offiziers in der russischen Armee Gustav Mannerheim, wie auch des rumänischen Offiziers in Österreich-Ungarn Trajan Doda darauf hin, dass nationale und imperiale Identitäten sich nicht gegenseitig ausschließen sondern vielmehr ergänzen. BRADLEY W. WOODWORTH betont in seinem Beitrag: „Mannerheim had two homelands, one nesting inside the other, and for him this arrangement [...] was more attractive than a drawing of borders and boundaries between the two, which could only mean a narrowing of his life“ (154). IRINA MARIN zeigt in ihrem Beitrag am Beispiel von Trajan Doda und seinem politischen Engagement im ungarischen Parlament, dass sich eine militärische und eine politische Karriere vereinbaren ließen. Diese zwei Fallbeispiele verdeutlichen, dass sich die militärische Elite stark für den Erhalt der Imperien, die für ihre Karriere einen Rahmen boten, einsetzte; zugleich zielten sie auf ihre Reformfähigkeit. Dass imperiale Erfahrungen auch in der post-imperialen Zeit die Lebensläufe ihrer Akteure nachhaltig beeinflussen haben, verdeutlicht insbesondere die Biographie von Aleksander Lednicki, analysiert im Beitrag von MARTIN MÜLLER-BUTZ.

Imperialer Raum als Ermöglichungsraum wird insbesondere im 3. Teil des Sammelbandes, in dem die Beiträge unter dem Titel „Experten und Unternehmer“ zusammengefasst sind, deutlich. So zeigt RUTH LEISEROWITZ in ihrem Beitrag über polnische Militärärzte im zaristischen Imperium, dass berufliche Aufenthalte in den verschiedenen Teilen des russischen Imperiums die Protagonisten entscheidend prägten. In diesem Teil des Sammelbandes kommt die Bedeutung der imperialen Netzwerke besonderes zum Ausdruck, denn „der Erfolg von Expertengruppen hing stark davon ab, inwieweit es ihnen gelang sich im imperialen Raum zu vernetzen“ (26), wie es schon in der Einleitung angemerkt war. Dies wird im Beitrag von KLEMEN KAPS deutlich, der zwei Biographien von Industriellen in Galizien untersucht. Verflechtungen von Wirtschaft und Politik, sowie Mobilität und Transfers innerhalb Österreich-Ungarns wurden in diesem Beitrag ebenfalls analysiert. Auch bei dieser Elitengruppe wurden Mischformen und komplexe Überlappungen zwischen imperialen und nationalen Identitäten festgestellt. Zudem zeigen die Biographien von Stanisław Szczepanowski, Edmund Zieleniewski und Yorgo Zarifi, dass sich die Unternehmer auch politisch engagierten und sich für die Reichsverfassungen und Reformansätze interessierten.

Für „Intellektuelle und Akademiker“ (311-392), die im letzten Teil des Sammelbandes analysierte Elitengruppe, waren nationale Selbstidentifikationen weniger attraktiv als ihre imperiale Heimat. Denn diese Staatsgefüge boten ihnen durch ihre multiethnischen Kompositionen und die multilinguale Landschaft vielschichtige Möglichkeiten und Erfahrungshorizonte an. Daher zeigen auch diese Fallbeispiele in ihren Reformentwürfen vielmehr Bestrebungen nach Umgestaltung des imperialen Raums als nach dessen Zusammenbruch und eine Grenzziehung entlang des Nationalen. JAN SURMAN gelingt es in seinem Beitrag, die Biographien von Józef Dietl und Tomáš Garrigue Masaryk, die in der Geschichtswissenschaft als national gelten, als imperiale Biographien zu betrachten. Durch diesen Perspektivenwechsel verdeutlicht der Autor, dass sie eher als „go-betweeners“ zu bezeichnen wären denn als eindeutig nationale Akteure. Dass diese Position „zwischen Imperium und Nation“ im imperialen Rahmen nicht so selten war, zeigt auch THEODORE R. WEEKS in seinem Beitrag über Jan Baudouin de Courtenay, der sowohl als Pole, als auch als imperiales Subjekt im Russischen Reich zu betrachten ist; so setzte de Courtenay sich als Pole stark gegen die Unterdrückung der Minderheiten sowohl im Russischen Imperium als auch im postimperialen Polen ein.

Die Untersuchung der imperialen Biographien als Schnittstelle zwischen Imperium und Individuum soll neue Blicke auf kontinentale Imperien und ihre Wandelbarkeit ermöglichen. Die komplexen Lebensläufe, die in diesem Sammelband dargestellt sind, werfen ein neues Licht auf die imperialen Realitäten, die für die meiste Akteure im untersuchten Zeitraum eine Selbstverständlichkeit waren. Die Analyse der Identitäten und Loyalitäten in den untersuchten Fallbeispielen aus einer imperialen Perspektive zeigt, dass bei allen Elitengruppen multiple Identitäten und ihre Wandelbarkeit festzustellen sind. Nationale Zuschreibungen der einzelnen Akteure sind daher eher als anachronistisch zu bezeichnen, was man erst beobachten kann, wenn man diese im imperialen Kontext untersucht.

Die Beiträge des vorliegenden Sammelbandes zeigen die Imperien aus einer neuen Perspektive auf, nämlich von den einzelnen Akteuren heraus. Somit bieten die dargestellten imperialen Biographien einen wertvollen Blick in die Lebenswelten, Karrieremuster, Handlungs- und Mobilitätsmöglichkeiten sowie in die Selbstpositionierungen innerhalb des Imperiums von einzelnen Elitenmitgliedern. Durch die interessante Erzählweise und die Darstellungen der spannenden Lebensläufe ist es durchaus zu vermuten, dass das Buch sowohl vom Fach-, als auch vom breiteren Publikum wahrgenommen werden wird.

München

Marija Đokić

The Balkan Wars from Contemporary Perception to Historic Memory. Hgg. Katrin BOECKH / Sabine RUTAR. Basingstoke, London: Palgrave Macmillan 2017. 350 S., 2 Abb., ISBN 978-3-319-44642-4, £ 66,99

The centenary of the Balkan Wars understandably caused much smaller ripples in the European public than the 100th anniversary of the First World War. This is also the case for the public of the Balkan states, although the editors claim that their impact had been even greater than that of the Great War. This claim was repeated three times in the introduction to the volume (2, 6, and 9), therefore this author cannot refrain from remarking that the claim needs to be qualified and its validity reduced only to some countries, as it would be plausible to claim this for some (e.g. Macedonia), but very hard for others (e.g. Serbia). It would be more to the point to say that for some countries they created a whole historic national narrative regarding the Balkan Wars and the First World War. This is especially the case for Serbia and Bulgaria, since in the first they are still regarded as part of the “wars for liberation and unification”, whereas in the latter First Balkan War was the war of liberation, the Second war that reduced the results of the First. Moreover, the First World War was the conflict in which Bulgaria tried to undo the results of the Second Balkan War. Indeed, it could be claimed that in the case of Bulgaria, even more than any other “revisionist” power, World War II was an attempt at revising the results of the World War I, and in that way of the Second Balkan War as well. The Balkan Wars soon came to be perceived by the contemporaries as causes for the First World War (as is mentioned several times in this volume), and by the generations at the end of 20th century, as ushering in new brutal ways of waging war (aimed particularly at civilian populations with the view of removing ethnic and/or confessional undesirables from certain territories). Both phenomena are dealt with in the book that is actually devoted primarily to perceptions (contemporary and retrospective) and representations, and much less to the wars themselves.

The content is sketched by the editors in the 1st chapter “The Balkan Wars from Perception to Remembrance” (1-9). The very choice of the term “chapter” suggests rather a

monograph, than a collection of articles. And indeed, the volume is well structured and divided into three thematic parts, comprising four to five texts each, while the introductory chapter stands alone. The authors range from venerable veterans of historiography on South-East Europe, to young scholars and Ph.D. candidates. The editors should be commended for knowing their crew, since all papers (chapters) are on a more or less equal level. This proves the editors knew their work as well.

Part I, "War in the Balkans. Towards the End of Empire", is somewhat more factual than the others: it too deals with perceptions, stereotypes, images, "othering" etc., but it also refers more to the realities of the Balkan Wars and period preceding and following them. This part opens with the chapter by the experienced FIKRET ADANIR "Ethnonationalism, Irredentism and Empire" (13-55), which deals with ideological concepts and propaganda slogans (in plain words) used in the process of ousting Ottoman power from the Balkans since the early 19th century. In dealing with them the author does not limit his examination to local actors, but examines rather the views that various circles in the West (Philhellenes, Evangelicals) held regarding the Ottoman Empire. To be sure, the nationalism of Balkan peoples and their uprisings and wars against the Turks are also unavoidable ingredients. Adanir depicts the process of gradual ouster of the Ottomans from the Balkans since 1876, as well as the Ottoman government's attempts to stop or reverse it. He is especially interested in the parallel process of gradual "nationalisation" of the Ottoman elites: faced with growing nationalism of the peoples within the Empire and its impending dismemberment, they too tended to grow increasingly nationalistic, especially in the case of the Young Turks. The Balkan Wars and concomitant forcible population transfers eventually helped transform Turkish elites from imperial to ethnonational. At all times, even if he does not agree with every statement and claim, the reader feels the touch of the old master of Balkan studies. The text is supplemented by an 11-page long bibliography.

The next chapter "Violence, Forced Migration, and Population Policies During and After the Balkan Wars (1912-1914)" by EDVIN PEZO (57-80), examines violence and migrations caused against the backdrop of perceptions and images of undesirable "others". For their part, these perceptions and images are construed by the author as part of population policy. While in retrospect they could be interpreted as having played that role, it would mean overstressing the facts if one would ascribe changes in the ethnic make-up only to animosity of the elites and peoples of the Balkan states toward the Ottoman Empire and Balkan Muslims. The very military operations, insurgency and measures to clamp down, unplanned (although often tolerated) excesses of irregulars and sometimes of regular soldiers, vengefulness on part of local Christian inhabitants, fear and religious convictions of the local Muslims and other factors certainly contributed to large population shifts that occurred during and right after the Balkan Wars. The author justly sees violence as a common denominator behind all these occurrences. Yet, he also underlines the role of violence in reshaping society beyond pure ethnic and demographic changes and deplors that the "soft violence" after the wars was not better explored. In order to make the wartime violence understandable, Pezo deals briefly with anti-Ottoman plans and perceptions (not

devoid of doses of Orientalism of the Balkan variety) of the Balkan national elites. After a brief attempt at establishing the number of migrants, the author deals with migrations and population policies as a consequence of the Balkan Wars. This section is focused mainly on the Turkish-Greek problem, whereas other population transfers (as they came to be euphemistically called) were left out. Even though other population movements were not so accurately recorded, it is a pity they were omitted from this part of the chapter. The fact that the Turkish-Greek “exchange of populations” continued (under somewhat different circumstances) and was “legalised” after the First World War was not mentioned either, although it would further highlight the importance of population transfers during the Balkan Wars. Like Adanir, Pezo also observes the rise in Ottoman Muslim nationalism during the last years of the Empire’s existence – aimed primarily against the Greeks and Bulgarians, but also against Albanian Muslim refugees in Anatolia. By resorting to ethnic nationalism, Turkey joined other Balkan states in attempting to homogenise her population.

The 3rd chapter in the first part, “Gjergj Fishta, the ‘Albanian Homer’, and Edith Durham, the ‘Albanian Mountain Queen’. Observers of Albania’s Road to Statehood” by DAUT DAUTI (81-104) deals with two personages important above all for the Albanians in the period of the Balkan Wars. The first was an Albanian Franciscan friar and patriotic poet, and the latter an English journalist and humanitarian worker. Both of them depicted the struggle of the Albanians for their statehood and supported it with their pens. Dauti shows how the perceptions of their activities changed over time and in keeping with political changes in Albania and Kosovo. It is interesting to note that Fishta was not a persona non grata for the Yugoslav communist regime after 1945, as he was in Albania, where he was “rediscovered” only after the fall of communism. In his work Dauti quotes Albanian history textbooks several times so as to show their perception of certain events and phenomena. He does it without bias, but it would have been interesting if he had compared them with foreign historiographies and schoolbooks, especially of the neighbouring peoples.

KATRIN BOECKH’S article “The Rebirth of Pan-Slavism in the Russian Empire 1912-1913” (105-137) is a typical research work with a novel conclusion. The author argues that the Balkan Wars, especially the first one, resuscitated Russian Pan-Slavism that eventually served the purpose of preparing the Russian public for the First World War. The article initially gives a brief overview of Russian Pan-Slavism in the 19th century, and then turns to the activities of the Pan-Slavists during the Balkan Wars. The main source the author used for following social events and propaganda activities of the Pan-Slavists, is the coverage they received in the journal “Novoie vremia”. Public reactions, as well as reactions of the regime to such agitation were also dealt with. The final part of the chapter is devoted to Nikolaus von Hartwig, the Russian ambassador to Belgrade 1909-1914, who in spite of his German origin was one of the most prominent practicing Pan-Slavists. His importance was increased due to the fact that he was posted in one of the key capitals for Russian Balkan policy. As ambassador he was able to twist the orders of his minister in accordance with his own convictions and ultimately influence the Serbian government. Quoting the reference in Czar Nicholas’ WW I manifesto that linked Pan-Slavism with Russia’s inter-

ests, Boeckh sees in Pan-Slavism “the last political idea to be disseminated before the collapse of the empire” (135). With considerable plausibility she pin-points the date of birth of the last wave of Pan-Slavism at the time of the Balkan Wars.

The outbreak of the Balkan Wars caused considerable hubbub in European capitals and in the European press. For that reason the 2nd part of the volume is entitled “European Eyes on the Balkans. Reassuring the Self”. It opens with NICOLAS PITROS’ “Marianne Staring at the Balkans on Fire. French Views and Perceptions of the 1912-13 Conflicts” (141-160). The author minutely listed and classified the major French papers of the time (together with their print run) and described the attitude of certain organs toward the conflict(s). He established that they were very much dependent on the ideological point of view of the social groups they represented. However, Pitsos also aptly distinguishes varying opinions within the one and the same ideological camp. Similar to this is FLORIAN KEISINGER’s article “The Irish Question and the Balkan Crisis” (161-178) that examines the attitude of the Irish press. Unlike the French one, it was divided along sectarian lines with the Roman Catholics (separatists) supporting the cause of the Balkan allies and the Protestants (unionists) sympathising mostly with Turkey. The interests of the Roman Catholics was far from academic: in the struggle of small Balkan peoples they saw an example they should emulate in their own struggle for independence. For these reasons, the Second Balkan War attracted much less attention.

In his contribution “Political Narratives in Croatia in the Face of War in the Balkans” (179-196), STJEPAN MATKOVIĆ examines the impact of the Balkan Wars on adherents of various political streams in Croatia. Like historians dealing with the topic before, he noted the surge in pro-Yugoslav feelings in Croatia, especially among the youth. Also affected were many members of the Party of Rights. However, in politically divided Croatian society the sympathies for Balkan allies were not universal.

In chapter 9 (“Deviationist Perceptions of the Balkan Wars. Leon Trotsky and Otto Neurath”, 197-215), GÜNTHER SANDNER depicts the Balkan correspondence activities of these two prominent nonconformist intellectuals. Like all foreign correspondents, both of them were not able to come very close to the frontline, but gathered information in Balkan capitals. The author shows how they processed them in accordance with their ideological views, criticising their own governments in the process.

The title of the 3rd part of the volume “Memories of Victory and Defeat. Constructing the Nation”, is not well chosen since the articles deliver less than the title promises. They deal with the commemoration of the Balkan Wars in historiography, schoolbooks and society. One of them deals solely with Bulgaria, another with Serbia, the third one with both, the fourth with Macedonia, whereas other Balkan states unfortunately remained unmentioned.

In their article “Bulgarian Historiography on the Balkan Wars 1912-13” (219-239), SVETOZAR EL DAROV and BISER PETROV offered a minute study of the subject. They adduced a huge bibliography that they divided into four ideological periods: 1912-1944, 1944-late 1970s, the 1980s and afterward. The first was the most fruitful, albeit one-sided in the choice of topics and due to its Bulgarocentrism, while the second was marked by Marx-

ist dogmatism. During most of this period (except 1952-1963), the Balkan Wars were not a desirable topic for the political elite. During the third period, socialism was mixed with nationalism, and was subsequently followed by the post-socialist phase of transition that still lasts to this very day, but produced no major headway in the study of the Balkan Wars (with the exception of publication of some contemporaries' memoirs). When it comes to the wealth of information, this chapter is certainly the best in the whole volume.

STEFAN ROHDEWALD's chapter "Religious Wars? Southern Slavs' Orthodox Memory of the Balkan and World Wars" (249-270), is quite another pair of shoes. As suggested by its title, it goes beyond the Balkan Wars themselves – in both directions. It starts with common Serbian and Bulgarian saints and shows how saints were "nationalised", and how the nation was "sacralised" during the 19th century. It seems that the author puts too much emphasis on the militarisation and veneration of saints, forgetting the military parables that are as old as Christianity itself. This does not make his analysis of "nationalisation" of formerly common Slavic saints (Cyril and Methodius) or sacralisation of lieux de mémoire (like in Kosovo) less convincing. He carries his analysis of the (mis)use of the veneration of saints for the policy of remembrance and for practical politics into the inter-war period and the Second World War. Unlike half-baked Balkan-experts, Rohdewald is very much aware that the Serbs and the Bulgarians were nothing special in their (ab)use of the sacred for nationalist goals. Briefly but sufficiently, he shows how such a practice is imbedded in the European nationalist tradition.

DUBRAVKA STOJANOVIĆ's chapter "The Balkan Wars in Serbian History Textbooks (1920-2013)" (275-289) examines how the Balkan Wars were depicted in Serbian schoolbooks. Her article focuses especially on several key topics connected with the Balkan Wars. She shows that during the 1920s the pupils were presented with a romantic picture of the causes of the wars, which became more realistic during the next decade. After the Second World War, the causes were depicted as both liberating and imperialist. Another point she discusses is the Serbian invasion of Northern Albania that was explained vaguely during the inter-war period, and more realistically after WW II, only to be nationalistically garbled after 2000. However, Stojanović attests that the schoolbooks currently in use are objective on this subject. When writing about the Second Balkan War Serbian textbooks of the inter-war period always depicted the Bulgarians as the bad guys. The books from the socialist period deplore the event as a fratricidal conflict. After the fall of Slobodan Milošević, the tenor became more nationalistic, only to become more unbiased during the last couple of years. The author analyses the ideologies behind such presentations of the past, dictated by political needs of a given regime at a given moment. Her conclusions sound very plausible, but what makes them seem less so is the bibliography of only 15 textbooks at the end of the article. For so far reaching conclusions, one would expect a much longer list. If the works were meant to stand as *pars pro toto*, it was never mentioned.

The penultimate chapter of the volume is PETAR TODOROV's article "From Bucharest 1913 to Bucharest 2008. The Image of the Balkan Wars in Macedonian Historiography and Public Discourse" (291-317). The author claims that the Balkan Wars are regarded

by mainstream Macedonian historiography as the most tragic event in Macedonian history. The Macedonian people are seen as the wars' main victim, their neighbours and great powers being their persecutors. Although the wars have been constantly used politically, they have not been thoroughly researched. In the opinion of the author one of the reasons is the diversified role the Macedonian people had played during the conflict. This makes it impossible to give a unified interpretation needed for nation building – that has always been the chief goal of mainstream Macedonian historiography. Todorov shows how the main tropes connected with the Balkan Wars have been dealt with in not very numerous works on the subject over time. The latest trend is that the views have become even more nationalistic than during the socialist period, and that they include the Albanians in the narrative. The last part of the article connects the perception of the Balkan Wars among the Macedonian public with current internal and especially external political problems facing the young republic at present.

The book closes with EUGENE MICHAÏL's chapter entitled "The Balkan Wars in Western Historiography, 1912-2012". The basic flaw of the paper is that it includes the British, American and German historiographies, leaving out historiographies of important countries such as France or the Balkan countries' neighbour, Italy. However, in the given framework the article offers good insight into the presence of the Balkan Wars in so defined scholarship. The author's conclusion is that there are next to no works devoted specifically to the Balkan Wars after the Second World War. At the same time, he observed a kind of unification (or de-nationalisation) of views on the conflicts after 1945. Like some authors already discussed, Michail suggests both orientalism and interest or ideologically-motivated views during the wars themselves. He also sees the Balkan states in the context of the then prevailing nation-state paradigm. He criticises the significant lack of knowledge of the Balkans in the West, and the tendency to use the report of Carnegie's Endowment as the sole source. For the period after the Second World War, the author notes that the Balkan Wars were usually dealt with in works with broader topics, only to be reinstated as a subject in its own right during the Yugoslav wars of dissolution – and then usually only as an explanatory background for contemporary events. He opposes the prevailing view that sees violence as something typical only for the Balkans (whereas it is allegedly only an occasional aberration in the rest of Europe), putting most of the blame for this oversimplification on the Carnegie report.

The book "The Balkan Wars from Contemporary Perception to Historic Memory" will not enhance greatly our knowledge of these wars, but will certainly contribute much to knowledge of the wars' perceptions – in the past and at present – in South-East Europe and in the West. Despite minor shortcomings of some articles, all of them are on an extremely high level of scholarship and objectivity. Finally, a word is in place about the cover. Whereas the subject matter is clearly stated in the title of the volume, the super-abstract painting on the cover (one of those that require a users' manual to be understood) suggests rather a volume of modern poetry or idealistic philosophy. Should the book live into a second edition, this should be changed for the sake of its visibility on the shelves. Its contents mer-

it a more attractive cover – i.e. more attractive for average historians and general readers likely to be interested in the topic. Apart from that, the publisher deserves high praise for using the good old footnotes instead of the irritating and unpractical endnotes, so beloved by most Anglo-Saxon publishing houses.

Zagreb

Zoran Janjetović

Wolfram DORNIK, Des Kaisers Falke. Wirken und Nach-Wirken von Franz Conrad von Hötzendorf. Mit einer Nachbetrachtung von Verena Moritz und Hannes Leidinger. Innsbruck, Wien, Bozen: Studienverlag, 2. korr. Aufl., 2013 (Veröffentlichungen des Ludwig Boltzmann-Instituts für Kriegsfolgen-Forschung, 25). 279 S., ISBN 978-3-7065-5004-8, € 24,90

Unter den Generalstabschefs und Oberbefehlshabern der Großmachtarmeen des 1. Weltkriegs nimmt Franz Conrad von Hötzendorf eine Sonderstellung ein: Mit einjähriger Unterbrechung 1911/12 leitete er den Generalstab Österreich-Ungarns von November 1906 bis Ende Februar 1917. Er prägte in hohem Maß die Kriegsvorbereitungen, beeinflusste nach Kräften die Sicherheitspolitik der Habsburgermonarchie in den Vorkriegsjahren und führte mehr als dreieinhalb Jahre das Armeoberkommando (AOK), dessen offizieller Oberbefehlshaber Erzherzog Friedrich seinem Generalstabschef weitestgehend freie Hand ließ. Niemand wurde dementsprechend stärker mit Österreich-Ungarns Siegen und Niederlagen identifiziert. Nach dem Krieg bemühte sich Conrad, Kritik an seiner Führung in Frieden und Krieg zu entkräften und seine Verdienste herauszustreichen. Er selbst war publizistisch aktiv, profitierte bei seinen Bestrebungen aber auch davon, dass ehemalige Mitarbeiter in Publikationen ein positives Bild der Fähigkeiten und Leistungen ihres früheren Vorgesetzten zeichneten. Kritik wurde nur in Ausnahmefällen in die Öffentlichkeit getragen, denn das Prestige der „alten Armee“ schien es erforderlich zu machen, Conrads Ansehen nicht zu schmälern. Noch lange nach seinem Tod 1925 stellten das ehrende Angedenken an die Streitkräfte der Habsburgermonarchie und die Würdigung ihres langjährigen Generalstabschefs geschichtspolitisch zwei Seiten einer Medaille dar. Hagiographisch anmutende Biographien, aber auch die Benennung von Straßen und Plätzen hielten diese Sichtweise wach. In ihrer knappen, gut nachvollziehbaren „Nachbetrachtung“ gehen Verena Moritz und Hannes Leidinger dem lange Zeit in Forschung und Öffentlichkeit gepflegten Bild von Conrad nach (201-221). Eine kritische Herangehensweise, die Conrads Führungsfehler im Krieg und seine Rolle als Kriegstreiber in der Vorkriegszeit in den Vordergrund rückte, setzte sich allerdings zunehmend durch und dominiert seit mindestens drei Jahrzehnten die Forschungsliteratur.

Dennoch blieben die Straßennamen bestehen, beispielsweise in Graz, und diese Beobachtung regte Wolfram Dornik an, die Ergebnisse der neueren Forschung aufzugreifen und Conrads Lebensweg nachzeichnen (11). Zur Sprache kommen dabei die wesentlichen Stationen seiner militärischen Sozialisation, die der Sohn eines früh pensionierten Offiziers auf der Kadettenschule in Hainburg, der Militärakademie in Wiener Neustadt, als Leutnant im Truppendienst und schließlich auf der Wiener Kriegsschule, der Ausbildungseinrichtung für Generalstabsoffiziere, erfuhr. Einsatzerfahrung sammelte Conrad in Bosnien-Herzegowina und Süddalmatien. Verschiedenen Verwendungen als Offizier im Generalstabskorps folgten Kommandofunktionen in Triest und in Innsbruck, bevor 1906 auf Initiative des Erzherzog-Thronfolgers Franz Ferdinand zum Chef des Generalstabes ernannt wurde. Seine als Lehrer auf der Kriegsschule und in Publikationen erworbene Reputation als hervorragender Kenner militärischer Taktik und sein kompromissloses Auftreten bei Unruhen in Triest ließen erwarten, dass er die Modernisierung der k.u.k. Armee energisch betreiben und dem Offizierskorps, dieser wichtigen Stütze der Habsburgermonarchie, neuen Elan verleihen würde. Diese Erwartungen wurden nicht enttäuscht und sollten den Grundstein dafür legen, dass Conrad auch nach den Niederlagen im Krieg den Respekt vieler Offiziere behielt.

Die Reform des Generalstabes, die Verjüngung der Armeespitze, die rigorose Ausrichtung des Dienstbetriebs und der Truppenübungen auf die erwarteten Erfordernisse des Kriegsfalls stießen zwar auch auf Widerstand, ließen aber eine deutlich erhöhte Schlagkraft der Armee erhoffen. Innenpolitisch bedingte Blockaden der Rüstungspolitik verzögerten allerdings die Sicherstellung einer der ungünstigen strategischen Lage entsprechenden Rekrutenzahl und Bewaffnung. Conrads Handlungsmöglichkeiten in der Rüstungspolitik waren begrenzt, dafür versuchte er massiv, auf die Außenpolitik Einfluss zu nehmen. Sein Drängen auf einen Krieg gegen Italien, den er als Präventivschlag gewertet wissen wollte, führte Ende 1911 zu seiner Amtsenthebung, doch die im Zuge der Balkankriege gesteigerte Gefahr eines bewaffneten Konflikts führte nach nur einem Jahr zu seiner erneuten Ernennung. 1909, 1912 und 1913 warb Conrad vergebens für Krieg gegen Serbien (und 1913 auch gegen Montenegro), aber in der Julikrise 1914 stimmten die zivilen Entscheidungsträger dieser Form der Konfliktlösung zu.

Politisch motivierte Fehlentscheidungen begünstigten das Scheitern der Einleitungs-offensive gegen Russland und führten zu einer bis zum Kriegsende nie mehr rückgängig zu machenden Abhängigkeit von deutscher Unterstützung, zunächst an der Ostfront, dann auch bei Niederwerfung Serbiens 1915 und Rumäniens 1916 sowie im Krieg gegen Italien. Auch der größte Erfolg des AOK unter Conrad, die Durchbruchsschlacht von Gorlice-Tarnow, konnte nur mit deutscher Hilfe erkämpft werden. Conrad versuchte sich der Bevormundung durch die Deutschen zu erwehren, aber mit der erfolglosen Offensive in Italien und dem gleichzeitigen Zusammenbruch von Teilen der Verbände an der Ostfront im Frühsommer 1916 wurde erneut deutlich, dass die k.u.k. Armee ohne deutsche Unterstützung ihrer Aufgabe nicht mehr gewachsen war. Der junge Kaiser Karl I., der selbst den Oberbefehl übernahm, entledigte sich schließlich des nur bedingt erfolgreichen Generalstabs-

chefs, dem zwar noch ein Armeekommando übertragen wurde, dessen Ära als wichtigster Militär der Habsburgermonarchie aber unwiderrufflich vorbei war.

Dornik schildert diese Entwicklungen und bietet auch Einblick in das Privatleben Conrads. Insbesondere sein langjähriges Verhältnis zu Gina Reininghaus, die er nach Gorlice-Tarnow im Herbst 1915 heiratete, darf in keiner Conrad-Biographie fehlen. Auch die Weltsicht und die Gemütslagen seines Protagonisten stellt der Verfasser vor. Neu ist das Bild des misanthropischen Sozialdarwinisten und intriganten Kriegstreibers eigentlich nicht, aber einem breiteren Publikum vielleicht doch noch wenig vertraut. Insgesamt ist die Darstellung Dorniks für die Entwicklung ab 1906 ausführlicher als die 2000 in englischer Sprache und 2003 auch in deutscher Übersetzung erschienene Biographie Conrads, die der US-amerikanische Militärgeschichtswissenschaftler Lawrence Sondhaus geschrieben hat.¹

Das Buch ist nicht ohne Schwächen. Sehr vehement hat darauf bereits Anatol Schmid-Kowarzik in seiner Online-Rezension verwiesen.² Die von Schmid-Kowarzik genannten konkreten Beispiele für inhaltliche Fehler und Ungenauigkeiten brauchen hier nicht nochmals aufgeführt werden. Tatsächlich finden sich eine Reihe weiterer Formulierungen, die zu Missverständnissen Anlass geben könnten. Für gut informierte Leser deutet beispielsweise die Passage, „[d]ie preußisch-österreichische Rivalität im Deutschen Bund gipfelte in Solferino 1859 und dem Preußisch-Österreichischen Krieg 1866“ (24), auf den Zusammenhang von deutschlandpolitischer Rivalität und Österreichs Isolierung 1859 hin. Wer die Hintergründe nicht kennt, der könnte zur Annahme verleitet werden, bei Solferino hätten sich Preußen und Österreicher gegenübergestanden – eben wie 1866 bei Königgrätz. Irreführend ist auch die Textstelle, in der die Verantwortung für die deutsche Niederlage an der Marne 1914 angesprochen wird: „Conrad gab im Rückblick nicht seinem Vorbild Moltke die Schuld am Versagen, sondern der Situation im Generalstab [...]“ (144). Tatsächlich sah Conrad, wie andere Militärs seiner Epoche, den „älteren“ Helmuth von Moltke, den preußischen Generalstabschef der Kriege von 1864, 1866 und 1870/71, als Vorbild an, während dessen Neffe, der „jüngere“ Helmuth von Moltke, die deutsche Oberste Heeresleitung bei Kriegsbeginn 1914 führte und wohl nie (und für niemanden) Vorbildfunktion besaß.

Sicherlich ließen sich diese und andere Unklarheiten vermeiden, wenn der Erläuterung komplexer Aspekte des Themas mehr Raum gegeben würde. Es gehört zweifellos zu den größten Herausforderungen, denen sich der Biograph Conrads zu stellen hat, den Kontext knapp und doch korrekt zu umreißen. Eine etwas ausführlichere Analyse des Rahmens, der den Handlungsspielraum Conrads begrenzte, wäre für die Leser nützlich. In einer Neuauflage, die dem Buch zu wünschen ist, wäre Gelegenheit, hier Abhilfe zu schaffen und zudem auch die Einschätzungen des Verfassers noch deutlicher herauszuarbeiten. Dass Österreich-Ungarn in der Vorgeschichte wie auch in der Geschichte des 1. Weltkriegs eine wesentliche Rolle gespielt hat, wurde lange Zeit v. a. von der englischsprachigen Historiographie nur selten thematisiert. Das hat sich inzwischen geändert und die Flut an Veröffentlichungen aus Anlass der hundertsten Wiederkehr des Krieges, die 2012 einsetzte, bietet weitere Ansatzpunkte künftiger Untersuchungen, die der Habsburgermonarchie angemessenen Raum

geben. Dornik selbst hat mit seinen Publikationen zur Ukraine, zur Kriegserfahrung an der Ostfront oder zur Kriegsführung der k.u.k. Armee zu einem differenzierten Blick auf Österreich-Ungarns Part im Weltkrieg beigesteuert. Eine entsprechend überarbeitete Neuausgabe der Biographie Conrads wäre ein weiterer wichtiger Beitrag zur Debatte.

Augsburg

Günther Kronenbitter

¹ Lawrence SONDHAUS, Franz Conrad von Hötzendorf. Architekt der Apokalypse. Wien, Graz 2003.

² Unter <<http://www.hsozkult.de/publicationreview/id/rezbuecher-21545>>, 29.10.2017.

Asen KOŽUCHAROV, Obuchenieto na bälgarskite morski oficeri sad graniza (1882-1944)

[Die Ausbildung der bulgarischen Marineoffiziere im Ausland (1882-1944)]. Varna: Terra Balkanica 2015. 258 S., 8 Abb., ISBN 978-619-90140-6-6, € 10,-

Die Arbeit von Asen Kožucharov stellt die erste vollständige Untersuchung über die Ausbildung bulgarischer Marineangehöriger in renommierten ausländischen Marineschulen in den Jahren 1882-1944 dar. Sie bietet zugleich einen neuen Blick auf Schulung und Ausbildung von Bulgaren im Ausland. Auf der Basis reichen Archivmaterials aus bulgarischen Staatsarchiven, aus dem russischem Staatsarchiv der Seestreitkräfte in St. Petersburg und des Bundesarchivs (Militärarchiv in Freiburg/Br.) untersucht der Verfasser den Ausbildungsprozess der Bulgaren für den Erwerb von Meeres- und Marineausbildung und schätzt seine Bedeutung und seinen Einfluss über die Entwicklung der bulgarischen Seestreitkräfte sowie der Marineindustrie in Bulgarien ein.

Angesichts des dominierenden Einflusses, den russische Meeres- und Marineschulen auf die Entwicklung der bulgarischen Streitkräfte hatten, steht die Ausbildung bulgarischer Marineangehöriger in russischen Schulungszentren im Mittelpunkt der Analyse. Dargestellt werden u. a. die Gründe für die Bevorzugung russischer Marineschulen, die weitere berufliche Laufbahn der Marinebeamten sowie die Auswirkung dieser Ausbildung auf die Entwicklung der bulgarischen Seestreitkräfte,

Einen besonderen Platz in der Arbeit nimmt der Schulungsprozess von bulgarischem Marinepersonal in Deutschland ein, das an vorderster Stelle unter den westeuropäischen Ländern, in denen im genannten Zeitraum Bulgaren ausgebildet wurden, steht. Der Schwerpunkt der Darstellung liegt auf der Ausbildung während des 1. Weltkriegs und in der Zeit danach und reicht bis 1944. Ein wertvoller Beitrag des Autors ist dabei die mit neueren Archivadokumenten aus ausländischen Archiven (vor allem Dokumente aus dem Militärarchiv in Freiburg/Br.) vorgenommene Darstellung der Schulung von Offizieren in der Marineschule „Mürwik“ in Flensburg während des 1. Weltkriegs. Wenn auch mit Ein-

schränkungen, schätzt der Autor die Bedeutung der Ausbildung in Deutschland für die weitere Entwicklung des Seewesens in Bulgarien hoch ein. Ebenfalls detailliert beschreibt Kožucharov die Schulung von Schiffbauern in der Technischen Schule in Berlin, die Ausbildung von U-Bootpersonal in „Sehrohrer Schule“ (U-Bootschule) in Kiel und die Taucherkurse durch die kaiserliche Marine, die mit praktischer Ausbildungsteilen auf deutschen U-Booten verbunden war. Die Schulung von Belegschaft für das Seeflugwesen in der Wasserflugzeugschule in Deutschland stellt laut Kožucharov sogar „den Anfang der systematischen Ausbildung von Marinepiloten“ (242) dar.

Eingestreut in den Text finden sich immer wieder Verweise auf den Forschungsstand zum Thema. Die Arbeit enthält reiches Quellenmaterial und übersichtliche Tabellen. Das vorliegende Buch ist ein wertvoller Beitrag für die Erforschung des Problems der Schulung bulgarischer Marineangehörige im Ausland.

Sofia

Marija Koleva

Jean-Paul BLED, Franz Ferdinand. Der eigensinnige Thronfolger. Übers. Susanna GRABMAYER/Marie-Therese PITNER. Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag 2013. 322 S., ISBN 978-3-205-78856-8, € 35,-

Rechtzeitig vor dem 100. Jahrestag des Attentats von Sarajevo erschien eine Biographie des Erzherzogs und Thronfolgers Franz Ferdinand von Österreich-Este aus der Feder von Jean-Paul Bled, 2012 im französischen Original, ein Jahr später in deutscher Übersetzung. Der Verfasser ist einer der besten Kenner der späten Habsburgermonarchie und hat neben wegweisenden Studien zum Katholizismus und Konservatismus der 1850er bis 1870er Jahre eine sehr lesenswerte Biographie Kaiser Franz Josephs I. und eine Darstellung des Lebens – und Sterbens – des Kronprinzen Rudolf vorgelegt. Dass Bled sich mit Franz Ferdinand auch des zweiten, ebenfalls gewaltsam zu Tode gekommenen Thronfolgers der Ära Franz Josephs zuwendet, erscheint daher nur folgerichtig.

Souverän entfaltet der Verfasser das Lebensbild vor dem Hintergrund der Geschichte Österreich-Ungarns in den letzten Jahrzehnten vor dem Großen Krieg. Als Ausgangspunkt wählt Bled dabei das Jahr 1889, also die große Zäsur im Leben Franz Ferdinands: Es war der Selbstmord des Kronprinzen Rudolf in Mayerling, der den Neffen des Kaisers zum nächsten Anwärter auf den Thron des Habsburgerreiches aufrücken ließ. Erzherzog Karl Ludwig, Franz Ferdinands Vater, zeigte weder Eignung noch Neigung, seinem älteren Bruder als Herrscher nachzufolgen, und so erschien Franz Ferdinand als ältester Sohn Karl Ludwigs schon vor dem Tod seines Vaters 1896 als wahrscheinlicher Thronerbe. Angemessen vorbereitet worden war Franz Ferdinand auf seine Rolle als künftiger Herrscher nicht, wie Bled zu recht konstatiert. In der Armee hatte er eine sorgfältige, sehr an katholischer

Frömmigkeit und Traditionsbewusstsein orientierte Erziehung durchlaufen und, wie alle Agnaten des Herrscherhauses, eine militärische Karriere begonnen, aber für seine Aufgabe als Monarch im komplexen System des multiethnischen und seit 1867 dualistisch aufgebauten Österreich-Ungarn fehlten ihm tiefere staatsrechtlich-politische Kenntnisse und ausreichend breite Sprachkompetenz.

Erzherzog Albrecht, als General-Inspektor des Heeres faktisch der einflussreichste Militär der Habsburgermonarchie und zugleich selbsternannter Hüter dynastischer Tradition, versuchte Franz Ferdinand auf konservative Werte zu verpflichten. Was Albrecht bei Kronprinz Rudolf gründlich misslungen war, fiel bei Franz Ferdinand nicht schwer, denn für liberale oder gar demokratisch-egalitäre Positionen hatte der neue Thronwärter keinerlei Sympathie. Der in Wahrheit von einem Berater geschriebene Bericht über eine zehnmonatige Weltreise gab dann Gelegenheit, den Erzherzog auch in der Öffentlichkeit als welterfahren zu präsentieren. Eine lebensbedrohliche Lungenerkrankung weckte allerdings in Hofkreisen kurzzeitig Zweifel daran, dass Franz Ferdinand den Tag der Thronbesteigung auch erleben könnte. Der schwer erkrankte Erzherzog registrierte mit nachvollziehbarer Empfindlichkeit alle Anzeichen dafür, dass mancherorts schon mit seinem jüngeren Bruder Otto als möglichem Thronfolger gerechnet wurde. Das daraus erwachsene Ressentiment blieb auch nach seiner Gesundung ein Zug von Franz Ferdinands Charakter. Vollends bestätigt sah er sich in seiner Abneigung gegen den Hof seines Onkels, als er Gräfin Sophie Chotek geheiratet hatte, die zwar aus altem böhmischem Adel stammte, aber nach den Regeln des Hausgesetzes nicht ebenbürtig war. Die Einwilligung Franz Josefs zur morganatischen Ehe war nur dadurch zu erreichen, dass Franz Ferdinand in einem feierlichen Renuntiationseid für seine zukünftigen Kinder aus dieser Verbindung auf alle Thronfolgerechte verzichtete. Sophie, zunächst zur Fürstin, später zur Herzogin von Hohenberg erhoben, blieb nach den Vorschriften des Hofzeremoniells protokollarisch im Abseits. Dass die von ihm offenkundig sehr geliebte Gattin dadurch in kränkender Weise deklassiert wurde, ließ den Thronfolger zeitlebens nicht ruhen und nährte einen regelrechten Hass auf den Hof des Kaisers. Es gehört zu den Stärken von Bleds Darstellung, dass die Kränkungen anschaulich gemacht und die irrational anmutende Dankbarkeit für Ehrungen und Freundlichkeiten, die ausländische Monarchen seiner Frau erwiesen, herausgearbeitet wird. Ausgewogen ist das Urteil des Verfassers in der Frage, ob Franz Ferdinand nach seiner Thronbesteigung wohl zugunsten seiner insgesamt drei Kinder den Renuntiationseid gebrochen hätte. Bled verneint diese Frage mit guten, wenn auch nicht unbedingt zwingenden Argumenten.

Dass schon die Zeitgenossen darüber spekulierten, ob Franz Ferdinand sich an seinen Eid halten würde, zeigt recht deutlich, mit wie viel Skepsis der Thronfolger in weiten Teilen der politischen Elite der Habsburgermonarchie betrachtet wurde. Sein misstrauischer und aufbrausender Charakter, den Bled treffend herausarbeitet, trug sicher dazu bei, wohl aber auch sein Eingreifen in Politik und Verwaltung. Die Abneigung gegen die Machtelite Ungarns war besonders ausgeprägt, und wenn es über zwei Jahrzehnte hinweg einen bestimmenden Zug im politischen Handeln des Thronfolgers gab, dann war dies seine Entschlossenheit, die herausgehobene Rolle Ungarns zurückzuschrauben. Juden, Protestanten, Liberalen und

Sozialdemokraten stand er unverhohlen feindselig gegenüber, denn sie galten ihm als gefährlich für den Zusammenhalt der – in seinen Augen – auf Tradition und Gehorsam gegründeten Habsburgermonarchie. Nationalisten fielen zumeist auch in diese Kategorie, allerdings erkannte Franz Ferdinand in den Wortführern einzelner Nationalbewegungen zumindest zeitweise potentielle Verbündete bei dem Versuch, Ungarns Einfluss zurückzudrängen oder die Stellung der Wiener Machtzentrale zu stärken. Gut nachvollziehbar skizziert Bled das Agieren des Thronfolgers, und ganz zu Recht verdeutlicht er dabei, wie wenig sich Franz Ferdinand mit seiner Rolle arrangieren konnte, die es ihm eigentlich auferlegte, seine Sorgen um die Zukunft Österreich-Ungarns seinem Onkel nur hinter verschlossenen Türen nahezubringen, niemals aber der Politik des Monarchen öffentlich entgegenzutreten. Mit Hilfe seiner Militärkanzlei im Unteren Belvedere in Wien baute der Erzherzog, der schließlich ab 1913 als General-Inspektor der gesamten bewaffneten Macht firmierte, seinen Einfluss in weiten Bereichen von Politik, Verwaltung und Militärapparat stetig aus, nicht zuletzt auf dem Weg der Personalpolitik. Er scheute dabei weder vor Intrigen noch vor publizistischen Kampagnen zurück. Auch bei den Überlegungen zur künftigen Umgestaltung der Habsburgermonarchie liefen die Fäden in der Militärkanzlei zusammen. Bleds Einschätzung der Planungen ist weitgehend plausibel, auch wenn er letztlich den letzten Vorkriegsjahren, als die Leitung der Kanzlei gewechselt hatte, wenig Aufmerksamkeit schenkt. Dies gilt auch für die Darstellung der außen- und militärpolitischen Bestrebungen Franz Ferdinands, die insbesondere in der von Alma Hannig verfassten Biographie Franz Ferdinands deutlich differenzierter analysiert werden.¹

Der kurze Abschnitt über die k.u.k. Kriegsmarine (257-260) wird dem Engagement des Thronfolgers für den Aufbau der Seestreitkräfte nicht gerecht. Ganz besonders gut gelungen sind dagegen zwei Kapitel, die vom chronologischen Gliederungsschema des Buches abweichen. Eines davon ist dem Alltagsleben des Erzherzogs und seiner – auch in den Augen der Zeitgenossen unmäßigen – Jagdleidenschaft gewidmet und folgt der durchaus reichhaltigen Franz Ferdinand-Literatur. Einen klaren eigenen Akzent setzt der Verfasser jedoch im Abschnitt über das Verhältnis des Thronfolgers zur Kunst. Bled betont hier insbesondere den Mangel an kultureller Bildung, der den in seine eigenen Vorurteile vernarrten Erzherzog bei seinen mit Verve vertretenen Neigungen und Abneigungen leitete: „Seine eingeschränkte Ausbildung ließ Franz Ferdinand zum Gefangenen seiner Vorurteile, sprich: seiner Phobien, werden. Da er sich in vorgefassten Meinungen gefiel, hatte er einen fixen Geschmack, meist ohne Nuancierungen“ (185).

Am Ende der Biographie, nach einem kurzen Abschnitt über das Attentat in Sarajevo und das Begräbnis des ermordeten Erzherzogs und seiner Frau, geht der Verfasser auf die viel diskutierte Frage ein, ob Franz Ferdinand die Habsburgermonarchie hätte retten können. Selbst wenn Bled daran zweifelt, dass Franz Ferdinand sein Programm zur Verminderung der Machtstellung Ungarns mit Gewalt umzusetzen versucht hätte, so bewertet er auch die Chancen einer friedlichen Durchsetzung dieses Vorhabens mit verständlicher Skepsis. „Angesichts dieses engen Handlungsspielraums hätte er sich mit der Realität abfinden müssen. Sein Stolz hätte vielleicht gelitten, daran wäre aber nichts Ehrenrühriges

gewesen. Im Gegenteil, es gibt keine vernünftige Politik, die nicht von der Realität ausgeht. Und hier endet die Aufgabe des Historikers. Es ist, wie es ist, und die Folgen, wäre es anders gewesen, stehen für immer auf einem unbeschriebenen Blatt“ (297).

Schwungvoll führt das Buch durch das Leben und Wirken Franz Ferdinands, „wie es ist“. Nicht so pointiert und auch auf der Basis bislang kaum oder überhaupt nicht genutzter Quellen geschrieben wie Hannigs Analyse, bietet Bleds Darstellung einen überaus fundierten und gut zu lesenden Überblick über Franz Ferdinands Biographie.

Augsburg

Günther Kronenbitter

¹ Alma HANNIG, Franz Ferdinand. Die Biographie. Wien 2013.

M. Şükrü HANIOĞLU, Atatürk. Visionär einer modernen Türkei. Übers. Tobias GABEL.

Darmstadt: Konrad Theiss Verlag 2015. 320 S., zahlr. Abb. u. Kt., ISBN 978-3-8062-3111-3, € 29,95

M. Şükrü Hanioglu ist Garrett Professor für Auswärtige Angelegenheiten und Nahoststudien an der Universität Princeton. Als Historiker beschäftigt er sich seit Jahrzehnten mit der Ideengeschichte des späten Osmanischen Reiches und insbesondere mit jener der sog. jungtürkischen Bewegung, deren Politik die moderne Türkei weit über ihre Regierungszeit (1908-1918) hinaus entscheidend geprägt hat. Seine Bücher „The Young Turks in Opposition“ (1995) und „Preparation for a Revolution. The Young Turks 1902-1908“ (2001) sind unverzichtbare Standardwerke auf diesem Gebiet. 2008 legte er auch eine „Brief History of the Late Ottoman Empire“ vor. Mit dem vorliegenden Buch bewegt er sich nun bis weit in die Republikgeschichte hinein und widmet sich der Biographie eines zunächst eher unwichtigen Mitglieds des jungtürkischen „Komitees für Einheit und Fortschritt“ (KEF): der von Mustafa Kemal, dem späteren Atatürk (1881-1938).

Das Buch ist die gründlich aktualisierte und mit einem neuen Vorwort versehene Übersetzung einer 2011 bei Princeton University Press erschienenen Atatürk-Biographie. Atatürk ist heute zweifellos die am besten erforschte und am gründlichsten auch in europäischen Sprachen behandelte Persönlichkeit, die das Osmanische Reich hervorgebracht hat. Als Gründer der Republik ist er bereits in zahlreichen Biographien gewürdigt worden, allein in den letzten 20 Jahren etwa von Andrew Mango¹ und Klaus Kreiser² sowie zuletzt von George Walter Gawrych³. Atatürk-Biographien werden in aller Regel nicht nur für ein Fachpublikum geschrieben und – wie in diesem Fall – bisweilen sogar in andere Sprachen übersetzt. Auf dem deutschen Markt steht das Buch also in einer gewissen Konkurrenz zu Klaus Kreisers Biographie, die 2014 in der 3. Auflage erschien. Ebenfalls ist seit 2010 İpek Çalışlar Biographie der Frauenrechtlerin und kurzzeitigen Ehefrau des Staatsgründers,

Latife Hanım, auf Deutsch verfügbar, die in der deutschen Ausgabe mit „Mrs. Atatürk“ betitelt ist.⁴

Hanioğlu's Buch ist aber nicht einfach nur eine weitere solche Biographie. Der Originaltitel trägt den Zusatz „an intellectual biography“ (ein zugegebenermaßen schwer übersetzbarer Titel – „Visionär einer modernen Türkei“ kommt dem Original wohl so nah wie es eben möglich ist). Hanioğlu interessiert sich ausdrücklich nicht für das legendenumwobene Privatleben Atatürks, auf das Çalışlar recht ausführlich eingeht, und er ist auch nicht darauf aus, eine weitere umfassende und erschöpfende Darstellung seiner Verdienste als Staatsmann zu schreiben. Statt dessen liefert er gewissermaßen die intellektuelle Biographie eines Nicht-Intellektuellen, indem er Atatürk in den ideengeschichtlichen Kontext seiner Zeit einordnet und auch sein gedankliches Erbe, nämlich den Kemalismus als Ideologie, untersucht.

Das Buch umfasst ein Vorwort zur deutschen Ausgabe, eine Einleitung über „Mustafa Kemal zwischen Forschung und Fiktion“, insgesamt acht thematische Kapitel und ein Fazit. Im Anhang finden sich die Anmerkungen, eine Bibliographie, ein Abbildungsverzeichnis, eine Tabellenübersicht, ein Register und – für ein populärwissenschaftliches Werk besonders wichtig – eine Zeittafel. Es bleibt mit insgesamt 320 Seiten auch in der vorliegenden gebundenen Ausgabe noch ein handliches Buch, das man auch unterwegs lesen kann.

Im Vorwort zur deutschen Ausgabe bietet Hanioğlu zunächst eine kurze Einführung in die Geschichte des Kemalismus, der als Ideologie eigentlich erst nach Atatürks Tod entstand und nach 1945 zu voller Blüte kam. In dieser Zeit, als Angehörige unterschiedlichster Strömungen in der Türkei (nämlich eigentlich alle) sich selbst als Kemalisten bezeichneten, habe eine „wortmächtige Herrschaft der sinnentleerten Phrase“ (16) geherrscht. Seit der Regierungsübernahme durch die islamistische AKP 2002 hat sich der Charakter des Kemalismus in einer „post-kemalistischen Türkei“ jedoch entscheidend geändert. Er ist nun ein nationalistischer Diskurs mit stark antiwestlichem Unterton, der von einer zwar kleinen, aber umso lautstärkeren Gruppe vertreten wird.

Nachdem er so die aktuelle Lage beschrieben hat (die Ausführungen sind auch angesichts der aktuellen Ereignisse weiterhin nützlich für ein Verständnis der politischen Gemengelage in der Türkei), diskutiert Hanioğlu in seiner Einleitung zunächst die existierende, äußerst umfangreiche Literatur und die Quellenlage. Letztere ist durchwachsen: Zwar sind einige Aspekte geradezu erschöpfend erforscht (so existiert ein Buch, das alle von Atatürk gelesenen Bücher zum Thema hat) und die meisten Schriften Atatürks sind in Form von Editionen verfügbar, andererseits bleiben wichtige Archivalien unter Verschluss. Außerdem wurden viele veröffentlichte Quellen ins moderne Türkietürkisch „übersetzt“; Hanioğlu hat sich daher die Mühe gemacht, wo immer es ging, zurück zu den osmanischen Quellen zu gehen.

Das 1. Kapitel behandelt Mustafa Kemals Kindheit und frühe Jugend in Thessaloniki, der multi-religiösen und multi-ethnischen Hafenstadt im heutigen Nordgriechenland, die ein wichtiger Umschlagplatz nicht nur für Waren, sondern auch für Ideen war. Verwestlichende Reformen wurden hier früher umgesetzt und erreichten auch die muslimische Bevölkerung eher als in anderen Teilen des Reiches; und so kam es, dass Mustafa Kemal

als einer der ersten muslimischen Jungen für kurze Zeit die Vorzüge einer privaten Grundschule genoss. Er schlug früh eine Militärlaufbahn ein und erhielt in den Kadetten- und Offiziersschulen Sultan Abdülhamids auf Staatskosten die beste Ausbildung, die das Reich damals zu bieten hatte.

Im 2. Kapitel geht es um Mustafa Kemals Zeit als Kadett und junger Offizier. Er war, wie alle Jungtürken, dem Staat in „unerschütterlicher Loyalität verbunden“ und „zutiefst elitär“ (63). Wie sie war er stark von Vulgärmaterialismus (Hanioglu benutzt auch in der englischen Ausgabe durchgängig diesen abwertenden Begriff anstelle des geläufigeren „naturwissenschaftlicher Materialismus“ bzw. „scientific naturalism“), Szientizismus und Positivismus beeinflusst, verachtete die Religion im Allgemeinen und den Islam im Besonderen, las u. a. mit Begeisterung das mit rassistischen Untertönen durchsetzte Buch über Massenpsychologie von Gustave Le Bon, Teile von Ludwig Büchners „Kraft und Stoff“ und Colmar von der Goltz’ „Volk in Waffen“. Anders als von der Goltz stellte sich Mustafa Kemal allerdings weniger den Staat als Armee vor, sondern eher die Armee als Staat im Staate. Hanioglu benennt diese Differenz zu anderen Jungtürken als einen Grund dafür, dass er im geheimen KEF schon bald keine Karriere mehr machen konnte (65). Das ganze 3. Kapitel ist der Religionsfeindlichkeit der Jungtürken und Mustafa Kemals Vorstellungen von einer islamischen Reformation gewidmet.

Kapitel 4 behandelt eher ereignisgeschichtlich den 1. Weltkrieg, in dessen Verlauf Mustafa Kemal vom weitgehend unbekanntem Oberstleutnant zum Kriegshelden, General und Kommandeur der 2. Armee aufstieg. Auch diese Blitzkarriere war, wie Hanioglu zeigt, für Angehörige seiner Generation nicht ungewöhnlich: Die Jungtürken hatten die osmanische Armee 1913 weitgehend von altgedienten Offizieren „gesäubert“ und so den Weg für junge, an Militärschulen ausgebildete Offiziere geebnet. Wirksam wurden Mustafa Kemals politische Vorstellungen mit dem türkischen Unabhängigkeitskrieg 1919-1922, dem das 5. Kapitel gewidmet ist. Hanioglu stellt hier eindrücklich dar, wie geschickt Mustafa Kemal im Laufe des Krieges Anleihen bei zwei politischen Ideologien machte, die er eigentlich ablehnte, und diese für seine Zwecke instrumentalisierte: Dies waren zum einen der Bolschewismus und zum anderen der politische Islam. Die Entwicklung seiner diesbezüglichen Rhetorik stellt Hanioglu u. a. mit Hilfe mehrerer Tabellen dar, was auf den ersten Blick etwas irritierend, auf den zweiten jedoch sehr überzeugend wirkt (125). Ebenfalls sehr erhellend ist seine Diskussion des politischen Systems dieser Zeit: In der Großen Türkischen Nationalversammlung, die 1920 das erste Mal zusammentrat, gab es zunächst keine politischen Parteien und auch keine Gewaltenteilung, und die vom Parlament eingesetzten „Unabhängigkeitstribunale“ verbreiteten Angst und Schrecken (126).

Den Aufstieg zum autoritären Präsidenten der Republik Türkei beleuchtet das 6. Kapitel: Mustafa Kemal ging im Anschluss an den Sieg im Unabhängigkeitskrieg daran, seine Vorstellungen eines säkularen Nationalstaats in die Tat umzusetzen. Dabei musste er sich mit der Kritik einflussreicher islamischer Gelehrter aus dem In- und Ausland auseinandersetzen, die jedoch letztendlich die Abschaffung des Kalifats sowie viele weitere säkularisierende Reformen nicht verhindern konnten. Mustafa Kemal zeigte reges Interesse am Parteien-

system der Dritten Republik in Frankreich, das er – teils mit Hilfe eigens für ihn angefertigter Übersetzungen – gründlich studierte (147). Was seine Umsetzung solcher Ideen betrifft, bemerkt Hanioglu trocken, dass er zwar eigentlich ein Mehrparteiensystem befürwortet habe, nur „eben nicht im geringsten mit Kritik umgehen“ konnte (156).

Das 7. Kapitel ist den 1930er Jahren gewidmet, einer Zeit in der Mustafa Kemal (ab 1934 trug er den Ehrentitel und Nachnamen „Atatürk“) mit de facto diktatorischer Macht herrschte. Hanioglu widmet sich hier ausführlich den aus heutiger Sicht pseudowissenschaftlich erscheinenden Theorien dieser Zeit, die Atatürk zur Legitimierung des türkischen Nationalismus in Dienst nahm. Er macht aber zugleich deutlich, dass solche Ideen – im Kontext ihrer Zeit betrachtet und abgesehen von der Sonnensprachtheorie (derzufolge Türkisch die Ursprache schlechthin war) – keineswegs als obskure Spezialität Atatürks gelten konnten. Rassentheorien hatten auch in Europa Hochkonjunktur, und Schädelvermessungen waren ebenso *en vogue* wie völkische Ideen.

Das 8. Kapitel ist mit „Die Türkei und der Westen“ überschrieben. Hanioglu behandelt darin all jene Reformen, die einen verwestlichenden Charakter hatten, etwa das Hutgesetz von 1925, die Schriftreform von 1928/1929, das Verbot traditioneller *alaturka* Musik im Radio, die Einführung der christlichen Zeitrechnung und des Sonntags als Ruhetag, das aktive und passive Frauenwahlrecht und die Einführung einer komplett an westliche Vorbilder angelehnten Gesetzgebung. Er geht dabei für die Kontextualisierung sowohl auf Vorläufer solcher Reformen zu osmanischer Zeit als auch auf die fast zeitgleichen Bemühungen von Reza Shah im Iran ein. Insgesamt beschreibt er die Reformen dieser Jahre als „von oben oktroyierte Moderne“ (209), die vom Volk zwar überwiegend abgelehnt wurde, auf lange Sicht jedoch eine bemerkenswerte Wirkung entfaltete. Sie „zwang sogar die Vertreter der Tradition zu einer Reaktion“ (225). Hiermit meint er wohl u. a. die Bewegung um Said Nursi, die sich später in der Gülen-Bewegung fortsetzte, und die eine naturwissenschaftlich-technische Erforschung der göttlichen Schöpfung als nicht nur vereinbar mit dem Islam, sondern als einen Akt islamischer Frömmigkeit postuliert(e).

Im Fazit fasst Hanioglu die Ergebnisse des Buches zusammen. Atatürk sei kein Theoretiker gewesen; dementsprechend würden seine Theorien einem politischen Philosophen wohl „etwas dünn“ erscheinen (227). Darauf komme es allerdings auch gar nicht an: Die Wirkung und der Einfluss seiner Ideen auf die moderne Türkei sind unumstritten. Dass sie eine solche Wirkung entfalten konnten, liege wesentlich an einer außergewöhnlichen internationalen und nationalen Gemengelage, die Mustafa Kemal geschickt zu nutzen wusste: „Atatürks Erfolg lag, anders gesagt, nicht in der Originalität seiner Ideen, sondern in der Singularität der Chance, die er zu ihrer Umsetzung ergriff“ (229).

Eine Untersuchung der Ideen Atatürks und seines politischen Programms ist ein äußerst wichtiges Unterfangen, und zwar aus mehreren Gründen: Erstens haben die Ideen, die Atatürk und seine Generation prägten, in den politischen Institutionen, im Militär, in den Schulen, Universitäten und ganz allgemein in der Kultur der Türkei tiefe Spuren hinterlassen, die bis heute wirksam sind. Sie zu kennen heißt, die Türkei und ihre aktuelle Situation besser zu verstehen. Zweitens war Atatürk eben nicht nur ein „Osmane“ seiner

Zeit, sondern er wurde von Ideen beeinflusst, die aus Europa kamen und sich auch dort in politischen (oft reaktionären bis faschistischen) Bewegungen niederschlugen. Indem er dies deutlich macht, stellt Hanioglu Atatürk nicht nur in seinen osmanischen Kontext, sondern den osmanisch-türkischen Kontext in seinen europäischen. Diese Betrachtung ermöglicht es einerseits, Atatürk zu demystifizieren (er war nämlich mitnichten das einsame Genie, das alles aus eigener Kraft schuf, als das ihn die türkische Historiographie gerne beschreibt). Andererseits hilft sie auch, das spätosmanische Reich als den Teil Europas zu betrachten, der es war, und so orientalisierenden Betrachtungen entgegenzuwirken. Das Osmanische Reich war zugleich Teil Europas und ein zutiefst vom Islam geprägter Staat. Das war kein Widerspruch, und es ist oft erhellend, wenn Hanioglu Atatürks Umgang mit diesem Erbe in kurzen Einschüben mit der Politik anderer Reformer in islamisch geprägten Ländern vergleicht.

Kritik betrifft weniger Hanioglus Ausführungen selbst, als ihren begrenzten Umfang: So wäre es interessant gewesen, auch die Wirkung der atatürkschen Ideen und Reformen auf eben die islamistischen Gruppen zu untersuchen, aus denen die aktuelle Regierungspartei AKP hervorgegangen ist. Hanioglu deutet zwar an, dass auch traditionelle Kräfte auf Dauer nicht an diesen Ideen vorbeikamen, es wäre aber überaus erhellend gewesen, dies auch genauer zu diskutieren. Insgesamt entsteht manchmal der Eindruck, der Autor würde sich über die Wissenschaftsgläubigkeit und den „Vulgärmaterialismus“ der Jungtürken – und damit auch Atatürks – lustig machen. Das trägt zwar zum Lesevergnügen bei, mag aber auch ein bisschen unfair sein gegenüber einer Gruppe, der der Zugang zu seriöseren Wissensquellen eben versperrt war.

Der Text ist ganz offensichtlich gründlich lektoriert worden, der Index detailliert und äußerst nützlich, die Karten informativ, kurz: Das Buch ist gut gemacht. Es weist nur sehr wenige kleinere Fehler auf, die in einer 2. Auflage korrigiert werden sollten. So suggeriert eine Karte (78), dass das Königreich Griechenland auf der Peloponnes erst 1878 entstand, richtig wäre aber 1830. Das Hutgesetz von 1925 betraf nicht, wie angegeben, nur Staatsbedienstete, sondern die gesamte männliche Bevölkerung der Türkei (210). Die Übersetzung von Tobias Gabel ist sehr gelungen und leistet – wie auch Hanioglu in der Danksagung lobend bemerkt – mehr als eine bloße Übertragung ins Deutsche. An einer Stelle wäre jedoch auch hier eine Korrektur angebracht: Der Osmanismus war keine „überstaatliche“, sondern eine übernationale Ideologie (146, im Original: „supranational“).

Insgesamt liefert das Buch eine gut lesbare, informative und gründlich recherchierte Einführung in die Ideen, die Mustafa Kemal und seine Generation prägten und beleuchtet ihre Wirkung auf die moderne Türkei. Sowohl Fachleute als auch allgemein interessierte Leserinnen und Leser werden ihre Freude daran haben.

Bamberg

Ellinor Morack

¹ Andrew MANGO, Atatürk. The Biography of the Founder of Modern Turkey. Woodstock/NY 2002.

- ² Klaus KREISER, Atatürk. Eine Biographie. München 2008.
- ³ George Walter GAWRYCH, The Young Atatürk. London 2013.
- ⁴ İpek ÇALIŞLAR, Mrs. Atatürk. Latife Hanım. Ein Porträt. Berlin 2008.

Cäcilia GIEBERMANN, Josef Marxen, Missionar in Albanien. Eine Spurensuche. Trier: Paulinus Verlag 2016. 69 S., 25 Abb., ISBN 978-3-7902-2213-5, € 5,-

Viele Jahre stand das kleine Land Albanien während des 20. Jh.s im Schatten welt-politischer Entscheidungen. Nachdem die italienischen Truppen am 7.4.1939 Albanien besetzt und dem Königreich Italien unterstellt hatten, formierte sich unter der Führung der kommunistischen Partisanen der Widerstandskampf in den Jahren 1941-1944. Die Macht-ergreifung durch die Kommunisten, die im November 1944 einsetzte, erfolgte zu einem Zeitpunkt, als die deutschen Truppen die albanische Hauptstadt Tirana geräumt hatten. Enver Hoxha (1908-1985) wurde zum Generalsekretär der albanischen kommunistischen Partei gewählt, was die Zerstörung der dort bestehenden religiösen Gemeinschaften nach sich zog. Die katholische Kirche, deren Mitglieder in jenen Jahren weniger als 10 % der Gesamtbevölkerung ausmachten, verlor all ihre Besitztümer, die christliche Pressearbeit wurde eingestellt, die Jesuiten- und Franziskanerschulen durch Schulen marxistischer Prägung ersetzt und der Apostolische Delegat Erzbischof Leone Giovanni Battista Nigris (1884-1964) als „unerwünscht“ des Landes verwiesen.

Hier setzt die „Spurensuche“ der vorliegenden Veröffentlichung an, erforscht durch die Enkelin von Pfarrer Josef Marxens Schwester Elisabeth. Cäcilia Giebertmann begann im Jahr 2008 mit ihren „Suchanfragen“ (7), lernte Albanisch und begab sich mehr als 60 Jahre nach dem gewaltsamen Tod ihres Großonkels mehrere Male in dieses Land, das ihr bislang fremd geblieben war.

Die Arbeit ist chronologisch aufgebaut und in fünf Kapitel gegliedert. Das 1., „Der Weg zum Missionar (1906-1936)“ (8-20) überschrieben, beginnt mit den Eltern Josef Marxens, geht auf seine Geburt in Worringen bei Köln ein, überspringt aber seine Zeit auf dem Vronoverhof bei Rommerskirchen (Rheinland) und Bermeshausen (Südeifel), um sich auf seine Schulzeit in Zemmer nördlich von Trier zu konzentrieren. Seine Internatszeit war in Lohr am Main, wo er im Übrigen nur ein knappes Jahr blieb, um sich dann in St. Wendel (Saarland) auf das Abitur vorzubereiten. Sein Studienwunsch, in Russland als Seelsorger zu wirken, wurde vereitelt. So begann er nach seiner Priesterweihe 1936 für das albanische Bistum Durrës seine Tätigkeit, die im Kapitel „Ankunft in Albanien“ (21-26) beschrieben wird. Seine erste Pfarrgemeinde war „Perlat in den Bergen (1936-1941)“ (27-40); hier fand Giebertmann Zeitzeugen, die noch ausführlich und lebhaft über „Dom Zef“ berichten konnten, insbesondere über seine Einsatzbereitschaft wie bei der Renovierung von Kirche und Haus, aber auch über das in der Bergbevölkerung übliche Wohnheitsrecht,

Kanun genannt. In seiner zweiten Pfarrgemeinde in „Jubë an der Küste (1941-1945)“ (41-49), als die deutsche Besatzung angesichts der politischen Lage ihm riet, sich aus Sicherheitsgründen nach Deutschland zurückzuziehen, blieb Marxen bei seiner Pfarrgemeinde. „Gefängnis und Ermordung (1945-1946)“ (50-59) heißt das 5. und letzte Kapitel; Marxen wurde zu Unrecht vorgeworfen, „er habe mit der Gestapo zusammengearbeitet und sei ein Freund des Kollaborateurs Xhafer Dava gewesen“ (54). In der Folge wurde er inhaftiert und am 16.11.1946 unweit von Tirana erschossen.

Auf der Grundlage gesicherter Quellen (v. a. über den gegen Marxen angestregten Prozess), verlässlicher Literatur, verbunden mit den Alben und Erzählungen aus der Verwandtschaft, ist es der promovierten Autorin gelungen, das Leben dieses bislang weithin unbekanntem deutschen Albanien-Missionars aufzuhellen und in die dramatische Geschichte dieses Landes einzuordnen. Es handelt sich um einen ersten Versuch, in das verworrene Dickicht dieses „ersten atheistischen Landes der Welt“ (7) einzudringen und die Gestalt dieses Seelsorgers – besonders für die deutschsprachige Leserschaft – vor dem Vergessen zu bewahren. Leider entbehren die Fotos der erforderlichen Bildlegende. Marxen ist freilich in die Reihe der zahllosen Gewaltopfer im Albanien der Jahre 1945 bis 1974 einzuordnen, ohne die die geschichtlich komplizierte Wirklichkeit in Südosteuropa nicht authentisch aufgearbeitet werden kann.

Köln

Helmut Moll

Dezmembrarea României. Anexarea de către URSS a Basarabiei, nordului Bucovinei și Ținutului Herța – 1940 (Studiu și culegere de documente) [Die Zerstückelung Rumäniens. Die Anexion Bessarabiens, der Nordbukowina und des Herza-Gebiets 1940 durch die UdSSR (Studie und Dokumente)]. Hgg. Mihai TAȘCĂ / Wolfram NIESS. Chișinău: Cartea Juridică / Editura Serebia 2015. 948 S., ISBN 978-9975-303-4-6 (Cartea Juridică), ISBN 978-9975-128-41-4 (Serebia)

“On June 28, 1940, when the Soviet Union occupied Bessarabia, me, my mother and my 76 year-old grandmother have not been able to flee to Romania because during the occupation my mother was ill, and after that, on August 11, 1940, she died, leaving [me] and my grandmother alone without support. Here we had a house and 4 hectares of land from which we lived, and which were currently nationalized”. This text was written on April 2 1941 by Alexandra Sherbako from the village of Burjărăuca in the Soroca county of Bessarabia to the Romanian Legation in Moscow, while requesting repatriation across the Prut River.¹ This personal tragedy described above, chosen only by chance from a list of 55 documents of the same kind (a total of 702 documents, out of which 659 were pub-

lished for the first time), is a common one among the Bessarabians who witnessed the occupation of their region by Soviet troops.

During the Second World War, Bessarabia experienced three Romanian vs Soviet regime changes – in 1940, 1941, and 1944 –, which subsequently reordered power priorities, altered the administrative system and remoulded institutional hierarchies. Moreover, the changes in the political regime intensified the wartime state of incertitude and insecurity, imposed forced recruitment and war requisitions, which ultimately left the Bessarabian cities and villages without a workforce and within a state on the verge of famine. Regardless of their social and ethnic background, and often without any patriotic or ideological motivations, people like Alexandra Sherbakov wanted to secure for themselves and their families a safer place to live and survive during the war. Thousands of people from other contested East European borderlands suffered a similar fate. One of the merits of the volume, edited on the occasion of the 70th anniversary commemorating the end of the war, is shifting the perspective towards individual stories. When placed together they help us “witness” and acknowledge individual tragedies in war brought to the contested East European borderlands, as well as offer the opportunity to “transfer” these individual tragedies to the collective scale.

The collection “Dezmebrarea României”, edited by the well-known Moldovan historian and lawyer Mihai Tașcă and the young Austrian historian Wolfram Niess, is a valuable completion to the already published official Soviet and Romanian documents (43 documents reproduced again in the volume). These documents concern the eve of the Soviet occupation of Bessarabia and Northern Bukovina, which was a direct consequence of the Molotov-Ribbentrop “bargain” of August 23 1940, over the status of East European regions. The extensive introduction (50-pages), is dedicated to the little-known topic concerning the state of mind of the Bessarabian and Bukovinian populations on the eve of the Soviet occupation. The collection culminates with important conclusions that question the “classical” clichés of the Romanian “nationalist” historiography, almost exclusively set up in the “occupation-liberation” paradigm, which has dominated the historiographical debates in the preceding decades. The authors emphasise that the Romanian state exaggerated in its insistence to tackle those who spread rumours on the possible war between Romania and the USSR, and that there were not necessarily Jews who “eagerly awaited” for the Soviets to arrive. There were rather people of different nationalities in a precarious economic situation, including Romanians who hoped for an improvement of their poor living conditions under the Soviets. The excessive repressions and mass killing of Jews that followed the entrance of the Romanian and the German troops in Bessarabia in June 1941 thus did not justify the “scapegoat” approach of the Romanian regime towards the Jews who had to “pay” for their “betrayal”, as expressed one year earlier. Nevertheless, the authors avoided showing that the Jews themselves had plausible motives to express discontent in a moment of crisis, because of economic “Romanianization”² and social marginalisation they experienced in Romania during the 1930s. This can explain the fact that the great majority of citizens

who requested to evacuate from Romania to the USSR were of Jewish origin (i.e., doc. 19 contains the names of 1132 people, rejected by the Soviet commission on July 9, 1940).

The questionable loyalty among the Bessarabian Germans, as well among the Russians and Ukrainians, manifested on the eve of the Soviet occupation, is explained by the “failure of the (re-)Romanianization of Bessarabia” (LIV). This is a plausible argument that one already find in the Western historiography of the mid-1990s, but which was, until recently, rejected by Moldovan and Romanian historians. Another conclusion, relevant for the understanding of the dominant state of anxiety and fear among the population in the immediate period before the Soviet invasion of Bessarabia and Northern Bukovina, is that there were breaches in the Romanian administrative system, “incompatible with the real demands and needs of the population”. Moreover, the state did not trust its own citizens and would question their loyalty in wartime (LI). The latter idea is demonstrated by documents on the excessive security and conscription measures, as well as on the public service recruitment policy. The authors contribute to a “bottom-up” approach in the researching of the topic, whereas proposing to shift the focus from the state’s “needs” and “expectations” from its citizens towards the constantly changing citizen’s needs and their expectations from the state in both peace and wartime.

The classification of documents in eight thematic chapters, which undoubtedly eases the work with sources, points toward under-researched and therefore hardly discussed topics related to the 1940 regime change in Bessarabia and Northern Bukovina. Among them were the activities of the “Bessarabian Circle” in Bucharest, founded by the Bessarabian political and social activists to facilitate the evacuation and integration of Bessarabian refugees in other parts of Romania. Other chapters comprise documents that describe in great detail the process of evacuation of Bessarabians across the Prut. According to some estimations, during the first days of annexation, around 100.000 Romanians left the region, to them around 220.000 Bessarabians, of whom 62.000 were public employees, should be added.³ Between September 1940 and June 1941 the total number of refugees was 4511, the great majority of them being of Romanian origin (LXXXVII). Among refugees were public servants and intelligentsia that were afraid of being charged with “betrayal”, and then deported by the Soviet regime. Nevertheless, it was worth mentioning that those who evacuated together with the Romanian army and administration comprised only a small portion of the population. The great majority of Bessarabians, including low-rank public servants, stayed in Bessarabia and most of them continued their duty under the Soviet regime, and subsequently under the Romanian military regime in 1941-1944. Both regimes questioned their loyalty; based on well-known contributions on loyalty in the contested East European borderlands, one can conclude that the case of Bessarabia is a rather typical one, not an exception.

The volume contains extensive lists of refugees, as well personal requests for evacuation of those who could not evacuate during the occupation or immediately afterwards. It also includes those to whom the right to evacuate was rejected for various reasons, either by the Romanian or the Soviet commissions responsible for the regulation of eventual conflicts

during the border establishment process. The collection would gain from the inclusion, besides Romanian documents, of Soviet documents held in GARF (fonds P-7627 Sovetskoro-rumynskaja tehničeskaja komisija, 28.06-22.11.1940),⁴ which would allow the reader to corroborate the information provided, especially related to the topic of robberies of the refugees' goods and belongings, which apparently took place only at the Soviet border. Between September 1940 and June 1941, 540 persons crossed the Romanian-Soviet border from Romania to Bessarabia. Based on the documents held in the Romanian as well the Soviet archives, they were also robbed, in this specific case, by the Romanians. Based on the documents provided in the volume, the reader might wrongly conclude that the border robberies were an exclusively Soviet "deed"; it was rather a characteristic of the wartime treatment of East European refugees, regardless of the direction they were moving. In this regard, the abusive confiscation of grains and cattle from the local population during the retreat of the Romanian army - in 1940 and 1944 - and the Soviet army - in 1941 - documented in both archives, remains to be added.

Based on the title of the volume, one would expect that the introduction, as well the list of documents, contained also sources on the simultaneous evacuation of the population from Northern Bukovina and the district of Herța. This would complete the documentary basis for the region, as well give the reader the opportunity to compare and contrast the facts and data for both Bessarabia and Northern Bukovina. Despite this and other above-mentioned observations, the collection of documents "Dezmembrea României"⁵ should become an indispensable tool for academics and the larger public interested in wartime East European history. It is especially valuable in regards to the topic of forced migration, its causes, and immediate as well as long-term consequences for the regions' contested borderlands.

Regensburg

Svetlana Suveica

¹ Doc. 49, Scrisoarea Alexandrei Șcerbacov din com. Bujărauca, județul Soroca, în adresa Legațiunii Regale a României, Moscova, 2 aprilie 1941, p. 851.

² See, at large, Stefan Cristian IONESCU, *Jewish Resistance to "Romanianization", 1940-1944*. Basingstoke, London 2015.

³ Sehe, *Die Moldauische Sozialistische Sowjetrepublik während des Zweiten Weltkrieges (1941-1945)*, von Vladimir Solonari, in *Die Republik Moldau. Ein Handbuch*, Leipzig 2012, 90.

⁴ Some documents from this archival fund were published earlier by Ion Șișcanu, who also authored the preface of the present volume.

⁵ Whereas finishing the review, I was informed about another volume of documents with the suggestive title, *Dezrobirea Basarabiei: 22 iunie 1941 – 23 august 1944*, edited by Mihai TAȘCĂ. Chișinău 2016, presented by the editor as a "continuation" of the volume reviewed above.

Die Okkupation Griechenlands im Zweiten Weltkrieg. Griechische und deutsche Erinnerungskultur. Hgg. Chryssoula KAMBAS/Marilisa MITSOU. Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag 2015 (Griechenland in Europa. Kultur – Geschichte – Literatur, 1). 509 S., 4 Abb., ISBN 978-3-412-22467-7, € 59,90

Verzweifelt singt der Herzog von Mantua in „Rigoletto“: „Oh wie so trügerisch sind Weiberherzen, mögen sie klagen, mögen sie scherzen [...]“. Schon dabei allerdings offenbaren sich die interkulturellen Probleme, Sprachbilder übertragen zu wollen. Im Original ist nämlich nur von der Frau im Singular die Rede, die wie eine Feder im Wind ihre Meinungen ändert.

Den Sprachbildern, Vorstellungen, Erinnerungen sowie bewegten und unbewegten Bildern widmet sich der anzuzeigende Sammelband, bei dem die interkulturellen Übertragungsprobleme deutlich werden. Zunächst trügen – oder besser verwirren – Titel, Untertitel und Teile des Inhalts, die nicht recht zusammenpassen wollen: „Die Okkupation Griechenlands im Zweiten Weltkrieg“ klingt nach einer Gesamtheit der drei in Griechenland agierenden Mächte während der Besatzungszeit, nämlich Deutschland, Bulgarien und Italien (bis 1943). Dies schließt ihre Streitkräfte, ihre militärischen und wirtschaftlichen Aufträge, ihre Regime, Methoden, Massaker und Grausamkeiten sowie das Schicksal der Besetzten gleichermaßen ein. Der Untertitel jedoch schränkt dieses Unterfangen zugunsten lediglich einer Besatzungsmacht sowie der Besetzten ein und variiert das Thema noch in Richtung Erinnerungskultur. In zwei der insgesamt 27 Beiträge werden dann allerdings Italien und Bulgarien – zu Recht – doch wieder thematisiert. Zudem, dies machen Einleitung sowie einige Beiträge deutlich, ist das Thema in Deutschland trotz einiger maßgeblicher Publikationen bis zur Finanzkrise eher eine unbekannte Größe geblieben; Südosteuropa galt als „Nebenkriegsschauplatz“. In Griechenland war und ist es gegenwärtig. Insofern ist es wichtig, richtig und begrüßenswert, wenn aus mehrfacher Perspektive in einem Sammelband Bilanz gezogen wird. Er geht aus einer Münchner Tagung aus dem Jahre 2012 hervor, deren Titel lautete: „Erinnerungskultur und Geschichtspolitik der Okkupation Griechenlands (1941-1944). Deutsch-griechisches Gedächtnis in Medien und Literatur“ (9).

Nun weiß natürlich jeder und jede, der bzw. die vom Fach ist, wie schwierig sich die Akquise von Referenten für Tagungen und somit auch von Autoren für Sammelbände sowie das Finden eines geeigneten Titels ist, bei dem letztlich der Verlag das Sagen hat. Der Rezensent tut sich sehr viel leichter, hier klagend zu beckmessern.

Herausgekommen ist im vorliegenden Fall ein hochinteressanter und facettenreicher bunter Strauß, der die Vielfalt der Erinnerungskultur zur Okkupation Griechenlands im 2. Weltkrieg auslotet und abdeckt. Er macht deutlich, wie sehr sich die Erinnerungskulturen „wie eine Feder im Wind“ in beiden Ländern gewandelt haben: Für Deutschland ist hierbei die Zeit des Ost-West-Konflikts, die Epoche der zwei deutschen Staaten, die Wiedervereinigung und die sehr unterschiedliche Behandlung der NS-Vergangenheit zu nennen. Bemerkenswert ist die Darstellung, wie sehr sich deutsche Offizielle u. a. des Auswärtigen Amts nach 1945 bemüht haben, in diese griechische Erinnerung einzugreifen, um für

die Bundesrepublik heikle Themen, so etwa Massaker, der Vergessenheit anheimfallen zu lassen bzw. sie mit Druck zu unterbinden. Dies wirft einen Blick auf die personellen Kontinuitäten vor und nach dem Krieg, auf bewusste Verleugnung oder Nicht-Wahrhaben-Wollen. Griechenland erlebte eine Besatzungszeit dreier Mächte, gegen die mehrere Widerstandsorganisationen agierten, durchlitt einen Bürgerkrieg, ein Militärregime und diverse Krisen. Dabei wurden unterschiedliche Aspekte des Widerstands, des Völkermords und der Massaker, bei denen die Klage „bald fließen Tränen“ zu Recht gilt, im Wechsel hervorgehoben oder aber mit Vergessen gestraft. Auch die jüngsten bzw. aktuellen Spannungen mit dem beiderseitigen Aufgreifen von Stereotypen werden in dem Buch thematisiert. Der Sammelband gliedert sich nach der inhaltsreichen Einleitung „Zwei Gedächtnisse einer Vergangenheit und ihrer Gegenwart“ der Herausgeber (9-28) in drei große Abschnitte: „Gespaltene Erinnerungen“ (31-230) mit zwölf Beiträgen, „Erfahrungen der Okkupierten“ (233-350) mit sechs Aufsätzen, und schließlich „Aufarbeitung oder Gedächtnisausfall“ (353-493) mit neun Beiträgen.

Den 1. Abschnitt „Gespaltene Erinnerungen“ leitet HAGEN FLEISCHER mit seinem Beitrag „Vergangenheitspolitik und Erinnerung. Die deutsche Okkupation Griechenlands im Gedächtnis beider Länder“ (31-54) ein. Einem aufmerksamen Lektorat hätte dabei auffallen können, dass es das „Militärgeschichtliche Forschungsamt“ (MGFA), an dessen Wertung Kritik geübt wird (46f.), seit 2013 gar nicht mehr gibt. Es firmiert als Zusammenschluss mit dem „Sozialwissenschaftlichen Institut“ (SOWI) seither unter dem Namen „Zentrum für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr“ (ZMSBw) in Potsdam. FILIPPO FOCCARDI und LUTZ KLINKHAMMER nehmen diesen Ball an und behandeln „Die italienische Erinnerung an die Okkupation Griechenlands“ (55-66). POLYMERIS VOGEL analysiert die „Rückkehr der Vergangenheit. Die Erinnerung an den Widerstand in der politischen Kultur Griechenlands 1974-1989“ (67-84), also nach dem Ende des Militärregimes. ODETTE VARON-VASARD widmet sich dem „Genozid an den griechischen Juden. Zeugnisse des Überlebens und Geschichtsschreibung seit 1948 (85-114). Diesen Faden greift MICHAEL LYCHOUNAS auf und behandelt „Denkmalschutz und Geschichtsbewusstsein“ unter dem Titel „Von der Sichtbarkeit jüdischen Lebens im nordgriechischen Raum“ (115-128). NADIA DANOVA führt fort: Sie erforscht das „Schicksal der Juden im bulgarischen Machtbereich der Jahre 1941-1944“ (129-142). Nach diesen drei Aufsätzen zum Genozid an den Juden stehen die Massaker auf dem Programm. ANNA MARIA DROUMPOUKI analysiert „Das posthum gespaltene Gedächtnis von Kalavryta. Die öffentliche Geschichtswahrnehmung des Massakers in der Nachkriegszeit“ (143-154). CONSTANTIN GOSCHLER schließt mit „Distomo und die Globalisierung der Entschädigung. Vom griechischen Massakerort zum europäischen Erinnerungsort“ (155-168) an. DIMITRIS KOUSOURIS leitet mit „Kollaboration und Geschichtsschreibung in Griechenland“ (169-186) zu einem weiteren Aspekt der Erinnerung über. EBERHARD RONDHOLZ setzt mit „Konstellation Kalter Krieg. Forschung und Geschichtspolitik zur deutschen Besatzung Griechenlands in der DDR“ (187-198) fort. GREGOR KRITIDIS weist unter dem Titel „Überläufer. Deutsche Deserteure in den Reihen der griechischen Befreiungsbewegung“ (199-210) auf einen wenig beachteten

Themenkomplex hin. ANDREA SCHELLINGER schließlich behandelt „Erinnerungskultur und institutionelle Kulturmittler. Paralipomena zur Rezeption von Besatzung und Widerstand im Athener Goethe-Institut“ (211-230).

Den 2. Abschnitt („Erfahrung der Okkupierten“) beginnt FRAGISKI ABATZOPOULOU, „Griechische Juden und ihre Verfolgung als Thema der griechischen Literatur“ (233-252). ANGELA KASTRIKAKI setzt fort mit dem „Bild der Deutschen in der griechischen Nachkriegsliteratur. Ein Tauziehen politischer Kontrahenten“ (253-266). Panayiota MINI stellt die „Okkupation Griechenlands im griechischen Kino“ (267-284) vor. ULRICH MOENNIG widmet sich unter dem Titel „Wie siamesische Zwillinge“ dem Thema „Widerstand und Bürgerkrieg in der griechischen Nachkriegsliteratur“ (285-310). Das heikle Thema der einheimischen Helfer erforscht ATHANASIOS ANASTASIADIS, „Nicht die Deutschen, unsere eigenen Leute. Kollaborations-Diskurse in der Literatur der Nachgeborenen“ (311-328). Die deutsche Erinnerung an zwei Beispielen analysiert CHRYSOULA KAMBA „Deutsche Kriegsbesatzung auf Kreta und Leros im postmodernen deutschen Roman“ (329-350).

Den 3. Abschnitt „Aufarbeitung oder Gedächtnisausfall“ beginnt MILTOS PECHLIVANOS mit seinem Beitrag „Zum historischen Gedächtnis der Geisteswissenschaften. Die deutsche Neogräzistik und die Okkupation Griechenlands“ (353-372). VOLKER RIEDEL greift das Motiv mit „Die deutsche Besatzung Griechenlands im Werk Franz Führmanns“ (373-390) auf, und HELGA KARRENBROCK setzt es mit „Erhart Kästners Griechenland“ (391-398) fort; NAFSIKA MYLONA schließt sich mit „Delfi und der ‚Mythos des Nationalsozialismus‘. Politisch-religiöse Implikate in Franz Spundas und Erhard Kästners Ortsbeschreibungen“ (399-408) an. WERNER LIERSCH gibt seinem Beitrag zu „Erwin Strittmatters Einsatz in der Ägäis und sein Nachkriegsrealismus“ den Obertitel „Geleugnete Wahrheit“ (409-420). Die Thematik der deutschen Literaten nimmt Chryssoula Kambas auf: „Junge Dichter als Soldat. Die Besatzung Griechenlands bei Walter Höllerer und Michael Guttenbrunner“ (421-452). MARIA BIZA setzt sie mit „Übersetzte Zyklen von Jannis Ritsos. Ein Beitrag zum deutschen Gedächtnis an Okkupation und Widerstand“ (453-466) fort. Dem schließt sich WALTER FÄHNTERS mit „Erasmus Schöfers Roman ‚Tod in Athen‘“ (467-480) an. MARTIN VÖHLERS Beitrag „Die Ägäis als Denkraum Erich Arendts“ (481-493) schließt den 3. Abschnitt und somit den Band.

Der Sammelband behandelt umfassend so vielfältige Aspekte und ermöglicht damit weitgehende Einblicke – die angesichts einer knappen Zeichenzahl gar nicht alle gewürdigt werden können –, dass es schwer fällt, nun ausgerechnet einen nur angerissenen Aspekt als eher fehlend hervorzuheben. Neben dem Geizen mit Karten betrifft dies den „leichten Sande“, auf dem das Konzept der Erinnerungskultur aufgebaut ist. Die Fragen nach den realen militärischen Aufträgen der Deutschen, nach dem Charakter ihrer Herrschaft und nach dem Partisanenkrieg selbst bleiben unterbelichtet. Folglich schleichen sich in einigen Fällen in die Bewertungen lediglich schwarz-weiße Konturen der vorgeblich scharfen Gegensätze Besatzung – Kollaboration – Widerstand, Täter – Opfer und Revisionismus – Anerkennung der Schuld ein. Gab es dazwischen wirklich keine Grauschattierungen? Möglicherweise wurde in der Erinnerungskultur genau damit gearbeitet, aber in einer

wissenschaftlichen Behandlung sollte derlei thematisiert und wenn möglich überwunden werden. Die Klage des Herzogs von Mantua endet: „Doch bitt're Reue wird der empfinden, der nur an eine sich fest will binden“.

Potsdam

Harald Potempa

Sándor HORVÁTH, *Stalinism Reloaded. Everyday Life in Stalin-City, Hungary.* Übers. Thomas COOPER. Bloomington/IN: Indiana University Press 2017. X, 298 S., zahlr. Abb. und Kt., ISBN 978-0-253-02681-1, US-\$ 22,35

Die Késdobáló Bar, untergebracht in einer Baracke in der ungarischen Modellstadt des Sozialismus, Sztálinváros, muss ein Trinkerparadies gewesen sein: Am Nachmittag war die Kundschaft schon schwer illuminiert und ließ sich auch von den Ordnungshütern nicht mehr unter Kontrolle bringen. Passanten mussten sich Beleidigungen anhören oder wurden gar tätlich angegriffen. Schlägereien waren an der Tagesordnung, wobei die unterliegenden Raufbolde zum Fenster hinaus in den Hinterhof expediert wurden, damit die anderen sich wieder dem Suff hingeben konnten – Getränk der ersten Wahl war damals, Anfang der 1950er Jahre, Bier mit Rum. Mitte der 1950er Jahre gelang es der Stadtverwaltung, diese berüchtigte Kneipe zu schließen, aber vergleichbare Lokalitäten unkontrollierten Alkoholkonsums blieben eine Dauererscheinung in der Musterstadt. Während der distinguierte Bürger des Sozialismus zum Fünfuhrtee ins gepflegte „Goldener Stern“-Hotel ging, suchten die ungelerten Arbeiter (und Nicht-Arbeiter) zu ihrem Freizeitvergnügen Orte auf, die so gar nicht den Vorstellungen der kommunistischen Machthaber von einer „kultivierten“ Lebensweise entsprachen.

Sándor Horváths Untersuchung des Alltagslebens in Sztálinváros, der nach dem 2. Weltkrieg nach sowjetischem Vorbild errichteten Modellstadt des Sozialismus in Ungarn, ist voll von solchen Einblicken in die Ambivalenzen des alltäglichen Lebens während der ersten Dekade des Staatssozialismus. Das vorliegende Buch ist die von den des Ungarischen Unkundigen sehnlichst erwartete englische Version der an der ELTE verteidigten Dissertation des Autors, wobei es sich nicht „bloß“ um eine Übersetzung, sondern eine weitgehend revidierte Version der ursprünglichen Publikation handelt.¹ Um es vorweg zu nehmen: Horváth ist eine meisterhafte und mustergültige historische Ethnographie des Staatssozialismus geglückt. Diese bietet nicht nur eine sehr dichte – und immer wieder unterhaltsame – Beschreibung des alltäglichen Lebens in einer mittelgroßen Stadt, sondern kann mit wesentlichen analytischen Einsichten in die Systemqualität des Stalinismus in Ungarn aufwarten.

Am Beispiel von Sztálinváros zeigt sich erneut die Produktivität der historischen Linse auf sog. „sozialistische“ Städte, also Planstädte, die im Zuge der forcierten Industrialisierung sowie als Inkubatoren des „Neuen Menschen“ erbaut worden sind; vergleichbare Arbeiten

existieren über das sowjetische Magnitogorsk von Stephen Kotkin² und das polnische Nowa Huta von Katherine Lebow³. Das besondere Verdienst von Horváth ist, nicht nur die realen Widersprüchlichkeiten, Paradoxien und Ambivalenzen des Versuches der konkreten Realisierung kommunistischer Utopie aufzuzeigen, sondern anhand dieses besonderen Falles Rückschlüsse auf die allgemeinen Charakteristika des Staatssozialismus ungarischer Prägung zu ziehen. Der Untersuchungszeitraum reicht dabei von 1950 bis 1961, als die Stadt in Dunaújváros umbenannt wurde und eine neue Zeit, nicht nur im Namen, anbrach, nämlich der sog. „Gulaschkommunismus“.

Das dem Buch zugrunde liegende Narrativ ist nicht chronologisch organisiert, sondern nach jenen zentralen Problemen, bei denen staatliche Gestaltungsversuche mit sozialen Praktiken kollidierten und daher in jeweils unerwarteten Ergebnissen mündeten. Die alltäglichen Handlungsmuster reichten von Aneignung der offiziellen Vorgaben, über Versuche der Evasion und Ignorierung bis hin zu Subversion. Diese Hauptthemen sind „Identitäten“, „Beziehungen“ und „Hierarchien“. In jedem der drei Felder werden jeweils verschiedene konkrete Handlungsfelder und soziale Räume erörtert, die für das alltägliche Leben ebenso wie das politische Handeln von Bedeutung waren. So liest man im Themenkomplex „Beziehungen“ von Familie, Abtreibung und Scheidung. Der Leser wird somit bis in das Intimleben der Bewohnerinnen und Bewohner von „Stalin-Stadt“ geführt, aber – im übertragenen Sinne – auch in das Intimleben der lokalen Parteikomitees und der Stadtbehörden. Deren Problemwahrnehmungen und Gestaltungsversuche vor dem Hintergrund der dominanten ideologischen Botschaften ihrer Zeit werden vom Autor detailliert geschildert und interpretiert. Die besondere Plastizität der Darstellung rührt dabei von der gekonnten Verwebung individueller Schicksale, sozialhistorischer Daten, politischer Entscheidungsfindungsprozesse und analytischer Reflexionen.

Die einzige Leerstelle ist das Thema Arbeit, was insofern überrascht, als Arbeit nicht nur generell Kern der Vergesellschaftung im Staatssozialismus darstellte, sondern der Ort der Handlung, also Sztálinváros, als Schauplatz sozialistischer (Industrie-)Arbeit konzipiert war. Arbeit ist für eine Reihe der hier verhandelten Fragen – wie Identitäten, Mythologien und soziale Segregation – von hervorragender Bedeutung gewesen, weshalb sich gerade an ihr die komplexen, von „unten“ ebenso wie von „oben“ erzeugten Dynamiken der Produktion des realexistierenden Stalinismus zeigen ließen. Andererseits ist diese Selbstbeschränkung des Autors nachvollziehbar, denn die Integration der Sphäre der Ökonomie hätte das Material für das Buch wohl endgültig unüberschaubar gemacht.

Abgesehen von dieser einen, wesentlich den thematischen Vorlieben des Rezensenten geschuldeten Kritik, kann das Buch nur gelobt werden. Horváth gelingt es zu zeigen, dass die Geschichte der Stadt ganz wesentlich von ihren „normalen Leuten“ geprägt wurde: Arbeiter und Faulenzer, Trunkenbolde und Prostituierte, Männer und Frauen, lokale Bürokraten und örtliche Parteikader. Sie fanden sich verwoben in komplexen Aushandlungsmechanismen. Diese führten einerseits dazu, dass die Ergebnisse der Politik niemals ihren Intentionen entsprachen, andererseits aber Politik und Ideologie auch immer in den sozialen Handlungsfeldern präsent waren. Auf einer soliden empirischen Basis weist Horváth die

Vorstellung einer klaren Trennung von „Staat“ und „Gesellschaft“ zurück – sie müssen als stets ineinander verwobene, aufeinander bezogene Kategorien gedacht werden (3). Die „einfachen“ Menschen konnten die konkreten Formen des Stalinismus mitformen, gleichzeitig formierte der Stalinismus ihre Handlungsmöglichkeiten und -beschränkungen. Eines der überraschenden Ergebnisse der Untersuchung ist, dass gerade dieses Ineinandergreifen dem Stalinismus eine gewisse Flexibilität ermöglichte, so dass sich auf der Ebene des Alltags über das Jahr 1953 hinaus mehr Kontinuitäten als Brüche zeigen. Der Autor bleibt allerdings eine genaue Definition von Stalinismus schuldig – wahrscheinlich hätte er genauso gut von „frühem Staatssozialismus“ sprechen können.

Ein Thema, das die gesamte Untersuchung durchzieht, ist die Frage der sozialen Ungleichheit. An unterschiedlichen Beispielen – sei es die Frage, wo man seine Freizeit verbringt, Kriminalität oder die Nutzung moderner Verhütungsmittel – kann Horváth die Persistenz bzw. Neukonstituierung sozialer Ungleichheit aufzeigen. Die „feinen“ Unterschiede verschwanden im Sozialismus nicht: Während die einen sich mit Rum-Bier besoffen (siehe oben), tranken sich die anderen mit Weißwein einen feinen Schwips an. Die Politik der Partei trug wesentlich zur (Re-)Produktion sozialer Hierarchien bei, teilweise bewusst, teilweise unbewusst. Wenn z. B. eine rigide offizielle Sexualmoral zwischen legitimer und illegitimer Sexualität unterschied, führte dies zur Produktion von Devianz qua Sexualverhalten. Auch in der räumlichen Gestaltung der Stadt spiegelten sich dominante Vorstellungen in Bezug auf die funktionale Bedeutung einzelner sozialer Gruppen wider. Die Instrumentalisierung traditioneller gesellschaftlicher Vorstellungen über Status und Prestige durch den Staat gehörte zu den Faktoren, warum die stalinistische Ordnung eine gewisse Legitimität genoss. Es scheint, als ob die Verwirklichung der kommunistischen Utopie letztlich im Versuch einer kleinbürgerlichen Idylle gemündet hat, deren Verwirklichung wiederum stets an den ökonomischen Knappheiten scheiterte.

Positiv gewendet ist die Studie von Sándor Horváth ein bestechendes Beispiel für die Hartnäckigkeit sozialen Eigensinns, an dem sich selbst ein totalisierender Staat die Zähne ausbeißt. Auch angesichts aktueller autoritärer Tendenzen in Osteuropa mag es beruhigend erscheinen, dass ideologische Borniertheit und staatliches Umgestaltungsbedürfnis ihre Grenzen im Alltag finden. Horváths exzellentes Buch sei daher allen ans Herz gelegt, die das Funktionieren des östlichen Europa und natürlich insbesondere des Staatssozialismus besser verstehen wollen.

Regensburg

Ulf Brunnbauer

¹ Sándor HORVÁTH, *A kapu és a határ*. Mindennapi Sztálinváros. Budapest 2014.

² Stephen KOTKIN, *Magnetic Mountain. Stalinism as a Civilization*. Berkeley/CA 1995.

³ Katherine LEBOW, *Unfinished Utopia. Nowa Huta, Stalinism, and Polish Society 1949-56*. Ithaca/NY 2016.

Georg HERBSTTRITT, Entzweite Freunde. Rumänien, die Securitate und die DDR-Staats-sicherheit 1950 bis 1989. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2016 (Analysen und Dokumente der BStU, 47). 582 S., 32 Abb., 11 Tab., ISBN 978-3-525-35122-2, € 40,–

Der Begriff der „Freundschaft“ war ein zentraler Baustein kommunistischer Rhetorik: Die 1946 gegründete FDJ benutzte den „Freundschaftsgruß“, die Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft wurde bereits 1949 gegründet und gehört damit zu den ältesten politischen Massenorganisationen der DDR, und „freundschaftlich verbunden“ war die DDR zumindest nach offizieller Lesart mit allen sozialistischen Ländern und wurde nicht müde, diese angebliche enge Verbundenheit auch zu zelebrieren. Der oft karikierte Bruderkuss zwischen Breschnew und Honecker gehört in die lange Reihe der offiziösen „unverbrüchlichen“ Freundschaftszeichen.

Dass diese Freundschaft zu den Gründungsmythen der DDR gehörte und weitgehend „erfunden“ war, ist inzwischen von der Fachliteratur aufgegriffen worden.¹ Georg Herbsttritt hat nun im Herbst 2016 eine sehr umfassende Darstellung des Verhältnisses zwischen dem rumänischen Geheimdienst Securitate und dem Ministerium für Staatssicherheit vorgestellt: „Entzweite Freunde“. Wie der Titel suggeriert, war das Verhältnis zwischen beiden kommunistischen Satellitenstaaten unmittelbar nach deren Gründung zunächst gut, bevor es ab etwa 1964 einen einschneidenden Wandel erfuhr. Nachdem die Rumänische Kommunistische Partei erklärt hatte, einen eigenen, nationalen Weg zum Kommunismus zu gehen, lockerte sich auch die Verbindung zwischen den beiden Geheimdiensten und brach 1973 weitgehend ab. Einen verlässlichen Informationsstrom in die eine wie die andere Richtung gab es nicht mehr, Partei- und Staatsführung wie auch der jeweilige Geheimdienst gingen auf Distanz zueinander; die Geheimdienste vollzogen die gegenseitige Abwendung voneinander konsequenter als die Partei- und Staatsführungen sowie andere Institutionen beider Länder.

Der Untertitel „Rumänien, die Securitate und die DDR-Staats-sicherheit 1950 bis 1989“ präzisiert und erweitert Herbsttritts Perspektive erheblich. Herbsttritt ermöglicht auf der Basis von Unterlagen und Dokumenten beider Geheimdienste weitreichende Einblicke in die rumänische Gesellschaft. Dass Herbsttritt Mitarbeiter der Abteilung Bildung und Forschung des Bundesbeauftragten für die Stasiunterlagen ist, weist ihn als exzellenten Kenner der Materie bereits aus und wird in dieser Arbeit noch einmal bestätigt. Dabei versteht er es, gleichsam informativ und unterhaltend die Dokumente vorzustellen.

Die knapp 600 Seiten umfassende Darstellung ist die Neufassung der 2005 in rumänischer Sprache gemeinsam mit dem Bukarester Historiker Stejărel Olaru erschienenen Arbeit „Stasi und Securitate“. Während diese Vorläuferarbeit jedoch allein auf Dokumenten des MfS beruhte, konnte Herbsttritt nun auch in großem Umfang Akten der Securitate einsehen und das Verhältnis beider Staaten, Geheimdienste und Gesellschaften beschreiben und miteinander vergleichen. Für den Leser – Zeitgeschichtler ebenso wie interessierte Laien – ergibt sich ein dichtes Bild, reich an strukturellen Erkenntnissen und angereichert mit zahlreichen Fallbeispielen.

Die sieben Kapitel der Arbeit folgen den drei Phasen im Verhältnis zwischen der DDR und der Volksrepublik Rumänien: 1949 bis 1964 als Phase der planmäßigen Zusammenarbeit, gefolgt von der zunehmenden Distanzierung zwischen 1964 und 1973 und der abschließenden vollkommenen Isolierung beider Sicherheitsinteressen ab 1973 bis zum Umbruch in beiden Staaten Ende 1989.

Dass sich der rumänische Geheimdienst schon unmittelbar nach Gründung der DDR in Ost-Berlin eine legale Residenz schuf und in Ost- wie Westdeutschland agierte, überrascht nicht, bestätigt aber das Bild Berlins als Drehscheibe internationaler Geheimdienste. Die Bedeutung aus Rumänien stammender Spione zwischen Ost und West wie beispielsweise die Siebenbürger Sächsin „Gerda“ ist dabei hochspannend beschrieben.

Das umfangreichste Kapitel ist das 2., das sehr differenziert die Abwendung der Rumänen von der auf die Sowjetunion und das östliche Bündnis ausgerichteten Politik beschreibt und die entsprechenden Auswirkungen auf die Aktivitäten der Staatssicherheit im Detail belegt. Auf insgesamt 130 Seiten trägt Herbstritt Dokumente der Securitate und Staatssicherheit sowie Akten anderer Provenienz aus den Jahren zwischen 1964 und 1989 zusammen – und zieht oftmals aus den Lücken in der Dokumentation aussagekräftige Schlüsse.

Dabei spiegeln diese Dokumente das Leben der Bevölkerung in beiden kommunistischen Staaten eindrucksvoll wider, auch die vereinzelt Kontakte oppositioneller Gruppierungen auf beiden Seiten und aus beiden deutschen Staaten untereinander.

Die Kapitel 4-7 widmen sich den für die Geheimdienste besonders interessanten Gruppen, bspw. der deutschen Minderheit in Rumänien oder DDR-Touristen in Rumänien und deren Beschattung sowie den Flüchtlingen, Emigranten und Auswanderern aus dem Rumänien der 1970er und 1980er Jahre. Namen wie der der Literaturnobelpreisträgerin Herta Müller sind hier wiederholt zu finden. Auch zahlreiche andere bekannte rumänien-deutsche Schriftsteller und Germanisten aus dem Banat und Siebenbürgen finden hier Erwähnung, ebenso führende offizielle Vertreter der deutschen Minderheit wie Eduard Eisenburger, Ernst Breitenstein und Nikolaus Berwanger.

Herbstritts Arbeit bereichert und erweitert die vergleichende Totalitarismus-Forschung um ein erhebliches Stück. Nicht nur im Sinne einer akribischen Auswertung von geheimdienstlichen Dokumenten, sondern gerade auch der offensichtlichen Lücken. Dabei gibt es immer wieder Überraschungsmomente, so wenn Herbstritt beschreibt, dass die Rumänen nach Erkenntnissen der Staatssicherheit Anfang der 1970er Jahre selbst einen kleinen Freikauf DDR-deutscher Flüchtlinge in die Bundesrepublik in Gang gebracht hatten, bevor die DDR auf Drängen der Staatssicherheit hin Rumänien Ende 1972 vertraglich auf eine Beendigung dieser Praktiken verpflichtete.

Herbstritt nennt seine Arbeit „Entzweite Freunde“, aber seine Darstellung geht weit über die bilateralen Beziehungen hinaus und eröffnet den Blick auf eine vergleichende Betrachtung der geheimdienstlichen Politik angrenzender Ostblockstaaten, vornehmlich Ungarns und Bulgariens. Nun drängt sich zwingend die Frage auf, wie diese Geheimdienste in den vier Jahrzehnten ihres Bestehens zusammengearbeitet haben und wie ihr Verhältnis zu den geheimdienstlichen und politischen Vorgaben der KPdSU aussah.

Georg Herbstritt spricht mit dieser Arbeit zwei Interessengruppen an: das fachwissenschaftliche Publikum wie auch interessierte Laien. Die einen werden von der parallelen Darstellung von MfS und Securitate und der umfassenden Wiedergabe zahlreicher Dokumente profitieren, die anderen von den vielfältigen Einblicken in die rumänische Alltagsgesellschaft des Kalten Kriegs bis hin zum Wendejahr 1989. In jedem Fall ist „Entzweite Freunde“ ein außerordentlich lesenswertes Buch.

Berlin

R a h e l F r a n k

¹ Jan C. BEHREND, Die erfundene Freundschaft. Propaganda für die Sowjetunion in Polen und in der DDR (1944-1957). Köln 2005.

Cornel CRĂCIUN, Cinești români al deceniului șapte în revista „Cinema“ [Rumänische Cineasten der Sechziger Jahre in der Zeitschrift „Cinema“]. Sibiu: Editura Techno Media 2013. 392 S., ISBN 978-606-616-101-5, € 28,-

Die wiederholten Erfolge junger rumänischer Regisseure seit den 2000er Jahren auf französischen und deutschen Filmfestivals und die Etablierung einer landesspezifischen Filmrichtung, der „Romanian New Wave“ war nicht nur für die internationale Filmszene eine gehörige Überraschung. Obwohl die Anfänge des rumänischen Films dank Übernahme französischer Technik auf das 19. Jh. zurückgehen – die erste Produktion datiert auf 1897, einer der ersten Historien- und Langfilme entstand 1912 („Independența României“; Aristide Demetriade) –, erreichten Regisseure und Schauspieler erst in den 1940er („O noapte furtunoasă“; Jean Georgescu, 1943) und 1950er Jahren („La Moara cu noroc“; Victor Iliu, 1955) ein ansprechendes filmkünstlerisches Niveau. Die sozialistische Periode besorgte zwar eine starke technische Modernisierung, unterwarf die Filmschaffenden aber freilich den parteidiktierten Kunst- und Denkformen. Waren die 1950er und 1960er noch stark vom stalinistischen sowjetischen Kino geprägt, verfiel die rumänische Filmschule in den 1970ern zunehmend zu einer Artikulationsplattform nationalkommunistischer Ideologie; eine „Nouvelle Vague“ wie in anderen Ostblockstaaten und insbesondere in der Tschechoslowakei, wo bedeutende Meilensteine der Filmgeschichte entstanden, entwickelte sich nicht. Die hieraus resultierende Erstarrung der Kunstformen in den 1980ern blieb bis Ende der 1990er Jahre prägend: Die maßgebenden Regisseure dieser Zeit disqualifizierten sich mit wenigen Ausnahmen bei internationalen Wettbewerben mit ihrem teils konfusen, teils trivialen und überholten Filmverständnis.

Diese Sackgasse der Filmgeschichte wurde von der jungen, in den 1970er und 1980er Jahren geborenen Generation von Filmschaffenden schließlich überwunden. Während Geschichts- und Literaturwissenschaft sich noch nicht von nationalistischen Narrativen ge-

löst hatten, unternahmen sie mit Erfolg die „Demythologisierung“ der Vergangenheit und eine schonungslose, bisweilen auch überzeichnet wirkende Gegenwartsdarstellung durch einen dokumentarischen, minimalistischen Realismus. Der hohe Bedarf an Vergangenheitsbewältigung bei zugleich solider filmischer Ausbildung sowie ein hohes Maß einer von nationalistischen Diskursen distanzierter Kreativität machten diesen Fortschritt möglich. Die internationale Filmszene honorierte dies mit der „Entwicklungshilfe“ regelmäßiger Filmförderungen und Auszeichnungen und unterhält – freilich nicht zu Unrecht – einen bis heute fortdauernden Hype um den neuen rumänischen „Ostfilm“.

Diese gesteigerte Aufmerksamkeit manifestiert sich in einer höheren Zahl an filmgeschichtlichen Publikationen wie dem hier besprochenen Band, der Beiträge der damals in Rumänien wichtigsten Filmzeitschrift „Cinema“ aus den 1960er Jahren zu Filmschaffenden enthält. Crăciun präsentiert ausgewählte, meist zwei- bis vierseitige Interviews und Artikel je kapitelweise von und über Regisseure, Drehbuchautoren, Kameramänner und Filmtechniker. Mit wenigen Ausnahmen – jeder Interessierte am rumänischen Film wird Sergiu Nicolaescu vermissen – kommen dabei die Koryphäen dieses Jahrzehnts zu Wort, darunter Regisseure wie Liviu Ciulei, Victor Iliu, Lucian Pintilie, Ion Popescu Gopo oder der bedeutende Drehbuchautor Titus Popovici.

Beim Lesen der Texte – für deren Auswahl der Herausgeber im kurzen Vorwort kein Konzept oder Kriterium angibt – wird einerseits rasch deutlich, dass diese nur für bewanderte Kenner der jeweiligen Filme als auch der rumänischen Filmgeschichte verständlich sind – ohne Vorkenntnisse ist den zahlreichen Bezugnahmen und Zitaten kaum zu folgen. Andererseits tut sich auch ein Filmhistoriker schwer damit, sich aus den Beiträgen neue Perspektiven zu erschließen: Zu unkritisch, zu ideologiereferentiell, zu sozialistisch korrekt sind die meisten Stellungnahmen der Interviewten als auch die Fragen der interviewenden Journalisten. Ein Beispiel bietet der Regisseur Lucian Bratu: „Die größte Persönlichkeit, welche die Sache des Volkes und dessen Revolution vertritt, ist Lenin“ (65). Die für damalige offizielle Diskurse typische „limba de lemn“ (Holzsprache) durchdringt auch hier unübersehbar den Diskurs. Hinsichtlich Paul Călinescus, der während des Krieges einen faschistischen und 1946 einen monarchistischen Propagandafilm gedreht hatte und im Stalinismus aufgrund seiner unverzichtbaren Erfahrung als Filmexperte vom Regime rehabilitiert wurde, erfährt der Leser im betreffenden Artikel (80f.) nichts weiter außer seiner offiziellen Biographie. Überraschend ist all das nicht, da es sich bei „Cinema“ um eine gleichgeschaltete Zeitschrift handelte, die ebenso wie die Filme einer besonders strengen Parteiaufsicht unterworfen wurde: Dem Film kam im Sozialismus eine wichtige Rolle in der Pädagogik zur Schaffung des „neuen Menschen“ zu. Die Regisseure und Drehbuchautoren adressierten ihre Filme daher in erster Linie an die Partei, welche diese meist mehreren Zensurdurchgängen unterzog. Offizielle Publikationen wie die Parteizeitungen gaben dabei gewissermaßen Gebrauchsanweisungen für Filmkritiker und für die Öffentlichkeit ab, wie der jeweilige Streifen zu rezipieren war. Die Rezeption in „Cinema“ entschied dabei in der Regel über den Erfolg und weiteren Verlauf der Karriere eines Filmemachers. Über allem lag allerdings die Meistererzählung, dass das Regime eine insgesamt international

herausragende Filmindustrie finanzierte. Die Texte, die von Cornel Crăciun überdies nicht kommentiert werden, bieten somit dem Filmhistoriker – der diese teilweise ohnehin bereits kennen dürfte – kaum neue filmgeschichtliche Erkenntnisse, obwohl gerade dies im Vorwort versprochen wird: eine „Perspektive der Evolution ‚in Aktion‘“ der Filmschaffenden, wogegen das äußerst nützliche biographische Lexikon „1234 cineaști români“¹ als steriler und systematisierender „Insektenkasten“ („insectar“) bezeichnet wird.

Die in anscheinend ständiger Sorge und Beachtung der totalitären Zensur entstandenen Texte bieten sich somit eher für einen diskursanalytischen Zugang zur Darstellung des Films durch das Regime an. Dem an einer kritischen Filmgeschichte interessierten Leser seien eher Memoiren wie etwa das geheime Tagebuch von Alexandru Tatos² empfohlen. Zur Qualität der Edition ist überdies anzumerken, dass die Texte, die direkt nach den „Cinema“-Ausgaben abgetippt wurden, äußerst zahlreiche Tippfehler aufweisen. Leider verfügt der Band über kein Register. Verwiesen sei noch darauf, dass Cornel Crăciun parallel zum vorliegenden einen weiteren seitenstarken Band zu Schauspielern als eine weitere Publikation vorlegte.³

Regensburg

Albert Weber

¹ Bujor T. RÎPEANU / Cristina CORCIOVESCU, 1234 cineaști români. Ghid bio-filmografic. București 1996.

² Alexandru TATOS, Pagini de jurnal. București 2010.

³ Cornel CRĂCIUN, Actori români ai deceniului șapte în revista „Cinema“. Sibiu 2013.

Ulrike SCHULT, Zwischen Stechuhr und Selbstverwaltung. Eine Mikrogeschichte sozialer Konflikte in der jugoslawischen Fahrzeugindustrie 1965-1985. Münster, Boston/ MA: LIT Verlag 2017. 358 S., ISBN 978-3-643-13690-9, € 59,90

Nach einer bis in die 1980er anhaltenden Faszination für das Phänomen der jugoslawischen Selbstverwaltung seitens der jugoslawischen und westeuropäischen Industrie-soziologie kam die Arbeitsforschung dieser Region zeitgleich mit dem postulierten „Ende der Geschichte“ zum Erlahmen. Südosteuropa ist hier kein Einzelfall¹; bedingt durch Krieg und der damit verbundenen Konjunktur von Nationalismusforschung kam es allerdings zu einer zusätzlichen Verspätung des historiographischen Interesses an Arbeitern und Arbeiterinnen im jugoslawischen Sozialismus, die erst in den letzten Jahren aufgeholt wird.²

Ulrike Schult greift in ihrem Buch die beiden zur Legitimierung des jugoslawischen Staatsapparats wesentlichen Idealtypen „Arbeiterselbstverwaltung“ und „Arbeiterklasse“ auf und dekonstruiert sie in ihrer praktischen Widersprüchlichkeit und internen Fragmentierung. Zur Analyse der sich daraus ableitenden sozialen Konflikte bieten sich Mikrostudien auf der Betriebsebene an. Schult wählt mit dem Industriekomplex „Zavodi Crvena zastava“ im

serbischen Kragujevac und „Tovarna avtomobilov in motorjev (TAM)“ im slowenischen Maribor zwei Großbetriebe aus derselben Branche – dem Fahrzeugbau. Sie leistet damit auch einen Beitrag zur historiographischen Fundierung dieses emblematischen sozialistischen Produktionszweiges, der in den letzten Jahren immer wieder von den Sozialwissenschaften aufgegriffen wird.³ Beides sind Großunternehmen – 6 000 Beschäftigte in TAM und 25 500 Beschäftigte in Zastava (1970) – und stellen die größten Unternehmen in den jeweiligen Städten. Den Untersuchungszeitraum wählt Schult von der Wirtschaftsreform 1965 bis in die tiefe Wirtschafts- und Legitimationskrise der jugoslawischen Arbeiterselbstverwaltung 1985.

Die Betriebsarchive bilden die Grundlage der mikrohistorischen Untersuchung. Leider hat die Autorin zwar Zugang zum zentralen Archiv der Zastava-Werke, das alle Unterlagen zur Gesamtbetriebsebene umfasst, aber nicht zum Archiv des größten Betriebsteils, der Autofabrik Zastava. Die Autorin wählt als Ausweichbestand das Archiv des Betriebssteils Zastava-Nutzfahrzeugfabrik. Das ist einerseits aus Gründen des Prestiges des für die Produktion der Yugo-Serie bekannten Betriebsteils bedauerlich, verstärkt aber sogar die Vergleichbarkeit mit dem slowenischen Betrieb. Leichter gestaltet sich der Zugang zum Werksarchiv der TAM, allerdings enthält er kaum Protokolle von Sitzungen des zentralen Arbeiterrats. Eine wesentliche Bedeutung kommt den Fabrikszeitungen zu, die für Schult einen „beobachtbaren Teil der offiziellen Betriebsöffentlichkeit“ (31) darstellen. Zudem konsultiert sie die Archive der Massenorganisationen und des Gerichts der vereinten Arbeit.

Zur Fokussierung der sozialen Konflikte innerhalb der Belegschaft greift Schult wesentlich auf Alf Lüdtkes Konzept von „Herrschaft als sozialer Praxis“ (15) zurück, in welchem Macht nicht bipolar gedacht wird, sondern als Kräftefeld, in dem alle Akteure über gesonderte Ressourcen verfügen. Konzeptuell bezieht sie sich in ihrer besonderen Thematisierung formaler und informaler Interessensdurchsetzung auf Thomas Welskopp's Beschreibung des Betriebs als „soziales Handlungsfeld“ und als „Doppelwirklichkeit“ (17).

Die sozialen Konflikte, die Schult untersucht, beziehen sich vor allem auf die Interessensvertretung in der Selbstverwaltung und auf die Verteilung von Lohn und Wohnraum. Im 1. Analysekomplex widmet sich die Autorin den formalen Wegen die Interessen in diesen Bereich durchzusetzen, wobei „formal“ den Rahmen der Selbstverwaltung bezeichnet. Sie stellt fest, dass qualifiziertes Personal in Produktion und Verwaltung durch eine starke Vertretung in den Massenorganisationen und in den Selbstverwaltungsgremien begünstigt war. Frauen, Migrantinnen und Niedrigqualifizierte hingegen waren in diesen Gremien unterrepräsentiert.

Man muss dieser Arbeit zu Gute halten, dass neben der Arbeiterselbstverwaltung bisher wenig erforschte Gremien einer Untersuchung unterzogen werden: die Arbeiterselbstverwaltungskontrolle und Gerichte der vereinten Arbeit. Beide Organe sollten ab den 1970er Jahren die Arbeiterselbstverwaltung „in einem normativen System, das die Diffusion von Verantwortung begünstigte“ (131) legitimatorisch festigen. Schult konstatiert allerdings, dass auch die Kontrollorgane die sozialen Benachteiligungen nur repetierten. Rhetorische Anerkennung, wie etwa in den Betriebszeitungen, sollte zum Teil diese Ungleichheiten kompensieren und damit stabilisieren.

Neben den formalen Wegen konnten die Arbeiter und Arbeiterinnen auf eine Palette informeller Praktiken wie klientelistischer Praktiken, Fluktuation und Toleranz von Disziplinübertragungen zurückgreifen. Diese beschreibt Schult im 2. Analysekomplex des Buches. Sie zeigt, dass auch der Zugang zu informellen Praktiken ungleich verteilt war und sie so nur zu einer verstärkten Hierarchisierung im Betrieb beitrugen. Auch Streiks, die als Instrument abseits der Arbeiterselbstverwaltung niemals institutionalisiert wurden, deren Existenz aber anerkannt war, können als informelle Praktik bezeichnet werden. Schult attestiert eine „relative Toleranz“ (232) gegenüber Streiks, die sie damit erklärt, dass die Dezentralisierung innerhalb der Betriebe, als Folge der Verfassungszusätze von 1971, zu einer Atomisierung von Protesten führte, die soziale Unruhen ausreichend entschärfte. Gewerkschaften und die Lokalpolitik sollten der Verfassung von 1974 zufolge im Konfliktfall vermitteln. Schon wie in „Titos Brief“ 1972 ist laut Schult hier ein Wille zu erkennen, Unzufriedenheit aufzugreifen und zu kanalisieren. Dass Streiks durchaus erfolgreich sein konnten, bewies ein angedrohter Streik bei TAM 1968, der sich gegen ein Importabkommen mit der DDR über 800 IFA-Lastwagen richtete. Nach der Androhung eines 15-minütigen, von der Gewerkschaften unterstützten Streiks gelang es, den Import von Lastwagen zu vereiteln.

Die Arbeit liefert wertvolle Hinweise zur Erforschung der wirtschaftlich bedingten Zäsur von 1980. Die zeitgenössische Arbeitsgeschichte versucht im Augenblick, die Transformationen der jugoslawischen Arbeitswelt, die bisher ganz an die institutionellen Reformen des Selbstverwaltungssystem gekoppelt waren, auf Betriebsebene neu zu periodisieren. Von wirtschaftspolitischen Reformen unabhängig, zeigt sich in der Untersuchung eine deutliche Zäsur in der Wirtschaftskrise der frühen 1980er. So führten die Einführung einer außerbetrieblichen Kontrolle und die verstärkte gegenseitige Beobachtung der Betriebsteile zu einer rigorosen Einhaltung der Lohnfonds. Zudem wuchs auch der Druck auf das Leitungspersonal in Betrieben, Fehlverhalten nicht nur entmachteter, sondern erstmals auch mächtiger Belegschaftsmitglieder zu disziplinieren. Dabei ist eine Periodisierung „from below“ konzeptuell immer problematisch und kann, wenn überhaupt, einzig auf dem Weg von Fallstudien und ihrer Kombination gewonnen werden.

Ein weiterer wesentlicher Beitrag Schults besteht in den – wenn auch noch immer zu wenig konsequent umgesetzten – Versuchen, die Rolle der Partei in den Betrieben zu beleuchten, in dem sie auf Organe der Betriebsparteiorganisationen, der Lokalpolitik und des gesellschaftlichen Buchführungsdienstes eingeht. Solche Forschung gibt es für den staatssozialistischen Fall,⁴ in dem die Betriebe einem parteilich-direktiven Programm folgten. Freilich ist der jugoslawische Fall hier komplexer – was aber nicht heißt, dass das Verhältnis nicht in dichter Beschreibung fokussiert werden könnte.

Bei all den Stärken der vorliegenden Untersuchung möchte ich zwei Mängel in den Anwendung des Welskoppischen Konzepts des Betriebs als „soziales Handlungsfeld“ beanstanden. Erstens macht eine solche Beschreibung des Betriebs eine Berücksichtigung sämtlicher Akteure notwendig. Dabei gerät hier das Management zu kurz. So gibt es keinen Bezug zu Lydalls These, dass es die Maxime der Verfassungsreform von 1974 gewesen wäre, die Position des Managements einzuschränken, welches im Marktsozialismus überhand ge-

nommen hätte.⁵ Wir erfahren wenig über die Rolle der Betriebsleitung in den formalen und informalen Konfliktaustragungen. Wenn etwa die Rede von dem neuen Willen, Disziplinarverfahren auszusprechen oder qualifizierte Arbeiter mit höheren Löhnen zu locken, ist, impliziert das zweifellos das Interesse der Direktion. Dadurch, dass Schult das nicht klar formuliert, wird der konzeptuelle Ansatz von Herrschaft als sozialer Praxis schwammig. Das Betriebsinteresse wird lediglich als unscharfes kollektives Interesse der Belegschaft, nicht aber als akteurhaftes Interesse eines Direktors mitbeschrieben.

Zweitens bleibt der Versuch, Legitimität als Kraft hinter den sozialen Konflikten zu analysieren, unkonkret. Leider legt die Autorin kein Konzept vor, wie sie den Begriff der Legitimität versteht. Eine stärkere Einbeziehung neoinstitutionalistischer Ansätze könnte den Argumenten der Autorin weitere Schärfe verleihen.

Regensburg

Peter Wegenschimmel

¹ Sabine RUTAR, Towards a Southeast European History of Labour. Examples from Yugoslavia, in: DIES. (Hg.), *Beyond the Balkans. Towards an Inclusive History of Southeastern Europe*. Wien, Berlin 2014, 323-356.

² Einige Fallstudien: DIES., Containing Conflict and Enforcing Consent in Titoist Yugoslavia. The 1970 Dockworker's Strike in Koper, *European History Quarterly* 45 (2015), 275-294; Igor STANIĆ, Što pokayuje praksa? Presjek samoupravljanja u brodogradilištu Uljanik 1961-1968, *Časopis za suvremenu povijest* 46 (2014), 453-474; Chiara BONFIGLIOLI, Gender, Labour and Precarity in the South East European Periphery. The Case of Textil Workers in Štip, *Contemporary Southeastern Europe* 1 (2014), 7-23.

³ Petr PAVLÍNEK, A Successful Transformation? Restructuring of the Czech Automobile Industry. Heidelberg 2008; Ulrich JUERGENS / Martin KRZYWDZINSKI, Work Models in the Central Eastern European Car Industry. Towards the High Road?, *Industrial Relations Journal* 40 (2009), 471-490.

⁴ Maciej TYMIŃSKI, PZPR i przedsiębiorstwo. Nadzór partyjny nad zakładami przemysłowymi 1956-1970 nadzór partyjny nad zakładami przemysłowymi 1956-1970. Warszawa 2001.

⁵ Harold LYDALL, *Yugoslav Socialism. Theory & Practice*. Oxford 1984.

NACH 1990

Valeska BOPP-FILIMONOV, Erinnerungen an die „Nicht-Zeit“. Das sozialistische Rumänien im biographisch-zeitgeschichtlichen Gedächtnis (1989-2007). Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2014 (Balkanologische Veröffentlichungen, 61). 350 S., ISBN 978-3-447-10142-4, € 54,-

Bereits in anderen Zusammenhängen ist festgestellt worden, dass die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Erinnerung an die sozialistische Periode in den Kulturen Südosteuropas nach 1989 nicht im Mittelpunkt steht. Diese Aussage, die das kollektive Gedächtnis betraf, gilt umso mehr für die individuelle Erinnerung. Die Arbeit von Valeska Bopp-Filimonov, die von der Fakultät für Geschichte, Kunst- und Orientwissenschaften der Universität Leipzig 2011 als Dissertation angenommen wurde und in die in einem kongenialen und sich ergänzenden Zusammenspiel Anregungen von mehreren Forschungs- und Arbeitsstätten eingeflossen sind (neben Leipzig sei noch Aachen erwähnt), füllt diese Leerstelle in der Forschungslandschaft und legt die Messlatte für künftige Arbeiten bereits sehr hoch an.

In einer konsistenten Einleitung wird zunächst der Untersuchungsgegenstand dargelegt und die Forschungsfrage formuliert, die übergreifend lauten könnte: Wie erzählen Menschen ihre Erinnerungen an die sozialistische Zeit in Rumänien? Dabei spielen öffentliche und individuelle Erinnerungen eine Rolle. Der sich anschließende Stand der Forschung ist dreigliedert. Zunächst werden Arbeiten zu kollektivem und individuellem Gedächtnis thematisiert, es folgen Forschungen zur Erinnerungskultur Ost- und Südosteuropas und schließlich zur Geschichte und Erinnerung im Rumänien nach 1989/1990.

Eine intensive Methodendiskussion und die darauf aufbauende Analyse sind die Markenzeichen dieser wissenschaftlichen Untersuchung. Innerhalb einer dichten Beschreibung zieht die Verfasserin unterschiedliche Quellen heran. Im Mittelpunkt stehen lebensgeschichtliche Interviews. Den Interviewpartnern nähert sie sich mit Hilfe der soziologischen Biographieforschung und die Interviews werden u. a. auch anhand der „objektiven Hermeneutik“ gelesen; Ziel ist eine „Rekonstruktion von Bedeutungsmöglichkeiten“. Dabei greift die Autorin immer wieder auf Kontexte zurück. Die Kontextualisierung ist überhaupt ein zentraler Begriff in der gesamten Arbeit.

Die individuellen Interviews werden in den familiären Zusammenhang eingebunden. In der Familie konzentriert sich das Gruppengedächtnis, in das auch öffentliche Diskurse mit einfließen. Dabei werden auch Selbstzeugnisse und Medien einbezogen, die im Gespräch thematisiert wurden. Diese Herangehensweise erscheint Bopp-Filimonov gerade angesichts von „gelenkten Öffentlichkeiten“ plausibel. Sie spricht in diesem Zusammenhang allerdings von „diktatorischen Gesellschaften“ (43) und nicht von diktatorischen Regimen. Waren die Gesellschaften diktatorisch?

In die intensiv reflektierte Vorgehensweise wird die Gliederung begründet eingebunden. Den Lebensgeschichten und Erinnerungen ist eine sprachlich-diskursive Einführung in

die postsozialistische Erinnerungslandschaft Rumäniens vorangestellt. Die Biographiekonstruktion erfolgt unter Berücksichtigung der historischen Rahmenbedingungen, die Erzählung der Biographie unter Einbeziehung prägender persönlicher Erlebnisse. Bei der Analyse des Bezugsrahmens der Selbstdarstellung werden weitere Quellen hinzugezogen.

In der Arbeit werden zwei Stränge zusammengeführt, die Ebene des öffentlichen Diskurses, die öffentlich-staatliche Erinnerung, sowie die individuellen Lebensgeschichten. Obwohl in der Erläuterung der Methode die Vorgehensweise bereits deutlich geworden ist, werden noch einmal zusätzlich in einem gesonderten Kapitel „Aufbau und Lesarten der Arbeit“ dargelegt. Im Hauptteil werden Wiederholungen als bewusstes Mittel eingesetzt. Der Autorin geht es um eine Vertiefung, ein „abgesichertes Verstehen“ und die Offenlegung der Methode. Auf diese Weise will sie im ethnographischen Sinn „dem Subjekt durch vielschichtige Kontextualisierungsschritte“ gerecht werden und „Erinnerungsaufschichtungen und Zitationen aus „Fremd-Diskursen“ aufzeigen. Die vielfachen reflektierenden Zwischenschritte auf dem Weg zur Analyse stehen für eine komplexe Vorgehensweise.

Die Interviews beschränken sich nicht auf Erfahrungen aus der Zeitspanne des sozialistischen Rumäniens; der Erfahrungs- und Bezugsrahmen der Interviewpartner, die im Mittelpunkt stehen, geht weit darüber hinaus. Aus lebensgeschichtlicher Perspektive erscheint es somit sehr spannend zu verfolgen, wie die einzelne Person die sozialistische Zeitspanne in ihr Leben einordnet und diese deutet. Nach den sehr ausführlichen methodischen Reflexionen, die auch die theoretische Erläuterung der einzelnen Arbeitsschritte im Fall eines lebensgeschichtlich-narrativen Interviews einbezieht, wäre es allerdings sinnvoll gewesen, dem Leser zumindest anhand eines Interviews auch zu eröffnen, mit welchem konkreten Anliegen die Autorin an ihre Interviewpartner herantreten ist, d. h. wie die Einstiegsfrage zur Erzählaufforderung konkret lautete.

Im Rahmen einer diskurstheoretischen Annäherung wird im 2. Kapitel der Umgang mit der sozialistischen Zeitspanne in den Jahren von 1998 bis 2006 dargelegt. Das Kapitel dient zum einen der Hintergrundinformation: Der Kontext wird skizziert, in dem die Interviewpartner leben. Zum anderen werden Materialien zur Darstellung genutzt, die auch den Personen, mit denen Gespräche geführt wurden, bekannt waren. Die Kultur der Erinnerung an die Zeit vor 1989 wird geschickt am Beispiel des Umgangs mit dem Begriff „Kommunismus“ in der politischen Sprache verfolgt. Dabei dienen die bekannten Zäsuren als Vorlage: die Herrschaftszeit Ion Iliescus, das Zwischenspiel der Demokratischen Konvention sowie die Amtszeit des Präsidenten Traian Băsescu. Darin werden weitere Termini abgeklopft, die in der untersuchten Periode fallen: der „rote Faschismus“ (Ion Antonescu und der Holocaust), die „Antikommunisten“ nach 1996 sowie die „two-communist-episode“ nach 2004. Eine Rolle in den Überlegungen spielt auch der Umbruch im Dezember 1989 als umstrittener Erinnerungsort. Von dieser Grundlage aus fragt Bopp-Filimonov, wie sehr sich diese Auseinandersetzungen im öffentlichen Raum im biographischen Erzählen niedergeschlagen haben. Wie kann über eine Zeit auf individueller Ebene geredet werden, die im öffentlichen Diskurs verdrängt wird?

Die zwischen 2005 und 2007 geführten, insgesamt 45 Interviews wurden sorgfältig transkribiert; vielfach wollen ausführliche Zitate die jeweilige Person zu Wort kommen lassen und zugleich die Arbeit der Verfasserin nachvollziehbar erscheinen lassen. Aus der großen Anzahl an geführten Interviews werden die Erinnerungen in drei Bukarester Familien ausführlich vorgestellt.

Als Interviewpartner dienten ein 66-jähriger Literaturwissenschaftler, sein 37 Jahre alter Sohn, ein Priester (69 Jahre) und dessen Tochter (29 Jahre). Ein 3. Fallbeispiel musste ausfallen, nachdem die Betroffenen die Einwilligung zur Verwendung des Materials zurückzogen. In dieser Leerstelle reflektiert die Autorin diesen Vorgang auf einer Metaebene und zeigt Rahmenbedingungen und Grenzen von Oral history in einer von Konspiration und Misstrauen geprägten Umbruchszeit auf.

Die Erinnerungen des 66-jährigen Literaturwissenschaftlers beziehen auch die Zeit vor dem kommunistischen Regime mit ein. Damit waren zugleich auch die enttäuschten Hoffnungen verbunden, nach 1989 daran anknüpfen zu können. Ansonsten wurde er in der sozialistischen Zeit geformt. Die Verfasserin konzentriert sich bei der Biographie auf die historischen Bedingtheiten und Möglichkeiten von Intellektuellen im Sozialismus und Postsozialismus sowie die Selbstzuschreibungen. Der Sohn erinnert sich vielfach an die Periode nach 1945 durch die Erzählungen der Eltern. Besonders komplex ist die Person des Priesters, dessen Karriere im Sozialismus begann, der sich dann aber als Geistlicher aus den politischen Institutionen zurückzog. Die Tochter schließlich tat sich schwer mit einer Positionierung zum Thema „Kommunismus“. Die einzelnen Sequenzen werden hilfreich durch Zwischenfazit zusammengefasst. Diese machen das Ganze zusätzlich les- und verstehbar.

In einem letzten großen Teil des Hauptkapitels werden die Informationen aus den Interviews mit dem Kontext zusammengebracht und analysiert. Die Autorin interessiert dabei aus den geführten Interviews – hier werden noch weitere Interviews verarbeitet – die regionale Herkunft der Gesprächspartner (neben Bukarest noch Temeswar/Timișoara und Alexandria), Aspekte des familiären Generationengedächtnisses nach 1989, das Thema Faschismus in Rumänien und damit auch die Zwischenkriegszeit in der Erinnerung sowie der Zusammenhang von Erinnerungen und Emotionen. Im letzten, sehr spannenden Punkt bilanziert Bopp-Filimonov ihre Beobachtungen, nämlich dass in den Erinnerungen über die sozialistischen Jahre die Trauer fehle. Resümierend werden die Ergebnisse der Arbeit noch einmal pointiert zusammengeführt und schließlich die „Nicht-Zeit“ als „vielschichtiges und komplexes Gebilde“ charakterisiert. Im Anhang dieser überaus sorgfältig verfassten und intensiv reflektierten Arbeit findet der Leser außerdem eine Übersicht über alle geführten Interviews sowie die Transkriptionszeichen, mit deren Hilfe auch die zitierten Interviewstellen in der Arbeit entschlüsselt werden können. Valeska Bopp-Filimonov schreibt in ihrer Arbeit viel von „Sprachspielen“ und „Sagbarkeitsregeln“. Ihr eigener Schreibduktus, ihr Spielen und Experimentieren mit Sprache, die wissenschaftliche Redlichkeit und Transparenz stellen einen intellektuellen Genuss und eine Anregung, daran anzuknüpfen, dar.

Geist hinter Gittern. Die rumänische Gedenkstätte Memorial Sighet. Hg. Katharina KILZER / Helmut MÜLLER-ENBERGS. Berlin: Frank & Timme 2013 (Forum: Rumänien, 16). 213 S., mehrere Abb., ISBN 978-3-86596-546-2, € 29,80

Gedenkstätten nehmen in unserer Gegenwart als Orte der Erinnerung, des Gedenkens und gegen das Vergessen einen zentralen Platz ein. Dies gilt in besonderer Weise für Gedenkstätten, in denen totalitäre Herrschaften das Thema sind. Während sich in Deutschland eine regelrechte Gedenkstätten-topographie und -pädagogik entwickelt hat, ist das andersorts nicht so. Rumänien, das nicht nur den „linken“, sondern auch einen „rechten“ Terror durchleben musste, steht damit noch am Anfang. Umso wichtiger ist eine Publikation, wie die vorliegende, zur Gedenkstätte Sighet. Anders als mehrere Gedenkstätten mitten in Berlin befindet sich Sighet (vollständiger Name „Sighetul Marmăției“) in der äußersten nordwestlichen Ecke des Landes, 2 km entfernt von der Grenze zur heutigen Ukraine; weiter weg von der Hauptstadt Bukarest ist kaum möglich.

Der Sammelband, herausgegeben von Unterstützern der rumänischen Gedenkstätte, bietet in gewisser Weise einen Rückblick auf Geleistetes, eine Bilanz. Das Erscheinungsjahr 2013 stellt den 20. Jahrestag der Gründung des Museums- und Forschungskomplexes Memorial Sighet dar. Die Autorinnen und Autoren der Beiträge stammen allesamt aus dem engen Kreis der Unterstützer des Projekts. Neben den Gründern im engen Sinn, dem Schriftstellerehepaar ANA BLANDIANA und ROMULUS RUSAN, zählen Weggefährten der ersten Stunde wie STÉPHANE COURTOIS und PATRICK MOREAU dazu oder die Träger und Teilnehmer der Symposien und der Sommerschule in Sighet (ALEXANDRU ZUB, DENNIS DELETANT, KARL-PETER SCHWARZ, HANS BERGEL, PIERRE HASSNER, ULRICH BURGER, IOANA BOCA, VLADIMIR BUKOVSKI, EDWARD KANTERIAN, SVEN-J. IRMER).

Der Band weist eine grobe ungleiche Zweiteilung auf. Der überwiegende Teil der Beiträge enthält Reflexionen der Autoren über Sighet als Gefängnis wie Gedenkstätte und v. a. darüber, wann und wie sie selbst erstmalig mit der Gedenkstätte in Kontakt gekommen sind. In den engagierten Ausführungen kommen immer wieder Ana Blandiana und Romulus Rusan zu Wort bzw. werden vielfach erwähnt und im Zusammenhang mit der Entwicklung des vergessenen Ortes zur Gedenkstätte porträtiert. Dabei geht es um die „Wiederherstellung des kollektiven Gedächtnisses“ (Ana Blandiana), um die Positionierung von Sighet als „Gedächtnis der Nation“ (Katharina Kilzer) oder als „lebendiges Museum“ (Romulus Rusan). Hinter so mancher Zeile steckt viel Herzblut, wird der Einsatz für die Gedenkstätte Sighet regelrecht spürbar, so z. B., wenn vom Aufdecken „der“ Geschichte oder „der wahren“ Geschichte geschrieben wird. Daneben finden sich aber auch Reflexionen, die präzisieren, es handele sich bei Sighet um die Geschichte der Opfer (Dennis Deletant). Auch wird über die verschiedenen Facetten der Gedenkstätte nachgedacht (Alexandru Zub). Spannend und erkenntnisreich wäre es, Sighet mit Gedenkstätten in anderen Ländern Europas zu vergleichen.

Darüber hinaus enthält der Leser aber auch einen Einblick in den Aufbau der Gedenkstätte als Museum. Spannend ist in den Ausführungen von HELMUT MÜLLER-ENBERGS ZU

lesen, wie und warum die einzelnen Räume als Ausstellungssäle ausgewählt wurden und was sie enthalten.

Zu den historisch-wissenschaftlichen Beiträgen über den Kommunismus in Rumänien zählen die archivgestützten Ausführungen von Ulrich Burger über die „Mark Ethridge-Mission“ in Rumänien im Herbst 1945 sowie von Ioana Boca über die Folgen der Studentenrevolte im Herbst 1956.

Außerdem finden sich in dem Band auch Wiederabdrucke von markanten Beiträgen aus Zeitungen. Hans Bergel pointiert in seinen Ausführungen, die 2012 in der Siebenbürgischen Zeitung erschienen sind, den Weg der Regimekritikerin Blandiana und die Bedeutung von Sighet als „Forschungs-, Ausstellungs-, Museums- und Tagungsstätte“. Edward Kanterian betont die zentrale Bedeutung von Sighet für die Aufarbeitung des Kommunismus in Rumänien. Die Zeilen wurden bereits 2002 in der Neuen Zürcher Zeitung gedruckt. Wertvoll sind auch die Zeitzeugenberichte. So beschreibt Ana Blandiana die Umstände zur Zeit des Verfassens ihres Romans „Applausmaschine“. Vladimir Bukovski erzählt aus seinem Leben, insbesondere über Ereignisse aus den Jahren 1953 (Tod Stalins und die Zeit unmittelbar danach) und 1956 (Revolution in Ungarn und Auswirkungen auf Rumänien).

In den Nachworten von Romulus Rusan und Sven-J. Irmer wird zum einen ein Plädoyer für Sighet als „Denkmal gegen das Vergessen“ laut. Zum anderen wird die Bedeutung der Sommerschule in Sighet für die junge Generation hervorgehoben.

Die Bedeutung dieses Sammelbandes, der eine ganze Reihe von Abbildungen über Sighet sowie Veranstaltungen in Sighet und im Anhang u. a. ein Verzeichnis mit einer Auswahl an grundlegender Literatur enthält, liegt zum einen auf einer symbolischen Ebene, nämlich der Verankerung der Präsenz von Sighet im Bewusstsein. Zum anderen steckt in dem Band eine ganze Menge Geschichtskultur (d. h.: Wie erfolgt der Umgang mit Geschichte im Allgemeinen und mit Sighet im Besonderen?).

Mainz

Hans-Christian Maner

Fred C. ABRAHAMS, *Modern Albania. From Dictatorship to Democracy in Europe.*

New York, London: New York University Press 2015. XII, 345 S., zahlr. Abb. und Kt., ISBN 978-1-4798-3809-7, US-\$ 25,-

Albanien hat sich 1990 als letztes europäisches Land auf den Weg des Systemwechsels begeben. Diese Phase der Transition ist in mancherlei Hinsicht immer noch im Gange. Menschenrechtsorganisationen wie Freedom House und Reporter ohne Grenzen bescheinigen dem Land – mit nicht immer transparenten Kriterien – erhebliche Defizite im Bereich der Menschen- und Bürgerrechte, und der Status des Beitrittskandidaten zur Europäischen Union, den Albanien nach langer Wartezeit 2014 erhalten hat, darf nicht

darüber hinwegtäuschen, dass es wesentliche politische und wirtschaftliche Kriterien für eine Vollmitgliedschaft nicht erfüllt. Die überwiegend negativen Erfahrungen mit Bulgarien und Rumänien und die derzeitige Schwäche der EU nach der Brexit-Entscheidung lassen auch nicht erwarten, dass die verbleibenden 27 Mitgliedsländer ihre Ansprüche an neue Beitrittsländer herunterschrauben.

Der US-amerikanische Menschenrechtsaktivist Fred C. Abrahams ist nicht der erste Ausländer, der sich um eine konzise Darstellung des letzten Vierteljahrhunderts albanischer Geschichte bemüht. Die Briten James Pettifer und Miranda Vickers haben mit „Albania. From Anarchy to a Balkan Identity“¹ und „The Albanian Question. Reshaping the Balkans“² eine kritische Haltung gegenüber dem Regime von Sali Berisha (Staatspräsident 1992-1997, Ministerpräsident 2005-2013) bezogen, während Elez Biberaj es in „Albania in Transition. The Rocky Road to Democracy“³ eher verteidigte. Als rein chronologische, nicht analytische Datensammlung hat der Rezensent eine dreibändige „Chronologie eines albanischen Vierteljahrhunderts (1990-2015)“⁴ vorgelegt.

Abrahams war seit 1993 ständig in Albanien, sehr nah an den Ereignissen und berichtet als Augenzeuge, stützt sich aber auch auf zahlreiche Gespräche und Interviews, Presseartikel, Internetquellen, wissenschaftliche Studien und „graue Literatur“; er liest und spricht Albanisch. Er stellt das eigene Erleben aber (abgesehen vom Vorwort) nicht in den Mittelpunkt, sondern das Land und seine Menschen.

Seine Darstellung setzt mit Enver Hoxhas Tod 1985 ein, der Befürchtungen und Hoffnungen zugleich weckte. Der neue Parteichef Ramiz Alia versuchte in den folgenden fünf Jahren, das System mit systemimmanenten Reformen zu stabilisieren, geriet aber immer mehr ins Kreuzfeuer zwischen konservativen Kommunisten, die (völlig zu Recht) jeden Wandel als Anfang vom Ende ansahen, und einer immer unzufriedeneren Bevölkerung, die sich angesichts des Wandels im Ostblock und des Blicks auf die Konsumgesellschaften des Westens via Fernsehen nicht mehr mit der Stagnation und Rezession der Wirtschaft und damit ihres Lebensstandards abfinden wollten. Abrahams teilt viele – bisher wenig bekannte – Details aus dem Wendejahr 1990 mit, in dem mehr geschah als die Flucht tausender Menschen in die westlichen Botschaften im Juli und die Studentenbewegung im Dezember, die in die Etablierung des politischen Pluralismus mündete.

Der Autor bestätigt, dass die Regierung zunächst erfolgreich versuchte, die Protestbewegung und die neuen Parteien und Verbände zu kontrollieren, aber bald die Zügel aus der Hand geben musste. Angesichts der bisher umfassenden Repression konnte sich in Albanien keine Dissidentenbewegung etablieren, aus deren Reihen die neue Elite hätte kommen können; es waren etablierte und systemnahe Intellektuelle wie der Arzt Sali Berisha und der Kunsthistoriker Aleksandër Meksi, die den Ton angaben.

Der Sturz der Hoxha-Denkmal, die erste pluralistische Wahl von 1991, die die Kommunisten hoch gewannen, weil die neuen Kräfte auf dem Lande noch nicht organisiert waren, ein Generalstreik, die Bildung einer Allparteien-Koalition, deren Bruch und die Spaltung der Partia Demokratike e Shqipërisë (Demokratische Partei Albaniens, PD) waren

Etappen zum Wahlsieg der PD 1992, der Alia endgültig in Rente und bald ins Gefängnis schickte und Berisha und Meksi zu den wichtigsten Staatsämtern verhalf.

Aus dem Hoffnungsträger Berisha wurde jedoch sehr bald ein autoritärer Staats- und Parteiführer, der keine innerparteiliche Opposition zuließ. Abrahams bemüht sich um kritische Distanz gegenüber den albanischen und internationalen Akteuren und versucht, ihren Beweggründen und ihrem Handeln gerecht zu werden.

Als US-Amerikaner hat der Autor auch gute Kontakte zu den äußerst einflussreichen US-Botschaftern und anderen Diplomaten, die ihm wichtige Informationen und Unterlagen zur Verfügung stellten. Die Dynamik der westeuropäischen Länder in ihrem Handeln gegenüber Albanien und Kosovo kommt bei ihm hingegen kaum vor, obwohl inzwischen eine reiche Memoirenliteratur westlicher Politiker vorliegt, in denen diese Fragen angesprochen werden. Der Autor wirft der US-Regierung wie den europäischen Regierungen vor, den Machtmissbrauch der Berisha-Regierung toleriert zu haben, weil in den 1990er Jahren eine Rückkehr der früheren Kommunistischen Partei, die sich 1991 als Sozialistische Partei (PS) neu konstituiert hatte, als größeres Übel erschien. Dies mündete in die hochgradig manipulierten Wahlen von 1996 und in den Kollaps der Investmentfonds („Pyramiden“) 1997, der zahllose Albaner um ihre letzten wirtschaftlichen Ressourcen brachte und in einen veritablen Bürgerkrieg mit anschließendem Machtwechsel zu einer PS-geführten Regierung mündete. Die bis heute nicht vollständig aufgeklärte Ermordung des umstrittenen PD-Politikers Azem Hajdari 1998 mündete in eine erneute Eskalation der Gewalt, aber nicht in einen Umsturz.

Ein Jahr später rückte der Kosovokrieg die Albaner und ihre ungelöste nationale Frage in den Mittelpunkt der Weltöffentlichkeit und verschaffte Albanien Respekt für die Aufnahme Hunderttausender Flüchtlinge. 2005 und 2013 verkräftete Albanien Regierungswechsel, die zwar im Detail nicht ganz unumstritten waren, aber dem Mehrheitswillen entsprachen, auch wenn die Wahlbeobachter jedes Mal erneut höfliche Worte für anhaltende Missbräuche (wie familienweises Abstimmen) finden mussten. Mit der Wahl der PS-LSI-Koalitionsregierung unter Edi Rama 2013 und dem Kandidatenstatus für einen EU-Beitritt 2014 schließt die Darstellung.

Abrahams bemüht sich, trotz so vieler Rückschläge positive Perspektiven im Vertrauen auf die jungen Leute zu finden, die sich zwischen Emanzipation und Täuschung für die richtige Alternative entscheiden müssen, aber er lässt durchblicken, dass nach so vielen enttäuschten Hoffnungen in den vergangenen 25 Jahren Optimismus nicht die nahe liegende Erwartungshaltung ist. Fred Abrahams ist ein guter Schriftsteller, dem interessante Porträts gelingen und der die chaotische Entwicklung dieses europäischen Landes so fesselnd zeichnet, dass die Lektüre nie langweilig wird. Er lässt sich von seiner tiefen Sympathie zu Albanien nicht zu vereinfachten Urteilen hinreißen. Hoffentlich wird dieses Buch auch in Albanien angemessen aufgenommen.

Kiel

Michael Schmidt-Neke

Rezensionen

- ¹ James PETTIFER / Miranda VICKERS, *Albania. From Anarchy to a Balkan Identity*. London 1997.
- ² DIESS., *The Albanian Question. Reshaping the Balkans*. London, New York 2009.
- ³ Elez BIBERAJ, *Albania in Transition. The Rocky Road to Democracy*. Boulder/CO, Oxford 1998.
- ⁴ Michael SCHMIDT-NEKE, *Chronologie eines albanischen Vierteljahrhunderts (1990-2015)*. Bd. 1: (1990-2001): Vom Systemwechsel zum Krieg im Kosovo. London 2016 (*Albanian Studies*, 31); Bd. 2: (2002-2009): Konsolidierung Albaniens und Unabhängigkeit Kosovos. London 2016 (*Albanian Studies*, 32); Bd. 3: (2010-2015): Der lange Weg zur europäischen Integration. London 2016 (*Albanian Studies*, 33).

VOLKSKUNDE

Eleutherios P. ALEXAKĒS, Λαογραφία ή ανθρωπολογία οίκοι; Ζητήματα μεθόδου και θεωρίας
 [Volkskunde oder Anthropology at Home? Fragen zu Methode und Theorie]. Athen: Ekdoseis Herodot 2015. 256 S., ISBN 978-960-485-131-7, € 25,40

Der ehemalige Redaktor am Forschungszentrum für Griechische Laographie der Akademie Athen, dessen Arbeiten auf diesen Seiten schon vielfach vorgestellt werden konnten,¹ konsequenter Vertreter einer sozialanthropologischen Spielart der griechischen Volkskunde, legt hier seine theoretischen und methodologischen Studien zur Volkskunde, Kultur- und Sozialanthropologie Griechenlands und des Balkanraums vor. In den jüngsten Schriften zu den Studien der Volkskultur ist der Begriff *laographia* eigentlich nicht mehr angezweifelt (außer von den institutionellen Fachanthropologen), da er ideologisch unbelastet ist (hellenistisch „Volkszählung“, entspricht etwa der Kameralstatistik der mitteleuropäischen Aufklärer), und die Konversion beider Forschungsrichtungen mit den unterschiedlichen Forschungstraditionen lässt eigentlich das Kontroverschrifttum und die Auseinandersetzungen, der viele ältere Studien in diesem Band noch gewidmet sind, etwas überholt erscheinen.² Nichtsdestotrotz ist diese Zusammenstellung für die Fachgeschichte nicht nutzlos. Eine Einleitung in den Studienband beschreibt diese Parallelentwicklung in den Zeitphasen von 1900-1970 und 1970-1990 sowie die Konvergenzen und Divergenzen im Jahrzehnt vor dem Millennium (13-25). Jeder dieser Abschnitte ist von einer Bibliographie ergänzt, die die Abbreviationen in den Fußnoten aufschlüsselt. Es folgen dann die Einzelstudien in eher chronologischer Abfolge: „Sozialanthropologie und griechische Volkskunde: ein theoretisches und methodologisches Problem“ (29-54, Kongressreferat von 1989, erschienen 1993), „Von der Folklore und der Ethnographie zur Ethnologie. Ein schwieriger Prozess in den Balkanländern“ (55-62)³, „Die anthropologische Forschung und Theorie in Griechenland. Der Fall von drei wissenschaftlichen Periodika“ (63-78, Kongressreferat von 2001, veröffentlicht 2004), „Anthropology at Home oder Volkskunde? Ein epistemologischer Ansatz“ (79-105, Kongressreferat 2002, veröffentlicht 2003), „Die komparative ethnologische Methode in der Volkskunde oder Nikolaos Politis zwischen Nationalismus und Humanität“ (107-127, Kongressreferat 2002, 2012 veröffentlicht), „Die französische ethnologische Schule und die Volkskunde von Dimitrios Lukatos“ (120-147, Tagungsreferat 2004, 2008 publiziert), „Von der Sammlung volkskundlichen Materials zur spezifizierten ethnographischen Feldforschung von Dauer. Erfahrungen und Probleme“ (149-168, Referat im Volkskundearchiv der Akademie 2006), „Volkskunde als Anthropologie und Anthropologie als Volkskunde in Griechenland. Eine Insider-Kritik“ (169-191, Kongressreferat 2009, veröffentlicht 2012). Wie zu erwarten, kommt es hier zu vielfachen Überschneidungen, sowohl inhaltlich wie bibliographisch, die Belegdichte im theoretischen Diskurs ist wie immer hoch. In einem Epimetron kommt noch ein Kongressreferat zu den Beziehungen von Volkskunde und Geschichte zum Abdruck (195-210, 1979, veröffentlicht 1982).

Einen gewissen Vollständigkeitsdrang in der Wiederveröffentlichung peripherer und umstandsgebundener Referate wird man dem Band wohl nicht absprechen können. Es folgt noch ein ausführliches English Summary, vorwiegend der Einleitung („Laographia or Anthropology at Home? Issues of Method and Theory“, 211-222) und die Register (225-237). Somit liegt praktisch das Gesamtwerk von Alexakis – auch die Tagebücher der Feldforschung und die eine deutsche Übersetzung⁴ – in selbständigen Publikationen vor.

Athen, Wien

Walter Puchner

¹ Vgl. *Südost-Forschungen* 40 (1981), 526f.; 45 (1986), 539-542; 61/62 (2002/03), 489-493; 67 (2008), 492-494; 68 (2009), 723-725, 725-728; 72 (2013), 553f.

² Vgl. meine Einleitung in dem Band Walter PUCHNER, Studien zur Volkskunde Südosteuropas. Wien, Köln, Weimar 2009. An der Universität Thrakien in Komotini gibt es inzwischen ein Seminar für Volkskunde / Anthropologie sowie einen Studiengang Anthropologie in Volos an der Thessalischen Universität, der auch rein volkskundliche Methoden verwendet.

³ Kongressreferat 1997, auch als: From Folklore and Ethnography to Ethnology. A difficult Path in the Balkan Countries, *Études et documents balkanique et méditerranéens* 23 (2001), 5-9.

⁴ Eleutherios ALEXAKIS, Die Kinder des Schweigens. Familie, Verwandtschaft und Heirat bei den Arvaniten im südöstlichen Attika (1850-1940). Wien, Köln, Weimar 2008.

Manolīs G. BARBOUNĒS, Σύλλεκτα Σαμιακού Λαϊκού Πολιτισμού και Εκκλησιαστικής Παράδοσης [Sammlung zu Folklore und kirchlichen Tradition auf Samos]. **Bd. 1: Σαμιακά Παραδοσιακά και Νεωτερικά Λαογραφικά** [Traditionelle und moderne Folklore aus Samos]. **Bd. 2: Ζητήματα Σαμιακής Εκκλησιαστικής Παράδοσης και Ιστορίας** [Studien zur kirchlichen Tradition und Kirchengeschichte auf Samos]. Thessaloniki: Ekdoseis Ant. Stamulis 2016 (Holy Metropolis of Samos and Ikaria. Ecclesiastical, Historical and Cultural Research Centre, Series of Scientific Studies, 2, 3). 695 u. 1119 S., zahlr. Abb., ISBN 978-618-5161-42-2, € 67,90

Der Volkskunde-Professor der Thrakischen Universität in Komotini, der auf diesen Seiten schon öfters mit seinen Werken, vorwiegend zur religiösen Volkskunde Griechenlands vorgestellt werden konnte, hat in den Jahren 2001 bis 2005 ein dreibändiges Studienwerk zur Volkskunde und Kirchengeschichte seiner Heimatinsel Samos vorgelegt (die über 2000 Seiten starken Studienbände wurden damals von der Präfektur Samos herausgegeben). Dieses Sammelwerk findet nun seine Fortsetzung in einer zweibändigen Ausgabe, die dieses Unternehmen für das Folgejahrzehnt von 2005 an weiterführt, allerdings nun in thematischer Untergliederung, wo die rein ekklesialen Thematiken in den umfangreicheren 2. Band ausgelagert werden. Der 1. Band umfasst 44 Studien, z. T. noch unveröffentlicht

oder in Edition befindlich, die in verschiedenen Zeitschriften, Periodika, Sammelbänden, Kongressakten und Jahrbüchern innerhalb und außerhalb Griechenlands (keineswegs nur von lokaler Reichweite, mit besonderer Vorliebe z. B. in „Erytheia. Revista de Estudios Bizantinos y Neogriegos“) erschienen sind. Dies ist feinsäuberlich in einem Quellenverzeichnis der Erstveröffentlichungen (667-670) am Bandende aufgeführt, wo sich auch ein Namens- und Personenverzeichnis befindet (671-695), das sich für die Entschlüsselung der Informationsschätze als hilfreich erweist.

Die Studien selbst sind untergliedert in traditionelle Thematiken (Nr. 1-27) und innovative (Nr. 28-44). Eine Rezension solcher Sammelwerke kann eigentlich nur die Reichweite und Unterschiedlichkeit der Forschungsthemen mit Generalnenner die Volkskultur der Insel Samos in der östlichen Ägäis aufzeigen. Unter den traditionellen Studienthemen finden sich: die armenischen Kommunitäten der Insel in Geschichte und Kulturentwicklung; altgriechische Namensgebung im 19. Jh.; Volkslieder aus Handschriften um 1900; orale Überlieferungen und Gedenkstätten; Revolution und Annexion von Samos 1908-1912 in der Volksdichtung der Insel; religiöse Bruderschaften; Klosterbesitz nach 1912; Klosterleben in der Türkenzeit; Kirchenarchitektur und Kirchensprengel in der Hauptstadt der Insel; Chora aus volkscundlicher Sicht; Familiengeschichte; Mönchswesen auf Samos und in Kleinasien; Zyprioten auf Samos; Samioten in Ägypten; Heptanesier auf Samos im 18. und 19. Jh., Karpathier auf Samos (19.-20. Jh.); ekklesiale Silberkunst auf Samos; die Friedhöfe; Oliven und Olivenbäume in der traditionellen Volkskultur; Weinberge und Winzerwesen; und vieles mehr. Im innovativen Sektor befinden sich nicht nur Studien zu rezenten Phänomenen, sondern auch solche, die zeitgenössischer Methodologie der Kulturwissenschaften folgen. Hier geht es um Wunderikonen und die rituelle Handhabung des Metaphysischen; Spottlieder auf die Touristen; insulare Identitäten zwischen Tradition und Modernität in literarischen Werken; Kulturvereine und rezente Volkskultur; samiotische Kulturvereine im In- und Ausland; volkhafte Reimeschmiede und ihr Werk; die Volksmusiktradition der Insel; fremdsprachige Touristenführer über die Insel; der Dudelsack; Samos in der Literatur; die rezente neo-samiotische Liedproduktion; ausgewanderte Samioten als „Amerikaner“ und „Athener“; die Kulturmanifestationen des Sommers; Trachten und Trachtenpflege; die Kulturkalender der samiotischen Vereine.

Eine solche rein thematische Aufzählung ist für den 2., weit umfangreicheren Band mit seinen 80 Studien nicht mehr möglich. Hier befinden sich auch einige wenige englische Studien und eine deutsche („Der heilige Theodoros, Grigorios und Leon von Samos (4. Jh.)“ und „Elite powers and their impact on the education of the Principality of Samos (1834-1912)“). Angeschnitten werden Themen der lokalen Kirchengeschichte, Synaxarisches, Erziehungswesen, namhafte Persönlichkeiten, Psalmensänger, Metropolit, Klosterwesen, Beziehungen zum Patriarchat von Jerusalem, Metochien, Epigraphisches, Klosterhandschriften, Kirchenbibliotheken, Lokaldichter, Prosopographisches, Klosterfeste, die Kollyvadenbewegung auf Samos, samiotische Mönche auf anderen Inseln, kykladische Handwerker auf Samos, Neomärtyrer, die italienische Besatzung 1941-1943, Wandmalereien, historische Dokumente, Kirchen und Kapellen, und Handschriftenverzeichnisse.

Der Aussagewert solcher Mini-Studien geht in einer größeren geographischen Übersicht z. T. verloren, ist jedoch von seinem durchgehenden Lokalbezug her zu bewerten. Bei der Inselkultur wiederholt sich das Paradox, das von den Bergsiedlungen her bekannt ist: Einerseits die Abgeschlossenheit und Isolation (von Bergen oder vom Meer umgeben), andererseits die Existenz von Fernkontakten und Extrovertiertheit, die gerade das Ergebnis dieser schwierigen geographischen Position ist. Das Meer isoliert und verbindet gleichzeitig. Der Band endet mit einem Verzeichnis der Samos-Studien des Autors seit 1989, den Erstveröffentlichungen und einem Personenverzeichnis (1087-1119), das in diesem Fall unabdingbar ist, weil niemand einen so differenten Studienband in einem Zuge durchlesen wird. Doch die lokale Kulturgeschichte hat neben der selektiven Lesetaktik eben auch einen differenten Fokus und eine unterschiedliche Methodologie, wo die thematische Disparität nicht unbedingt ein Hindernis bildet, weil das alles zusammenhaltende Band eben das Interesse an der spezifischen Lokalität selbst ist. Unter diesem Aspekt sind solche Bände auch zu rezipieren und erhalten ihre angemessene Validität als die minimalsten Monaden der Kulturgeschichtsschreibung. Derartige Lokalgeschichten waren in Griechenland unter den Auspizien des Lokalpatriotismus seit dem 19. Jh. mit institutioneller Unterstützung von Sponsoren, Lokalvereinen und Lokalzeitschriften geläufig, fanden ihre moderne Fortsetzung allerdings nicht in den kultur- und sozialanthropologischen *case studies*, sondern unter Erneuerung der Methodologie und der Fragestellungen in Sammelbänden wie diesen, die allerdings einer institutionellen Fundierung bedürfen, um überhaupt erscheinen zu können, was im Falle der Insel Samos allerdings gegeben scheint.

Athen, Wien

Walter Puchner

Franz Alto BAUER, Eine Stadt und ihr Patron. Thessaloniki und der Heilige Demetrios. Regensburg: Schnell & Steiner 2013. 488 S., zahlr. Abb., ISBN 978-3-7954-2760-3, € 79,-

Mit der hier zu besprechenden Monographie hat Franz Alto Bauer ein Werk vorgelegt, in welchem er auf eindrucksvolle Weise die verschiedensten Facetten der Verbindung zwischen einer Stadt und ihrem Schutzheiligen beleuchtet.

Der Band ist in 13 Kapitel gegliedert, die im Wesentlichen chronologisch aufeinander aufbauen. Der 1. Abschnitt stellt einen Prolog dar, in welchem Bauer die Überführung der Reliquien des Heiligen Demetrios vom italienischen San Lorenzo in Campo nach Thessaloniki in den Jahren 1978 und 1980 sowie ihre Vorgeschichte als Ausgangspunkt seines Streifzugs durch die Jahrhunderte nimmt. Dabei sieht Bauer im Heiligen eine „Antwort auf individuelle wie kollektive Ängste“, eine „Entsprechung zu Hoffnungen und Wünschen, erfüllten wie unerfüllten“ (9). Bauer fragt, wie es hierzu kommen konnte,

woher der Hl. Demetrios sein Ansehen und seine Autorität bezog und warum unter den vielen Heiligen gerade er es war, der zum Stadtpatron Thessalonikis aufstieg. Dass diese Leitfragen nur den kleineren Teil des umfangreichen und unterschiedlichste Aspekte behandelnden Werkes ausmachen, wird bei der Lektüre jedoch schnell deutlich.

Die Abschnitte 2 bis 12 stellen den eigentlichen Kern der Untersuchung dar. Im 2. Abschnitt geht Bauer den Ursprüngen des Demetrioskultes nach und schließt sich der Forschungsmeinung an, dass die Reliquien des Heiligen im Kontext der Völkerwanderung von Sirmium (Sremska Mitrovica, Serbien) nach Thessaloniki überführt worden seien und den Beginn der Demetriosverehrung dargestellt hätten. Der 3. Abschnitt widmet sich der frühen Stadtgeschichte Thessalonikis und insbesondere anderen hier verehrten Heiligen. Abschnitt 4 beschäftigt sich – ausgehend von den Schäden, die der große Brand des Jahres 1917 verursachte – mit der Kirche Hagios Demetrios, insbesondere aber mit ihrer komplizierten Baugeschichte. Bauer hält dabei eine Datierung des Ursprungsbaus – einer fünfschiffigen Querhausbasilika – ins frühe 6. Jh. für wahrscheinlich, der später – aufgrund eines Brandes oder Erdbebens – erheblichen Veränderungen unterworfen worden sei. Im 5. Abschnitt geht Bauer der Funktion der Demetrioskirche als Verehrungsort nach, wobei der Altarbereich, die so genannte Ostkrypta sowie das Ziborium im Mittelpunkt des Interesses stehen. Der 6. Abschnitt ist dem Wechselspiel zwischen Wort und Bild gewidmet und nimmt dabei einerseits die (heute fast gänzlich verlorene) mosaikale Ausgestaltung der Demetrioskirche, andererseits die – als historische Quelle viel diskutierte Legendensammlung – „*Miracula Sancti Demetrii*“ in den Blick. Im 7. Abschnitt geht Bauer der Entwicklung des Demetrios vom lokalen Stadtheiligen Thessalonikis zu einem reichsweit verehrten Soldatenheiligen nach (6.-11. Jh.), wobei er insbesondere auch die sich ändernde ikonographische Darstellung des Heiligen untersucht. Der 8. Abschnitt führt chronologisch weiter in die Zeit der Komnenen und Angeloi (1081-1204). Bauer berücksichtigt an dieser Stelle insbesondere auch die Rezeption der Demetriosverehrung bei Normannen, Bulgaren, Russen und Serben. Im 9. Kapitel wird die Aneignung des Demetrioskultes im lateinischen Westen untersucht. Dabei arbeitet Bauer heraus, dass die lateinische Übersetzung einiger Wunder durch Anastasius Bibliothecarius (9. Jh.) zunächst keine erkennbare Wirkung entfaltete, sondern Episode blieb. Eine erneute Übernahme des Demetrioskultes im Westen sei dagegen erst wieder ab dem späteren 11. Jh. insbesondere im Kontext der Kreuzzüge zu beobachten; doch habe Demetrios „im Westen nie richtig Fuß fassen“ (329) können. Im 10. Kapitel stehen zunächst Demetriosreliquien bzw. -reliquiare im Mittelpunkt sowie die Eigenschaft des Heiligen als Öl-, Myron- bzw. Blutspender. Gerade im Kontext der Myroblysis, also des „Ölausströmens“ sei die Konkretisierung der Präsenz des Demetriosleibes zu sehen. Des Weiteren geht Bauer auf ikonographische Demetrioszyklen ein. Außerdem steht das Schicksal des Ziboriums im Verlauf der Jahrhunderte im Mittelpunkt des Interesses. Der 11. Abschnitt führt in die spätbyzantinische Zeit (13.-15. Jh.) und behandelt unterschiedliche Aspekte wie die Demetrien (d. h. die jährliche Messe), die Bedeutung des Heiligen bei der Konkurrenz zwischen den beiden byzantinischen Exilreichen von Epiros / Thessaloniki und Nikaia sowie bauliche Veränderungen und bildliche Ausschmückungen der Kirche des

Heiligen. Im 12. Kapitel schließlich widmet sich Bauer der osmanischen Eroberung der Stadt sowie dem Schicksal der Demetrioskirche in osmanischer Zeit.

In einem Epilog (13. Abschnitt) schließt Bauer gewissermaßen den Kreis, indem er nochmals auf die Überführung der Demetriosreliquien zu sprechen kommt. Des Weiteren geht er aber auch auf die Demetriosikone von Sassoferrato ein, die er als „eine ‚hyperbyzantinische‘ Collage, in der sich die Bedürfnisse der westlichen Besitzer und Betrachter spiegelten“ (460), interpretiert.

Der Band endet mit einer Bibliographie (463-474), einem nützlichen Glossar, in welchem wichtige Fachtermini erklärt werden, (475f.), einem Register (477-483) sowie den Abbildungsnachweisen (484-488).

Der stringent aufgebaute, gut lesbare Band ist mit zahlreichen, in aller Regel äußerst hochwertigen Abbildungen versehen. Positiv hervorzuheben ist zudem, dass den eigentlichen Text des Autors eine große Anzahl an Quellenübersetzungen begleitet, wobei jene Quellen, von denen bislang keine deutsche Übersetzung existierte, zumeist von Elisabet Sotiroudi, gelegentlich auch von Albrecht Berger ins Deutsche übertragen wurden. Was die Quellen betrifft, wurde im Falle des Petrus Tudebodus (331, Anm. 18) sowie des Demetrios Chomatenos (410, Text 8) allerdings die Nutzung der aktuell maßgeblichen Edition versäumt.¹

Als kleiner Kritikpunkt sei zudem der Hinweis gestattet, dass dem Manuskript auf orthographischer Ebene eine nochmalige Durchsicht gut getan hätte. Dies betrifft insbesondere *Slavica* (38: Сирмијума [lies: Сирмијума]; 119, zu Abbildung 73: Poreć [lies: Poreč]; 308 und 311: Pećs [lies: Peč]; 315, Anm. 112: Граћа [lies: Грађа]; 292: Veliki T'rnovo [lies: Veliki Tärnovo]; 314: Cařgrad [lies: Cargrad]) sowie *Graeca* (182, Anm. 87: ἀυτοῦς [lies: αὐτούς]; ἀυτὰ [lies: αὐτά]; 421, zu Abbildung 18: ὁ [lies: ό]; 433, Anm. 7: Ἀνατολῆς [lies: Ανατολής]), gelegentlich aber auch Deutsches (55: Au ewahrungsorte [lies: Aufbewahrungsorte]; ebenda: Heilige [lies: Heiligen]; 57: Spä-tantike [lies: Spät-antike]; 147: erhaltenen [lies: erhalten]).

Ebenso wäre ein nochmaliger kritischer Blick auf die ein oder andere Karte bzw. Abbildung wünschenswert gewesen: So ist auf einer Karte (325) das Kaiserreich von Trapezunt zwar eingezeichnet, findet sich jedoch nicht in der Legende. Auf einer Abbildung (37) sollen laut Legende die Säulen aus prokonnesischem Marmor grau markiert sein. Grau markierten Säulen tauchen hier aber gar nicht auf.

Gelegentlich kann man auch inhaltlich anderer Meinung sein. Da der Rezensent weder Kunsthistoriker noch Archäologe ist, muss die Bewertung der diesbezüglichen Abschnitte Spezialisten vorbehalten bleiben. Doch sei im Folgenden auf einige problematische historische Aspekte des Bandes verwiesen: Die Transferierung des Handels mit den Bulgaren von Konstantinopel nach Thessaloniki unter Leon VI. (886-912) dürfte doch eher profanere Gründe gehabt haben als die Dankbarkeit des Kaisers gegenüber dem Heiligen Demetrios (256); zur Problematik des Beinamens „Bulgarentöter“ (271) für Kaiser Basileios II. (976-1025) siehe Stephenson's „The Legend of Basil the Bulgar-Slayer“². Die Frage nach der Echtheit des Briefes des Kaisers Alexios I. Komnenos an Robert von

Flandern (320f.), die Bauer als für das Thema unerheblich betrachtet, gewinnt letztlich doch an Bedeutung, wenn er ihn (meines Erachtens zu Unrecht) als Beleg für die These heranzieht, die Teilnehmer des 1. Kreuzzugs (1095-1099) seien mit dem Argument nach Konstantinopel gelockt worden, es sei besser, ihnen fielen die Schätze Konstantinopels in die Hände als den „Ungläubigen“. Die Ereignisse des 4. Kreuzzugs sind dermaßen kondensiert wiedergegeben, dass vieles unklar oder missverständlich bleibt (324f.): Dass man den Seeweg deshalb wählte, um Konflikten mit Byzanz aus dem Weg zu gehen, scheint eher unwahrscheinlich. Vielmehr war aufgrund des ursprünglichen Ziels des Kreuzzugsunternehmens (Ägypten und nicht, wie behauptet, das Heilige Land, 325) der Seeweg die konsequente Wahl. Warum mit der Eroberung Zaras (Zadar, Kroatien) 1202 klar gewesen sein sollte, dass Byzanz als Gegner der Kreuzfahrer zu betrachten war, bleibt unklar. Zara unterstand zu diesem Zeitpunkt dem ungarischen König Béla III. Völlig ausgeblendet werden zudem die innerbyzantinischen Auseinandersetzungen (Flucht des Kaisers Alexios IV. Angelos in den Westen), welche die Umlenkung des Kreuzzugs nach Konstantinopel erst auslösten. Das bedeutet im Umkehrschluss, dass die Behauptung, die Kreuzfahrer hätten bald nach der Eroberung Zaras an eine Eroberung Konstantinopels gedacht, um sich der dortigen Schätze zu bemächtigen, so nicht zu halten ist. Es ging zunächst lediglich darum, Alexios IV. bzw. dessen gestürzten Vater Isaak II. Angelos (wieder) einzusetzen – wenn auch gegen entsprechende Entlohnung.

Diese Monita bzw. divergierende Sichtweisen stellen jedoch letztlich Quisquilien dar, die nichts daran ändern, dass Bauer mit seiner Monographie ein beeindruckendes Werk vorgelegt hat, welches Vertreter unterschiedlichster mediävistischer Disziplinen, aber auch interessierte Laien in Zukunft sicherlich mit großem Gewinn heranziehen werden.

Göttingen, Frankfurt/M.

Martin Marko Vučetić

¹ Petrus TUDEBODUS, *Historia de Hierosolymitano itinere*. Hgg. John Hugh HILL/Laurita L. HILL. Paris 1977 (Documents relatifs à l'histoire des croisades, 12); Demetrius CHOMATENUS, *Polemata diaphora*. Hg. Günter PRINZING. Berlin, New York 2002 (Corpus Fontium Historiae Byzantinae, 38).

² Paul STEPHENSON, *The Legend of Basil the Bulgar-Slayer*. Cambridge 2003.

Thomas M. BOHN, *Der Vampir. Ein europäischer Mythos*. Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag 2016. 368 S., 20 s/w-Abb., 2 Kt., ISBN 978-3-412-50180-8, € 24,99

Ein Buch über die Figur des Vampirs muss nicht begründet oder gar gerechtfertigt werden, denn mit zyklischer Regelmäßigkeit boomen sowohl mediale Präsenz (Belletristik, Kino) als auch entsprechender Erklärungsbedarf. Die vorliegende Monographie erklärt

Vampirismus, also den Glauben an wiedergehende Untote und Blutsauger, als langfristiges, vorrangig imperial-grenzüberschreitendes, in Europa verortetes Phänomen.

Die Gliederung folgt vorrangig chronologischen, räumlich und thematisch ergänzten Gesichtspunkten. Kapitel 1 stellt das zugrundeliegende Konzept von „Vampirismus als imperiale Kategorie“ vor, Kapitel 2 („Vampirismus im Okzident“) widmet sich Wiedergängern im Mittelalter und Nachzehrern in Früher Neuzeit, Kapitel 3 („Vampirismus im Orient“) dem gleichen Zeitraum im Kiever Reich und Polen-Litauen zum einen und den griechischen Gebieten unter osmanischer Herrschaft zum anderen. Kapitel 4 („Vampirismus in den Schlagzeilen“) fokussiert zum einen die heute als paradigmatisch angenommenen serbischen Fälle des 18. Jh.s und zum anderem ihre großräumige Kolportage und diskursive Wirkung; Kapitel 5 („Vampirismus im Volksglauben“) rekurriert wieder stark auf Räume (Ost- und Ostmitteleuropa vs. Donau-Balkan-Raum) und konzentriert sich auf ethnologische Erfassung, sowie fiktionale Ausgestaltung als literarisches Motiv im 18., insbesondere im 19. und punktuell im frühen 20. Jh.; Kapitel 6 („Vampirismus in der Moderne“) behandelt die 2. Hälfte des 20. Jh.s im östlichen Europa und Deutschland; Kapitel 7 schließlich thematisiert den „Vampir als lokalen Sündenbock“.

Der Schwerpunkt des Interesses liegt auf der Erforschung kollektiver Ängste vor dem Hintergrund breiter thanatologischer Zusammenhänge, wobei sozialgeschichtliche Hintergründe und Kontexte stets mitgedacht werden. Eindringlich wird gezeigt, dass der Vampir schon im Mittelalter ein Bild für soziale Ungleichheit oder zumindest Versagen der Gesellschaft sein konnte, wenn etwa Selbstmord als Ursache für Vampirismus gedeutet wurde; in der Frühen Neuzeit war er zunehmend Mittel der Sozialdisziplinierung vor dem Hintergrund religiös-konfessioneller Auseinandersetzungen. Ab der Behandlung des 18. Jh.s gewährleistet der Autor eine breite Einbettung seiner Ausführungen in die Ereignis-, Sozial- und sogar Literaturgeschichte des östlichen Europas; in der Analyse des Vampirglaubens werden nun auch Erklärungen angeboten, die heute als medizinisch und insbesondere psychologisch (Einbildung/ Suggestion, Ängste/ Schuldgefühle und ihre Verarbeitung v. a. im Schlaf, Persönlichkeitsspaltung) bezeichnet werden. Daneben spitzen sich im 19. Jh. auch hinsichtlich des Vampirglaubens Exklusionsmomente ethnischer Art zu – der Vampir wird jedenfalls mit der Aufklärung zum Marker für zivilisatorische Rückständigkeit. Vergleiche, Bewegungen und Transfers des Motivs entlang des West-Ost-Parameters werden vom Autor laufend berücksichtigt, wobei er sich bei aller geographisch-räumlichen Präzision stets auch der „Beliebigkeit des Diskurses“ (133) bewusst ist – etwa im Zusammenhang mit antisemitischer Konnotation des Blutsaugens. Bohn kommt diesem Aspekt mit breiter Kontextualisierung hin zu vergleichbaren, angrenzenden oder überlappenden, häufig mit Verdammnis und Teufel assoziierten Vorstellungen (Geister, Totenkulte, Hexenglauben, Wahrsagerei, Zauberei etc.) bei. Kategorisierung und Systematisierung haben daher unmissverständlich ihre Grenzen: Vielgestaltigkeit und Poly-Bedeutung des sowohl männlich als auch weiblich anzutreffenden Vampirs machen die Zurückführung auf einen Ursprung und die Hinführung zu einer allgemeinen Bedeutung unmöglich. Dennoch können in Friktion von vorchristlichen Vorstellungen und Orthodoxie drei Funktionen festgemacht

werden: Er ist Transmitter zum Jenseits, Feindbild zum „kontrollierenden Umgang mit Ängsten“ (295) und Sündenbock. Die Vielfalt vampirischer Vorstellungen wird mittels Materialreichtum gespiegelt und in satztechnisch exponierten Fallbeispielen gezeigt. Die Arbeit ist mit Karten, interpretativ genutztem Bildmaterial, einem Personen- und einem Ortsregister großzügig ausgestattet.

Bedauerlicherweise fehlt eine Diskussion um die Gültigkeit globaler Bezüge, die noch mehr gesellschaftspolitische Relevanz des Buches gewährleisten würden: Immerhin untersucht der Autor politisch-administrative Entitäten über die Kontinente hinaus – etwa das Osmanische Reich. Thanatologische Erklärungsmuster in Asien oder Afrika haben doch frappierende Ähnlichkeiten zur Vielgestalt des europäischen Vampirs, die zumindest skizziert hätten werden können. Hinsichtlich der Gliederung ist Kapitel 5 zu problematisieren, da es fast ein Drittel des Gesamtumfanges (159-271) ausmacht und unpräzise überschrieben ist: Es beschäftigt sich nicht nur mit dem Volksglauben, sondern auch mit bekannter (Bürger, Goethe, Polidori, Le Fanu, Stoker) und in diesem Zusammenhang weniger bekannter (Mickiewicz, Karadžić) bzw. bewusst fiktional-belletristischer Literarisierung des Motivs. Ferner werden hier Vampirismus-Fälle, die doch ausgeprägt typologische Züge hinsichtlich ihrer Akteure und Abläufe haben, v. a. für Südosteuropa minuziös nach Regionen gegliedert; damit werden potentielle historische oder anthropologische Zusammenhänge eher verschleiert als verdeutlicht. Zudem wird die durchaus differenzierte Gliederung unterhalb der Ebenen von Kapiteln und Unterkapiteln im Inhaltsverzeichnis nicht deklariert. Im wissenschaftlichen Apparat muss auffallen, dass nicht alle Titel in den Anmerkungen auch im Literaturverzeichnis zu finden sind. Dies mag der Verschlangung des Apparates dienen – der Übersicht über benutzte oder eben nicht benutzte Literatur dient es aber leider nicht.

Zusammenfassend gesagt dominieren jedoch ganz klar die Stärken der Arbeit. Der Autor versteift sich ganz bewusst nicht darauf, die Herkunft des Vampirglaubens zu klären; stattdessen zeigt er anhand einer umfassenden Zusammenführung von Materialien, Motiven und Erklärungsmustern die vitale Kraft der mythischen Figur Vampir sowohl in ihrer Vielfalt nach innen als auch in ihrer Offenheit nach außen.

Wien

Christoph Augustynowicz

Culinaria balcanica. Hgg. Thede KAHL / Peter Mario KREUTER / Christian VOGEL. Berlin: Frank & Timme 2015 (Forum: Rumänien, 24). 376 S., 21 Abb., ISBN 978-3-7329-0138-8, € 49,80

Forscher verschiedener Fachrichtungen und Mitglieder des Balkanromanistenverbandes haben sich vom 17. bis 19. Mai 2012 in Bad Kissingen getroffen, um die Gaumenfreuden Südosteuropas in theoretische und sachliche Kostproben wissenschaftlicher Diskursivität zu

verwandeln und sich zu fragen, ob es überhaupt so etwas wie eine (oder mehrere) Balkanküche(n) gibt. Davon ist schon im Vorwort die Rede: „Die Frage nach den Eigenheiten der *Culinaria balcanica* führt unweigerlich zu einem integrativen Ansatz, der die Tatsache berücksichtigt, dass die Ingredienzien der balkanischen Küchenkulturen unterschiedlicher, oft schwer bestimmbarer, da multikultureller Herkunft sind, was jedoch nicht im Gegensatz zu stehen braucht zur Herausbildung nationaler, lokaler oder überregionaler Charakteristika. Was unter den Speisen und Getränken eigen, fremd, romanisch oder gerade nicht-romanisch ist, steht im Mittelpunkt dieses Bandes. Unser Blick in die Kochtöpfe, auf die Speisekarten und Tischsitten der Balkanromanen – aber auch Türken, Griechen, Albaner, Bulgaren, Makedonier, Serben, Kroaten, Bosnier, Ungarn etc. fragt nach gemeinsamen und unterschiedlichen Spezialitäten“ (9). Und an anderer Stelle heißt es: „Die verschiedenen Zugänge zum Thema, die unser vorliegendes Buch vereint, reflektieren die Veränderungen des Habitus, spiegeln die wechselvolle historische Entwicklung von Esskultur und kultureller Identität in Südosteuropa. Im spannungsreichen Verhältnis zwischen Geschichte und Fiktion gilt es, Begriffe, Sprichwörter, Sprachen, alltägliche und wissenschaftliche Diskurse zu erforschen, in welchem Essen und Trinken ein zentraler Ort sind, an dem tradierte Normen, Wertvorstellungen, individuelle Erfahrungen und kollektive Erkenntnisse verhandelt werden“ (10f.).

Mit erhöhter Speichelproduktion und zerebraler Belastungserwartung wendet der Leser die Seite und findet sich im Hauptteil des Buches. Hat er vorher das Inhaltsverzeichnis studiert, so weiß er, dass die 22 kulinarischen Essays in drei Hauptteile gegliedert sind: „*Culinaria balcanica*“, „*Culinaria balcanica romanica*“ und „*Culinaria balcanica romanica literara*“, also in konzentrischen Kreisen und Ringen von den leiblichen Freuden zu den geistigen. Bejahrtere Balkanologen werden sich daran erinnern, dass DAGMAR BURKHART schon einmal einen ähnlichen Kongress organisiert hat, 1989 in Hamburg.¹

Den Reigen der Beiträge im panbalkanischen Abschnitt eröffnet KLAUS STEINKE, „Balkanküche – revised“ (15-28), „revised“ deshalb, weil er sich schon einmal auf das Thema eingelassen hat.² Der Artikel ist aus deutscher Sicht geschrieben und analysiert die Wellen der Rezeption der Balkanküche in Mitteleuropa: zuerst die Kroaten mit den *Ćevapčići* usw., dann die Türken mit dem Döner, die Griechen mit *Suvlaki* und *Gyros* usw., die alle bereits Charakteristika der globalen westlichen Massenkultur geworden sind. Da stellt sich gleich auch die Frage nach den Differentialkriterien zu anderen Küchen, die komplexe Sprachsituation, dass die überwiegend türkische Nomenklatur zwar für einen Großteil dieser Speisen geläufig ist, die Etymologien jedoch in verschiedene Richtungen weisen, die Frage nach Ingredienzien und Zubereitung, die soziale Ausdifferenzierung der Speisen, die semantischen Differenzierungen der Namengebung. Diese Fragen münden aus in den Vorschlag der Erstellung eines Balkankulinaria-Atlases mit Verbreitungskarten, dessen Feldforschungsarbeit und Zusammentragung gesicherter Daten sicherlich einen guten Magen erfordert.

Nach dem Grundsatzreferat, das die Erwartungen des Lesers etwas herabgedrückt hat, folgen speziellere Beiträge: Der Rezensent berichtet über „Anthropomorphe Brotgebilde in

Südosteuropa und ihre Beziehungen zur byzantinischen Ikonographie“ (29-37); JOHANNES KRAMER beschäftigt sich aus sprachwissenschaftlicher Sicht mit dem „Balkanischen Wanderwort pitta ‚Blätterteiggebäck‘“ (39-54), wo deutlich das Wort (mit seinen etymologischen Verzweigungen) über die (schmackhafte) Sache den Sieg davonträgt. Schon feuriger ist der Artikel von GABRIELLA SCHUBERT, „Wem gehört der/die/das Paprika?“ (55-65), die sich schon einmal dieser (Streit)Frage gewidmet hat³; der mediterranen Diät widmet sich CORINNA LESCHBER, „Wein‘ und ‚Öl‘ in ihren mediterranen Bezügen“ (73-82), gefolgt von einem „berauschenden“ Artikel von Dagmar Burkhart, „Rakija und der Rauschteufel. Zu Symbolik und Axiologie des Schnapses auf dem Balkan“ (83-96) mit Ausblicken in den ritualen Gebrauch, die einschlägigen Sprichwörter, Legenden und Geschichten,⁴ als Teufelstrunk im Gegensatz zum hieratischen Wein usw. Zur Ernüchterung braucht der Leser nun Kaffee: Er wird von VALERIA HEUBERGER serviert, „Zur Kulturgeschichte des Kaffeegenusses im Osmanischen Reich sowie im Balkanraum“ (97-110), wo auch die bekannte Geschichte, wie der „Museltrank“ während der 2. Wiener Türkenbelagerung in die Wiener Kaffeehäuser kam, im Rahmen der Verbreitung des „krankmachenden“ Getränks (Bach, „Kaffee-Kantate“) seit dem 15. Jh. gebracht wird.

Im 2. Teil wird der Themenkreis enger und beschränkt sich auf die Balkanromanik. Den Beginn macht IOANA SCHERF, „Die Sprache bittet zu Tisch‘: Zu Lebensmittelbegriffen in rumänischen Redewendungen“ (113-130, ein systematischer und rundum „sättigender“ Artikel); sprachwissenschaftlich geht THEDE KAHL vor, „Zum Schicksal kulinarischer Orientalismen“ (131-148, vor allem im Rumänischen) mit einer reichhaltigen Lexemliste und Beispielen aus der Literatur⁵; JÜRGEN KRISTOPHSON wartet mit einem etwas enigmatischen Titel auf: „Warum können Kebap und seine Ableitungen keine romanischen Erfindungen sein?“ (149-156), wobei die Revue der Turzismen bei einem schwer übersetzbaren Balkanwort endet: *chef* mit seinen semantischen Nuancen – das Wohlbefinden nach Speise und Trank, zechen, feiern (im Griechischen κέφι ein seelischer Zustand der Animierteit und des gehobenen Wohlbefindens, das sich auch in Sangesfreude und Tanzlust äußert, Lustig-Sein, Freude-Empfinden). Hier ist ein Problemfeld der Semasiologie angeschnitten, das nicht mehr nur linguistisch zu lösen ist, sondern ethnologischer Feld- und Ritualforschung bedarf.⁶ Weiter geht es mit LUMINIȚA FASSEL, „Haben die Rumänen eine eigene Küche? Eine diachronische und nicht zuletzt moldauische Perspektive“ (157-168), sowie BILIJANA SIKIMIĆ und ANNEMARIE SORESCU-MARINKOVIĆ über Nahrungsfeldforschung bei der Zigeunergruppe der Boyash: „Food of the Boyash. Comtemporary fieldwork data“ (169-184). Reiseberichte aus der Phanariotenzeit wertet dann PETER MARIO KREUTER aus: „Zuckerwerk und zehn Bouteillen Wein. Oder: Was uns Reise- und diplomatische Berichte über das kulinarische Leben in den Donaufürstentümern mitteilen können“ (185-202).⁷ Es folgt ein rumänischer Beitrag von ADRIAN MAJURU, „Timpul și memoria alimentației urbane. O atitudine față alimentație în România între anii 1840 și 1940“ (203-222) über die Änderung der Essgewohnheiten mit Verbrauchstabelle nach Produkten im Zeitraum von 1840-1940. Die letzten Beiträge des Abschnitts sind von ANTON STERBLING, „Die karge Banater Küche“ (223-238), OCTAVIAN BUDA, „Receptarea vegetarianismului în Țările

Române. O istorie a alimentației după doctorul Pavel Vasici Ungureanu (1806-1881)“ (239-252) und RODICA-CRISTINA ȚURCANU, „Erlebtes, Erzähltes, Erforschtes. Eine kulinarisch-linguistische Reise durch Rumänien mit zeitlichen und räumlichen Abstechern“ (253-274).

Der unterschwellige Eindruck eines gewissen thematisch erzwungenen Essayismus wird im letzten Abschnitt noch etwas manifester, da die rumänische Literatur auf Angaben zu Ess- und Trinkkultur durchforstet wird. Es beginnt mit ANKE PFEIFER, „Von *mămăligă*, *plăcintă* und anderen guten Sachen. Zur identitätsstiftenden Funktion von Ess- und Trinkkultur in der rumänischen Literatur“ (277-291). Hier muss auch Ionesco als gebürtiger Rumäne erhalten, in dessen absurdem Drama-Debut „La cantatrice chauve“ (1950) das Thema bereits angerissen ist, um in „La soif et la faim“ (1964) dann endgültig zum Durchbruch zu kommen, wie auch von KLAUS HEITMANN in „*Naturalia sunt turpia*. Eugène Ionescos dramatische Meditationen über das Essen und Trinken“ (293-317) besprochen wird. Den Abschluss bilden dann Urmuz (Demetru Demetrescu-Buzău, 1883-1923) mit CHRISTINA VOGEL, „Die ideale Nahrung. Das Verschlingen der Literatur im Werk von Urmuz“ (319-329), wo das anthropophagische Motiv an die „Pariser Einakter“ (1958/59) von Vasilis Ziogas erinnern⁸, und Ion Luca Caragiale mit gleich zwei Artikeln: HORST FASSEL, „Poetik und Essen. Caragiale definiert seine Zielsetzungen“ (331-356, mit einem übersetzten Anhang aus den „Fragmenten“) und ILINA GREGORI, „Meine Herren, ich bin der Enkel eines arnautischen Kochs‘. Eine Mitteilung von Ion Luca Caragiale – ein Scherz?“ (357-371), wo die Vorliebe des satirischen Dramatikers, an die griechisch-albanische Herkunft seiner Familie von der Insel Hydra zu erinnern, als Ausgangspunkt genommen wird. Seine dialogischen Sketche „Momente“ (1901), die Ionesco später als Ausgangspunkt seiner absurden Dramatik bezeichnet hat⁹, geben für das Thema der *alimentație* in Rumänien nicht allzuviel her¹⁰, vergleicht man etwa die detaillierte Beschreibung der Essgänge und Tafelfreuden, Fischarten und anderer kulinarischer Erlesenheiten im dritten Gedicht des byzantinischen Ptochoprodromos.¹¹ Der ganze Abschnitt erweckt die Lust auf Mehr. Die Untersuchung dieser erfreulichen und für die Balkankultur so charakteristischen Thematik könnte doch auf die gesamte südosteuropäische Literatur, diachronisch bis ins Altertum, ausgedehnt werden.

Das gilt in gewissem Sinne für den ganzen Band. Die wissenschaftliche Erfassung von Esswaren, Rohstoffen, Zubereitung, Würzung, Kocharten und Bratweisen, Küchengeräten, Tischsitten, Essgewohnheiten, Formen der Nahrungsaufnahme, Verhaltensweisen bei Tisch, Gebeten und Segnungen, Essgeräten, Speiseritualen, Speisen in Ritualen, Tischordnung, Familienfeiern, religiösen Festen, *slava*, Gemeinschaftessen bei *panegyria* oder nach dem Sammelumzug, Trinken, Trinksprüchen, Saufritualen, Trinkgelegenheiten, Ernüchterungsstrategien, Getränken, Essen und Trinken am Grab, Totenschmaus usw. bietet ein weites Feld kulturologischer Untersuchungsmöglichkeiten, denn die geordnete Nahrungsaufnahme ist sowohl ein sozialer wie auch ein kultureller Akt. In diesem Sinne ist der vorliegenden Band etwas strenger bei den Wörtern und Sachen geblieben, etwas mehr geschmackszentriert und gaumenfokussiert, nomenklaturfixiert und speisekartenbezogen. Essen und Trinken ist eben nicht nur Essen und Trinken im Sinne einer Überlebensnotwendigkeit, sondern

auch ein Akt kulturellen und sozialen Handelns. Oder wie ein österreichisches Sprichwort sagt: Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen.

Athen, Wien

Walter Puchner

¹ Dagmar BURKHART (Hg.), Körper, Essen und Trinken im Kulturverständnis der Balkanvölker. Beiträge zur Tagung vom 19. bis 24. November 1989 in Hamburg. Wiesbaden 1991.

² Klaus STEINKE, Die Türken und die Balkanküche. Kulinarisches und Sprachliches aus Bulgarien und Rumänien, in: ebenda, 219-227.

³ Gabriella SCHUBERT, „Pfeffer“ und „Paprika“ im Südosten Europas. Eine sprachliche und kulturhistorische Betrachtung, *Zeitschrift für Balkanologie* 28 (1992), 104-130.

⁴ In der Sammlung von Friedrich Salomo Krauss gibt es gleich vier ätiologische Anekdoten über die Entstehung dieses Teufelstrunks, dem Branntwein: Nr. 178-181, in: Friedrich Salomo KRAUSS, Volkserzählungen der Südslaven. Märchen und Sagen, Schwänke, Schnurren und erbauliche Geschichten. Hgg. Raymond L. BURT/Walter PUCHNER. Wien, Köln, Weimar 2002, 298-312 und 638.

⁵ Thede KAHL, Dynamics of the Common Balkan Lexemes. New Research Perspectives and Desiderata in the Field of Balkan Linguistics, *Die Welt der Slaven* 59 (2014), 310-334, 331.

⁶ Zu regionaler, sozialer und individueller Nuancierung und Ausführungsvarianten der Gebärdensprache etwa: Walter PUCHNER, Studien zur Volkskunde Südosteuropas und des mediterranen Raums. Wien, Köln, Weimar 2009, 557-564. Zu den psychischen Voraussetzungen dieser Art des Feierns vgl. die wesentlichen Anmerkungen von Brandl in Rudolf BRANDL/Diether REINSCH, Die Volksmusik der Insel Karpathos. Die Lyrasmusik von Karpathos. Eine Studie zum Problem von Konstanz und Variabilität instrumentaler Volksmusik am Beispiel einer griechischen Insel 1930-1981. Göttingen 1992 (1. Hbd.) und meine Anzeige in *Südost-Forschungen* (53) 1994, 623-628.

⁷ Ein gutes Bild über die Verschwendungssucht und den Modeputz der Adelsklasse geben nun auch die auf Griechisch verfassten Satiren aus Bukarest vor und nach 1800 ab: Walter PUCHNER, Κοινωνικές σάτιρες στο ελληνικό προεπαναστατικό θέατρο (1800-1820). „Κωμωδία νέα της Βλαχίας“, „(Τα αγρούρια του Γενεράλη)“, „Ο χαρακτήρ της Βλαχίας“. Athen 2014.

⁸ DERS., Ποίηση και μύθος στα θεατρικά έργα του Βασίλη Ζιώγα. Athen 2004, 49-95 – das Motiv ließe sich balkanweit in der Literatur mit Gewinn untersuchen.

⁹ Eugène IONESCO, Notes et contre-notes. Paris 1965, 117-120.

¹⁰ Vgl. zu diesen dramatischen Miniaturen und ihrer dramenhistorischen Bedeutung: Walter PUCHNER, Historisches Drama und gesellschaftskritische Komödie in den Ländern Südosteuropas im 19. Jahrhundert. Vom Theater des Nationalismus zum Nationaltheater. Frankfurt/M. u. a. 1994, 108-110. Und zum Vergleich mit Ionesco: Samuel MINEA, Das Drama des Alltags bei Caragiale und Ionesco. Diss. Wien 1977.

¹¹ Dazu die hervorragende deutsche Übersetzung von Hans EIDENEIER, Ptochoprodromos. Einführung, kritische Ausgabe, deutsche Übersetzung, Glossar. Köln 1991 (Neograeca Medii Aevi, 5).

Δημοτικό Τραγούδι και Ιστορία. 5ο Πανελλήνιο Συνέδριο, Καρδίτσα 23-25 Οκτωβρίου 2015, Πρακτικά [Volkslied und Geschichte. 5. Panhellenischer Kongress, Karditsa 23.-25. Okt. 2015, Akten]. Hgg. Evangelos ΑΥΔΙΚΟΣ / Β. ΚΟΖΙΟΥ. Karditsa: Zentrum für Historische und Laographische Studien „Apollon“ 2017. 558 S., Abb., Musiknoten, ISBN 978-960-89243-5-2

Die themenspezifischen volkskundlichen Kongresse, die seit Jahren in der thessalischen Kreisstadt Karditsa in schöner Regelmäßigkeit stattfinden und vom Zentrum für Historische und Laographische Studien „Apollon“ und der Abteilung für Geschichte, Archäologie und Sozialanthropologie der Universität Thessalien organisiert werden, ziehen einen großen Kreis volkskundlich interessierter Lehrer und Professoren an. Sie zeichnen sich durch die große Anzahl der Beiträge, manche auch sehr spezifisch, aus, bringen jedoch auch innovative Fragestellungen, die für die Kulturforschung von allgemeinerem Interesse sind. Der 1. Kongress war den Musikinstrumenten und Musikanten gewidmet, der 2. dem Kulturerbe von Thessalien, der 3. hatte das Thema „Frau und Tradition“, der 4. Volkskultur und Schule, und 2015 war der Kongress dem historischen Volkslied bzw. der Beziehung der gesungenen Oralkompositionen zur Geschichte gewidmet. Hier seien nur die interessantesten Beiträge besprochen.

Den Beginn macht EVANGELOS ΑΥΔΙΚΟΣ, Professor für Sozialanthropologie der Universität Thessalien in Volos, mit seinem Referat zu den Lamentationen über die Gefallenen in den Makedonienkriegen 1912-1913 (13-41), v. a. über die Ermordung von Georg I. am 18.3.1913 in Thessaloniki. Die Analysen von Klageliedern können sich auf eine breite Bibliographie stützen, die Lektüre der vielen Beispiele bleibt dennoch bewegend. Die Fortsetzung bringt L. A. GRIVELLAS zu den Kleftenliedern (42-52) und der Rezensent zu Historizität und archetypischen Mythen im Volkslied des Balkanraums (53-61).¹ Unter den weiteren Beiträgen ist zu erwähnen das Referat von IOANNIS ΠΑΡΑΚΟΣΤΑΣ über eine unbekannte anonyme Volksliedsammlung aus dem Jahr 1842, entstanden in Lixuri auf Kefalonia (69-78) sowie die methodologische Kritik von M. G. ΜΕΡΑΚΛΙΣ an der Kritik von Giannis Apostolakis der epirotischen Volksliedsammlung von P. Aravantinos aus dem Jahre 1880 (79-86).

Von besonderem Interesse ist der Artikel von ANTONIS A. ANTONIU über den ökonomischen Realismus im Volkslied (87-94), v. a. in den Liedern auf die Fremde, aber auch in satirischen Liedern auf den bejahrten reichen Bräutigam, die „romantischen“ Schriftkundigen, in Hochzeitsliedern usw.; aber unübertroffen an Aktualität ist der umfangreiche Beitrag von GEORGIOS I. ΘΑΝΟΠΟΥΛΟΣ, zu den improvisierten Volksliedern von Volksdichtern und Reimeschmiedern auf die gegenwärtige Wirtschaftskrise Griechenlands (95-124): die Überbesteuerung; die nicht mehr zu bezahlenden Kredite; die „giftigen“ Rechnungen, die mit der Post eintreffen; die *capital controls* und die Schlange der Rentner, die vor den Geldautomaten stehen; die Besuche der Troika in Athen, die zu immer neuen Steuerbelastungen führt; Armut und Arbeitslosigkeit; die teuren Medikamente; Zustände, die die Nachkriegszeit in Erinnerung bringen; die Verantwortungslosigkeit der Politiker; die

stufenweise Reduzierung von Gehältern und Pensionen, aber auch die unbebauten Felder, die verschwendeten Hilfspakete aus Brüssel, die Leichtfertigkeit der Kreditaufnahme; die Steuerhinterziehung als Nationalsport; der Rückgang der Geburtenrate und Eheschließungen; das Memorandum in wiederholten Auflagen als neue Okkupation; Aufrufe zum Widerstand; die „kalanda“ (Neujahrslieder) auf Angela Merkel („Erster Monat, Jahresanfang – wir leben im tiefsten Winter / ein guter Anfang dieses Jahr – zugleich eine Besetzung...“, oder: „Erster Monat, Jahresanfang / im Schneesturm der Krise / der kommt auch dieses Jahr / vom Thron der Troika. // Die Nummer Dreizehn kommt / und begrüßt uns alle / und aus Berlin kommt sie / mit Geigen und Klarinetten“). Weitere Themen sind Realitätsflucht, Depression, die Auswanderung der jungen Generation, Satire und Humor, das Motiv der Zahlungsverweigerung usw. Diese provisorische Sammlung allein ist ein getreues Stimmungsbarometer der öffentlichen mentalen und psychischen Reaktionen breiter Populationsschichten auf die Krise: Wut und Verzweiflung, Selbstkritik und Depression, das Gefühl der Fremdherrschaft und gewaltsamen Okkupation (Reminiszenzen der historischen Vergangenheit), Satire und Humor, Trauer um die junge Generation, düstere Zukunftsaussichten, Aufrufe zum Widerstand usw. Der in den balkanischen Volkskulturen traditionelle Widerstand gegen den Staat findet hier vorgegebene Mentalitäten und fertige Formulierungen aus der Vergangenheit – der Graben zu „Europa“ ist wieder breiter geworden.

Weiter von Interesse ist die Studie über die Auswanderungslieder in Zagora im Pelion-Gebirge (125-134), den Einfluss der byzantinischen Musik auf den Volksgesang (155-161); V. D. ANAGNOSTOPOULOS über das Motiv des Verrats der Tochter, die sich als Palikare verkleidet, durch den Hl. Georg (162-169)²; zum selben Thema auch PANAGIOTIS NANNOS (170-177). Weitere Studien beschäftigen sich auch mit dem Tanz: ZOI N. MARGARI zum „Makrynitsa“-Tanz im Pelion-Gebirge (178-190, mit reichhaltiger Bibliographie); Tanzspezialist K. G. SACHINIDIS über historische getanzte Lieder im Kreis Elasson in Nordthessalien (191-215); A. CH. CHEILARI zum „tsakonischen“ Tanz (245-251). Interessant auch der Beitrag zur Obszönität im Volkslied von A. KUBURA (286-293) mit ihrer satirischen Übersteigerung ins Groteske sowie der historische Beitrag von K. LIAPIS über die Revolution von 1821 im Pelion-Gebirge im Volkslied (340-350). Andere Studien beschäftigen sich mit den Varianten der Ballade von der Artabrücke (358-365); der weiblichen Schönheit im zypriotischen Volkslied (366-374); mit historische Liedern auf namhafte Räuber (375-382); oder Partisanen-Liedern aus Kreta (383-392). Ein Großteil der übrigen Beiträge ist pädagogischen Themen gewidmet: der Unterricht des Volksliedes in der Schule, das Volkslied in der Schullektüre und den Textbüchern, die Singpraxis in der Klasse, innovative Programme für Singen und Instrumentenspiel usw. Ein Großteil des Publikums und der Kongressteilnehmer kommt aus der Lehrerschaft.

Der nächste Kongress ist den Pflanzen und Kräutern in Therapie, Magie, Kochkunst und Kosmetik gewidmet. In Griechenland nach wie vor eine Domäne der besseren weiblichen Hälfte.

Athen, Wien

Walter Puchner

¹ Vgl. Walter PUCHNER, *Die Folklore Südosteuropas. Eine komparative Übersicht*. Wien, Köln, Weimar 2016, 19-38, 264-296.

² Zur balkanischen Verbreitung: ebenda, 37f., 294f., mit weiterer Bibliographie.

Panagiōtēs Iō. KAMĒLAKĒS, Οικονομική ζωή και επαγγέλματα της Κιμώλου (17ος-20ός αιώνας)
 [Wirtschaftsleben und (traditionelle) Berufe auf Kimolos (17.-20. Jh.)]. Athen: Kimolia-
 ka Nea 2016 (Κιμωλιακή βιβλιοθήκη, 10). 174 S., zahlr. Abb., ISBN 978-618-82462-1-8

Unter den vielen, immer noch erscheinenden Lokalmonographien über ein Dorf oder eine Mikroregion mit gemischtem historisch-ethnographischen und regionalkundlichen Inhalt aus dem ägäischen Inselraum sei hier eine kleine Monographie über das Wirtschaftsleben der „Kreide-Insel“ Kimolos in den Kykladen vorgestellt, die der ehemalige Redaktor des Forschungszentrums der Griechischen Laographie der Akademie Athen, Panagiotis Kamilakis, als Beiwerk zu einer Druckausgabe der Handschrift des genannten Volkskundearchivs aus der Feder von Georgios K. Spyridakis über einen Forschungsaufenthalt auf der Insel aus dem Jahr 1963¹¹ erarbeitet hat. Sie wurde von privater Seite finanziert und vom heutigen Bürgermeister der Insel in Auftrag gegeben sowie eingeleitet, und zeichnet sich durch ihren Materialreichtum, die gute Lesbarkeit und die vielen Illustrationen, sowie die dichte bibliographische Belegung aus. Der 1. einleitende Teil bringt allgemeine Informationen (15-50): die geographische Beschreibung der vulkanogenen und metallreichen Insel, der Rückgang der Einwohnerzahlen im 20. Jh. und die Populationsentwicklung seit dem 17. Jh. (mit den wichtigsten Archontenfamilien) sowie eine kurze Geschichte der seit dem Altertum für ihren weißen Bimsstein bekannten Kykladeninsel, die eng mit der größeren Nachbarinsel Milos verbunden ist und während der Türkenzeit viele Piratenüberfälle auszustehen hatte.

Der 2. Teil ist dem eigentlichen Wirtschaftsleben gewidmet: In einer Einleitung (51-64) wird auf die Wichtigkeit des Seehandels und des Bimssteinabbaus hingewiesen, eine Tätigkeit, welche die Handelsverträge des Osmanischen Reiches mit Russland Ende des 18. Jh.s erleichterte. Im Abschnitt zur primären Produktion (65-96) kommt die Landwirtschaft zur Sprache, die Viehzucht, Fischfang und Jagd sowie Bienenzucht. Diese Ressourcen wurden niemals in dem Maße ausgenutzt, wie dies möglich gewesen wäre, denn die Sekundärwirtschaft (97-108) mit Handarbeit und Manufakturen sowie dem Abbau, der Verarbeitung und der Ausfuhr von Bimsstein, Ton und Metallen war immer bedeutender. Zu dem relativen Wohlstand führten auch die Seefahrt und die Auswanderung (109-123). Dies ist alles historisch, aus Reiseberichten und anderen Quellen, Statistiken und Lokalgeschichten, aufgearbeitet und akribisch illustriert und wird in den Ergebnissen der Untersuchung synoptisch zusammengefasst, wo auch die Grenzen der Interpretierbarkeit der Informationen festgehalten sind, sowie ein Ausblick auf die rezenten Entwicklungen durch den Tourismus

gegeben wird; zusammen mit der unbewohnten Nachbarinsel Polyaiço gehört die Insel zu den europäischen Naturschutzgebieten von „Natura 2000“. Mehrere Anhänge (130-164) bringen noch verschiedene historische Originaldokumente, darunter auch ein Glossar zu den Einzelteilen der Segelboote, Volkszählungen, Berufsstatistiken, Dokumente zum Vereinswesen, Lageberichte aus dem Bürgermeisteramt usw. Das sympathische Bändchen ist von einer Spezialbibliographie beschlossen (165-173).

Athen, Wien

Walter Puchner

¹ Georgios K. SPYRIDAKIS, *Λαογραφικά σύμμεικτα της Κιμώλου. Λαογραφική αποστολή εις Κίμωλον* (14-29 Αυγούστου 1963). Einleitung, Editorial, Glossar von Panagiotis KAMILAKIS. Athen 2015.

Konstruktionen mediterraner Insularitäten. Hgg. Reinhold von BENDEMANN / Annette GERSTENBERG / Nikolas JASPERT / Sebastian KOLDITZ (unter Mitarbeit von Kathrin KELZENBERG). Paderborn: Verlag Wilhelm Fink / Ferdinand Schöningh 2016 (Mittelmeerstudien, 11). 279 S., zahlr. Abb., Grapheme, Kartenskizzen, ISBN 978-3-7705-5826-1 (Fink) / ISBN 978-3-506-76633-5 (Schöningh), € 44,90

„Der vorliegende Sammelband dokumentiert die Ergebnisse der vom Bochumer Zentrum für Mittelmeerstudien veranstalteten Tagung ‚Konstruktion mediterraner Insularitäten‘ (31. Mai und 1. Juni 2013). Initiator war eine interdisziplinäre Arbeitsgruppe des Zentrums, die sich über zwei Jahre hinweg kritisch mit dem Konzept der Insularität auseinandergesetzt hatte. Aufgrund der in langen Diskussionen gewonnenen Überzeugung, dass sich die Vielfalt mediterraner Inseln als historische Landschaften kaum durch ein einheitliches Konzept von „Insularität“ beschreiben lässt, formulierte die Gruppe für die Tagung das Ziel, diesen Begriff in die Pluralität seiner Konstruktionsweisen aufzulösen und den zugehörigen, aus rezenten Forschungsdiskursen erwachsenden Paradigmen vertieft nachzugehen. Vor diesem Hintergrund ist das breite Spektrum der Fragestellungen und Herangehensweisen der im vorliegenden Band versammelten Aufsätze zu verstehen.“ So beginnt die tiefeschürfende Einleitung der Herausgeber (6-41), die Forschungsgeschichte, -stand und -problematik der internationalen *Nissologie* mit geradezu stupender Literaturkenntnis aufrollen, um dann bei den Mittelmeerinseln zu landen, wobei die Forschung immer mehr das Westmittelmeer als das ostmediterrane Becken (also Südeuropa statt Südosteuropa) im Auge gehabt hat, was zweifellos mit dem traditionell düsteren Byzanz-Bild zu tun hat und den negativen Konnotationen des Osmanischen Reichs bzw. dem kognitiven Stereotyp vom Pulverfass Balkan. Als Kontergewicht kann eigentlich nur die griechische Antike in die Waagschale gelegt werden (einen Ausnahmefall bildet Zypern aufgrund der maritimen Pilgerreisen nach Palästina). Es ist erstaunlich, dass das französische Konzept einer *méditerranéité*, das in der

1960er und 1970er Jahren v. a. die Sozialanthropologie zu vergleichenden Studien rund um das Mittelmeerbecken angereizt, heute aber an Elan wesentlich eingebüßt hat (im Vergleich etwa zur Balkanologie), kein pointiertes eigenständiges Insular-Konzept entwickelt hat, sondern gleichsam an den Küstenstränden vor dem Meer stehengeblieben ist und vorwiegend nur Großinseln wie Sizilien, Sardinien und Zypern behandelt hat, also Inseln die über bedeutende quasi-kontinentale Binnenlandflächen verfügen, welche mit dem Meer eigentlich nichts mehr zu tun haben.

Das Meer isoliert und verbindet gleichzeitig. Die Naturgegebenheiten führen zu Introversion und Stabilität in der *longue durée*, die Begrenztheit der Ressourcen aber zu Extrovertiertheit (ähnlich wie bei den Bergsiedlungen) und geostrategische Schlüsselstellen führen zu Handel und Fernkontakten oder auch zu militärischen Operationen, Besetzungen und Fremdherrschaften (also Instabilität). Die gut belegte und von einer enormen Nachweislast rezenter Bibliographie begleitete Einleitung der Herausgeber setzt sich zuerst mit der Definitionsfrage auseinander („Von Inseln zu Insularitäten. Zu Terminologie und Forschungsgeschichte“), setzt sich mit Begriffen wie *islandness* und *insularity* und ihren Konnotationen in den „Island Studies“ (mit Periodikum „Island Studies Journal“) auseinander, wobei geographische Größe und kontinentale Nähe eine Rolle spielen (sind die Briten eigentliche Inselbewohner?). Die Definitionsfrage führt zur Erkenntnis, dass es verschiedene „Erfahrungs- und Verarbeitungsmodi ‚insularer Welten‘“ gibt: 1) natürliche Voraussetzungen und sinnliche Wahrnehmung (rundherum Wasser, Innenansicht-Außenansicht, Gesundbrunnen und Heilungsparadiese, Erholungsraum, Hippokrates/Kos); 2) kognitive Konzeptualisierung und Darstellungsformen (Geographie, Mythos, Segel-Itinerare und *Periplous*-Literatur, Archipelagos, einmalige und seltene Ressourcen usw.); 3) soziale Inszenierung und Persistenz (Laboreffekt der Isolation, Utopien von idealen Gesellschaften, Autonomie, Kolonialisierung, Erwartungshaltungen der Einheitlichkeit, Atlantis und ihre Rezeptionsgeschichte); und 4) emotive Auffassung und religiös-metaphysische Integration (Glücksparadiese, Insel der Seligen, Reiseprospekte, Straf- und Verbannunginseln, Mysterienkulte, Stationen der Verbreitung des Christentums, aber auch der Flüchtlinge aus Afrika und Asien). In der umgreifenden Spannweite der Interdisziplinarität des Ansatzes hat jeder Leser sicher noch etwas zu ergänzen: Als Balkanologe würde ich anmerken, dass es nicht nur Lampedusa ist, das unter dem Flüchtlingszustrom praktisch versinkt, sondern auch Chios und Lesbos/Mytilene (24), als Kulturhistoriker, dass es nicht nur Malta als Schiffbruchsinsel des Apostels Paulus anzuführen ist, sondern auch Zypern für Lazarus nach seiner Wundererweckung (26).¹ Ein weiterer Abschnitt „Insularität des Mittelmeerraums – Horizonte der Forschung“ geht dann auf die dominante Westperspektive ein, die Dialektik von Abgrenzung und Konnektivität, das beschränkte Interesse der *Nissologie* am Mittelmeerraum – im Ostmittelmeerraum herrscht eher das archäologische Interesse vor (Kykladen, Zypern). Unter sozialanthropologischen Aspekten sind nur die Arbeiten von Emile Kolodny genannt.² Der Abschnitt endet mit der Beobachtung, dass nur die staatliche Eigenständigkeit und die Zugehörigkeit zur EU spezifische Inselforschungsprogramme dynamisiert haben, was v. a. Malta und Zypern betrifft.

Die Einleitung endet dann mit einer ausführlichen Darlegung der „Ergebnisse und Schwerpunkte der Beiträge dieses Bandes“.

Nach der Lektüre des Sammelbandes verbleibt der Leser mit dem Eindruck, dass sich diese gewichtige Einleitung eigentlich für ein konziser gefasstes Kompendium geeignet hätte, als es die eher disparaten Beiträge dann tun. Der enorme Radius der Interdisziplinarität (von der prähistorischen Archäologie über Antike, Mittelalter, Neuzeit bis hin zur rezenten politischen und sozialen Geschichte) hat dies wohl nicht mehr erlaubt. Hier hätten z. B. auch die natur- und kulturgeographischen Arbeit von Helmut Riedl und der Salzburger Geographischen Schule, die Inseln und Inselsiedlungen wie Santorini, Mykonos, Syra, Naxos, Siphnos, Seriphos und Thasos systematisch behandelt haben, ihren Platz.³ Die Ergänzungsmöglichkeiten an Konzepten und Methoden sind praktisch uferlos und das ist wohl auch die Crux dieser Fächerkombination mit dem Zentrum die „Insel“. Die vergleichende Balkanologie könnte die Problematiken rund um die Insularität jedoch gewinnbringend in ihre methodologischen Konzepte einbauen, denn erkleckliche Teile der südosteuropäischen Kulturgeschichte der Neuzeit, im adriatischen, ionischen und ägäischen Raum, in Kreta und auf Zypern, hat sich aufgrund der „fränkischen“, venezianischen und genuesischen Herrschaft auf den Inseln abgespielt. Dies lässt sich auch kulturgeographisch in einem Langzeitmodell von konzentrischen Ringen rund um den kontinentalen Balkanraum belegen: Im Westen, Süden und Osten sind es die Inselregionen und Küstenstreifen, die zuerst auf die literarischen Vorbilder der Italienischen Renaissance, des Manierismus und Barock reagieren.⁴

Die neun z. T. umfangreichen Beiträge setzen mit MARCO FRENSCHKOWSKI ein: „Fortunatae Insulae. Die Identifikation mythischer Inseln mit realen geographischen Gegebenheiten in der griechischen und römischen Antike“ (43-73). Die Typologie dieses weitreichenden Ansatzes, der sich nicht nur auf den Mediterranraum beschränkt, enthält Paradiesinseln, Toteninseln, numinous-gefährliche Eilande, utopische Eilande und reale, aber sagenumwobene Inseln, Orte des Numinosen, des Eschatologischen, des Monströsen, des Utopischen oder der Glückseligen, meist im Westen angesiedelt (Atlantik, Nordsee, Westmittellmeer), jedoch immer an Rande der damals bekannten Welt. In die Antike führt auch der 2. Beitrag: CHRISTY CONSTANTAKOPOULOU, „Centrality and Peripherality. Insularity and the Appeal of the Religious Networks of Delos and Samothrace in the Classical and Hellenistic Periods“ (75-93) – Delos war Sakralzentrum wegen seiner zentrale kontaktiven Lage, Samothrake wegen seiner Isolation und peripheren Lage; hier ist also die gleiche Dialektik am Werk wie beim Insel-Sein generell: Isolationstrend und Kontaktfreude, das Meer trennt und verbindet. Eine weite chronologische Spannweite hat sich SIMON PUSCHMANN vorgenommen: „Insularum Varietas. Die Inseln Lesbos und Chios in Antike und Mittelalter“ (95-116); was die beiden ziemlich unterschiedlichen Inseln der Ostägäis verbindet, ist die Anbindung an das kleinasiatische Festland, die Fernkontakte aufgrund ihrer geographischen Lage, die Anpassung an historisch wechselnde Machtblöcke wie Persien, Athen, Genua und das Osmanische Reich. Diese 1000-Jahr-Studie ist spannend zu lesen, denn solche Übersichten sind selten. Die Verschiedenheit der beiden

Inselschicksale könnte größer nicht sein: Mehmet II. eroberte Lesbos 1463 gleich nach der Einnahme von Konstantinopel, Chios wurde erst 1566 dem Osmanischen Reich einverleibt, behielt aber wesentliche Privilegien bei. Beide waren Handelsstationen, agierten aber auch als Seemächte an der Peripherie; von Isolation ist eigentlich wenig zu erkennen. Sobald es die Machtkonstellation im Archipelagus erlaubte, entwickeln sie Autonomiebestrebungen; diese haben jedoch niemals zu Konflikten zwischen den beiden Inseln geführt.

Nach Sizilien führt dann GIUSEPPE PETRALIA, „Im Herzen des Mittelmeers. Das mittelalterliche Sizilien zwischen regionaler Dimension und mediterranen Systemen“ (117-135), von unmittelbarem Interesse für die Südosteuropa-Forschung ist jedoch der sozialanthropologische Beitrag von CHRISTIAN GIORDANO, „Mediterrane Insularitäten zwischen Zentrum und Peripherie: Selbstrepräsentationen und Handlungsstrategien“ (137-159), der auf die Übertragbarkeit der „transmediterranen Metapher“ am Ende auch hinweist.⁵ Es geht um folgendes: Alle großen Inseln des Mittelmeers, Zypern, Kreta, Sizilien, Sardinien und Korsika haben Jahrhunderte wechselnder Fremdherrschaft hinter sich, die zu einer „politischen Kultur des öffentlichen Mißtrauens“ führten (Kapitelüberschrift mit Untertitel: „Zur Rationalität von mediterranen Betrogenen der Geschichte“). Ich zitiere weitere indizierende Titel thematischer Unterabschnitte: „Die Ungerechtigkeit der dritten Gewalt. Die Justiz als heimtückische Staatsinstanz“, „Politik und öffentliche Verwaltung als Depravationsprozess. Politiker und Staatsbeamter als „Kleptokraten“, „Die Gesellschaft als Patronage- und Klientel-system“, „Ambivalenzen und Konflikte zwischen staatlicher Legalität und gesellschaftlicher Legitimität. Zur sozialen Logik des öffentlichen Misstrauens in der politischen Kultur“ und „Schlußbemerkungen. Zur Rationalität des öffentlichen Misstrauens mediterraner Akteure“. Dies ist für Sardinien und Sizilien geschrieben, entspricht aber ziemlich genau der balkanischen Widerstandskultur gegen Staat, Gesetz und Öffentlichkeit. Ich zitiere aus der Zusammenfassung: „Der hier zum Schluss erwähnte politische Skeptizismus mediterraner Akteure lässt sich am deutlichsten in den Inselgesellschaften empirisch beobachten. In diesem Sinne sind vor allem Sizilien, Sardinien, Korsika, Kreta und Zypern aufgrund des regen, historisch nachweisbaren Fremdherrschaftswechsels und der entsprechend tiefgreifenden Überlagerungserfahrungen der Menschen besonders geeignete Feldforschungsräume für die empirisch arbeitende Anthropologie“ (159). Diese „transmediterrane Metapher“ lässt sich, so das Fazit, auch auf Südosteuropa oder Südamerika übertragen.

JULIA CHATZIPANAGIOTI-SANGMEISTER beschäftigt sich mit Reiseberichten über Zypern: „Der Wechsel der Worte. Netzwerke, Informationskanäle und Rezeption des Anderen in Reiseberichten des 18. Jahrhunderts über Zypern“ (161-173). Als letzte Station der Seereise ins Heilige Land (und erste auf der Rückreise) war Zypern seit dem Mittelalter die am besten dokumentierte Insel des Mittelmeerraums, was die Reiseberichte betrifft. Interessant ist nun die Informationsbeistellung in der osmanischen Zeit der Insel nach 1571. Das Informantennetzwerk oraler Natur bestand zu dieser Zeit (im 18. Jh. setzt dann die periegetische Literatur dynamischer ein) aus katholischen Geistlichen, Konsulatsbeamten und Kaufleuten. Aufgrund fehlender Sprachkenntnis bzw. beschränktem Bewegungsradius kommen die Periegeten selten mit Einheimischen in Kontakt.

Die restlichen Beiträge beschäftigen sich mit verschiedenen Themen: GIAN FRANCO CHIAI, „Thinking Spaces as Islands. Insularität als mentales Modell in der Antike“ (175-198), DIRK GODENAU, „Islands, Borders and Migratory Transnationalism. The Case of South Moroccans and the Canary Islands“ (199-223) und CHRISTIAN DEPRAETERE/MICHAEL MEICHSNER, „A Geohistorical Perspective on the Islands of the Mediterranean and the Baltic Sea“ (225-264). Der interessante Band ist von einem Register beschlossen.

Athen, Wien

Walter Puchner

¹ In seinem zweiten Leben Bischof der Stadt Kition/Larnaka, in Zypern auch als Heiliger verehrt, dies nach der orthodoxen Tradition; nach der katholischen landete er auf der Mittelmeerflucht in Marseille, vgl. Walter PUCHNER, Studien zum Kulturkontext der liturgischen Szene. Lazarus und Judas als religiöse Volksfiguren in Bild und Brauch, Lied und Legende Südosteuropas. 2 Bde. Wien 1991, I: 35f., II: 175-179.

² Emile KOLODNY, La population des îles de la Grèce, 3 Bde. Aix-en-Provence 1974; DERS., Îles et population en Méditerranée orientale. Istanbul 2004. Zu zahlreichen anderen Monographien darf ich auf die Bibliographie in Walter PUCHNER, Studien zur Volkskunde Südosteuropas und des mediterranen Raums. Wien, Köln, Weimar 2009, 29f., 36-43 verweisen, sowie DERS., *Θεωρητική Λαογραφία*. Athen 2009, 64-66, 77-91.

³ Herausgegeben in den Editionsreihen „Salzburger Beiträge zur Geographie des mediterranen Raums“, „Salzburger Geographische Arbeiten“ und „Salzburger Geographische Materialien“, v. a. in den Bänden der Beiträge zur Landeskunde Griechenlands I-VI (1979, 1981, 1989, 1993, 1995, 1998) sowie in selbständigen Monographien (Santorini/Mykonos 1980, Syra 1981, Naxos 1982, Siphnos 1983, Seriphos 1986, Thasos 1994). Vgl. dazu Helmut RIEDL, Die Griechenlandforschung am Institut für Geographie (Rückblick und zukünftige Aspekte), in: Jürgen BREUSTE/Martina FROMBILD-EISEBITH (Hgg.), Raumbilder im Wandel. 40 Jahre Geographie an der Universität Salzburg. Salzburg 2005, 9-25; Herbert WEINGARTNER, Greece as Research Area for Austrian Geographers. History, Projects, Results and Perspectives, in: Herbert KRÖLL (Hg.), Austrian-Greek Encounters over the Centuries. History, Diplomacy, Politics, Arts, Economics. Innsbruck, Wien, Bozen 2007, 197-204 (mit detaillierter Bibliographie).

⁴ Dazu Walter PUCHNER, Die Literaturen Südosteuropas. 15. bis frühes 20. Jh. Ein Vergleich. Wien, Köln, Weimar 2015.

⁵ Dazu Christian GIORDANO, The Anthropology of Mediterranean Societies, in: Ullrich KOCKEL/Mairead N. CRAITH/Jonas FRYKMAN (Hgg.), A Companion to the Anthropology of Europe. Oxford 2012, 13-31, und DERS., Ehre, Status, Reputation und Schichtzugehörigkeit in der sizilianischen Gesellschaft. Eine sozialanthropologische Untersuchung, in: Wolfgang GRUBER/Stephan KÖHLER (Hgg.), Siziliens Geschichte. Insel zwischen den Welten. Wien 2013, 188-204.

Medieval and Early Modern Performance in the Eastern Mediterranean. Hgg. Arzu ÖZTÜRKMEN / Evelyn Birge VITZ. Turnhout: Brepols Publishers 2014 (Late Medieval and Early Modern Studies, 20). XXXVI, 576 S., 82 Abb., ISBN 978-2-503-54691-9, € 130,-

Der dem verstorbenen türkischen Theaterhistoriker Metin And gewidmete und von RICHARD BAUMAN mit Reflexionen zum *performative turn* in den Kulturwissenschaften eingeleitete, umfangreiche und gehaltvolle Band geht auf eine Konferenz in der Boğaziçi Universität in der Bosphorus-Metropole 2007 mit dem Thema „Performance and Performers in the Eastern Mediterranean from the 11th to the 18th Century“ zurück und unterstreicht in der ausführlichen Einleitung (XXI-XXXVI) neben den Inhaltsanalysen der Einzelkapitel zu Beginn auch die Tatsache, dass in den Studien zum Kulturbegriff der z. T. imaginierten *mediterraneité* der sozial- und kulturanthropologischen Studien seit den 1960er Jahren der Ostmitteleerraum der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Periode vorwiegend unter der Osmanenherrschaft zu kurz gekommen ist, was natürlich auch vorwiegend eine Quellenfrage darstellt. Die relative lange Inkubationszeit des Sammelbands, der an Qualität und Quantität die einfachen Kongressakten eigentlich schon übersteigt, ist jedoch der Ausgewogenheit in der Thematik und z. T. auch der Güte der Inhalte zugute gekommen. Dabei sind durchaus nicht alle Beiträge von gleicher Innovativität. In der Performance-Diskussion um eine mögliche Definition dieses Begriffs folgt man eher den Eingrenzungsversuchen von Richard Bauman¹ und schließt folkloristische Gattungen wie die oralen Erzählgenres und das Schattentheater, aber auch traditionelle Tanzformen mit ein. Diese bedeutende Spannweite von Phänomenen die nach den methodischen Vorgaben der *performance studies* große Teile der Gesamtkultur umfassen, werden in fünf Hauptgruppen untergeteilt: „Verbal Art as Performance“, „Performance Under Imperial Realms“, „Modes and Varieties of Entertainment“, „Iconography“ und „Ritual Roots of Performance“. Die Auswahl der Einzelthemen ist nicht nur auf das Vorhandensein von ausgewiesenen Spezialisten angewiesen, sondern vielfach auch einfach durch die historische Quellenlage bestimmt.

Der 1. Teil, „Verbal Art as Performance“, umfasst sieben Studien. Den Beginn macht, nach einem Kurzaufsatz zu Leben und Werk von Metin And (1927-2008) aus der Feder der Herausgeber (3-4), die Studie des Geehrten „Storytelling as Performance“ (5-18), der eine Typologie und Morphologie des *meddah* in der arabischen und osmanischen Literatur gibt bzw. zum Märchenerzähler in der heutigen Türkei, im Iran und in Ägypten. Jeder Einzelbeitrag ist durch eine Bibliographie abgeschlossen. In der Folge kommen die hebräischen Geschichtenerzähler und ihre performativen Elemente zur Sprache (REVITAL REFAEL-VIVANTE, „The *Maqama* – Between a Tale and a One-Man Show. In Search of its Form of Performance“ 19-36), z. T. auf Shmuel Moreh² rekurrierend; sodann die performativen Elemente im spätmittelalterlichen Epos (spätes 15. Jh.) der anatolischen Turk-Völker „Dede Korkut“³, die deutlich auf orale Übermittlung weisen (ARZU ÖZTÜRKMEN, „Orality, Text, and Performance in the Book of *Dede Korkut*“, 37-46), die Performabilität der kroatisch-glagolitischen Legende um den Hl. Johannes Chrysostomos (MARIJA-ANNA DÜRRIGL, „Signals of Performability in the Croatian Glagolitic ‚Legend of St John Chrysostom‘“, 47-62), deren Text wahrschein-

lich laut vorgelesen wurde (mit einem Textbeispiel zur Dialogizität und dem Gebrauch der direkten Rede – diese Elemente sind jedoch in der Predigtliteratur ist Ost- und Westkirche seit der Kirchenväterzeit gang und gäbe)⁴. Nach Acra in Palästina während des 7. Kreuzzugs 1248-54 entführt uns der darauffolgende Beitrag, wo Jean de Joinville, der Autor von „Vie de Saint Louis“, 1250/1251 ein französisches *Credo in Deum* verfasst hat, dessen Illustrationen erstaunliche Dramatik aufweisen (MICHAEL CORSCHMANN, „The Performance of Joinville’s *Credo*“, 63-76), während die letzten beiden Beiträge dieses Abschnittes wieder zur Oralität zurückführen: zur Fabel um den Fuchs, der sein Herz zu Hause gelassen hat, als rabbinisches Predigtmärlein (AT/ATU 91) (DAVID ROTMAN, „Medieval Folktales, Modern Problems, and a Gifted Preacher. The Case of Rabbi Joseph Hayyim and the ‘Tale of a Fox that Left his Heart at Home’“, 77-88) und zu der in Ost und West verbreiteten syrisch-griechischen hagiographischen Siebenschläferlegende um die Siebenschläfer von Ephesus (EVELYN BIRGE VITZ, „The Seven Sleepers of Ephesus’. Can We Reawaken Performance of the Hagiographic Folktales?“, 89-121; mit Textbeispielen in englischer Übersetzung).

Der 2. Teil, „Performance under Imperial Realms“, umfasst ebenfalls sieben Beiträge und bezieht sich sowohl auf Byzanz als auch auf das Osmanische Reich. Den Beginn macht PRZEMYŚLAW MARCINIAK, „How to Entertain the Byzantines. Some Remarks on Mimes and Jesters in Byzantium“ (126-148), der dem Schaustellerwesen in der Reichshauptstadt in verstreuten Quellen nachgeht („Mimus“ wird hier allerdings nicht als organisierte Theaterform verstanden, sondern mit Gauklern und Akrobaten gleichgesetzt). Derselben unklaren Quellenlage in Byzanz, verursacht durch die Polysemie der einschlägigen Termini, widmet auch TIVADAR PALÁGYI seinen Beitrag „Between Admiration, Anxiety, and Anger. Views of Mimes and Performers in the Byzantine World“ (149-165) und einer speziellen Facette des Themenkomplexes KORAY DURAK, „Performance and Ideology in the Exchange of Prisoners between the Byzantines and the Islamic Near Easterners in the Early Middle Ages“ (167-180). Die restlichen Beiträge dieses Abschnittes sind dem Osmanischen Reich gewidmet: SURAIYA FAROQHI, „Fireworks in Seventeenth-Century Istanbul“ (181-194, auch mit Papierfigurenverbrennung); ÖZDEMİR NUTKU, „Clowns at Ottoman Festivities“ (195-202); DANIELLE HAASE-DUBOSC, „Lady Mary Wortley Montagu (1689-1762). Her Turkish Performances“ (203-213; *Turkish Letters* 1716-1718 und ihr Nachleben); und EHUD R. TOLEDANO, „The Fusion of *Zar-Bori* and Sufi *Zikr* as Performance. Enslaved Africans in the Ottoman Empire“ (215-240), ein gut dokumentierter Artikel, der auf mehreren Arbeiten desselben Autors zur sog. Neger-Sklaverei im Osmanischen Reich im 19. Jh. beruht (es geht um Heilrituale im engen Kreis).

Der 3. Teil, „Modes and Varieties of Entertainment“, umfasst sechs Studien. Den Beginn macht CEMAL KAFADAR, „How Dark is the History of the Night, How Black the Story of Coffee, How Bitter the Tale of Love. The Changing Measure of Leisure and Pleasure in Early Modern Istanbul“ (243-269). Mit diesem poetischen Titel ist die Geschichte des Kaffeehauses am Bosphorus und allgemein im Osmanischen Reich umschrieben, Mittelpunkt des Nachtlebens einer „bürgerlichen“ Schicht mit seinen Unterhaltungen, wie Märchen-erzählern (*meddah*) und Schattentheater (*Karagöz*). Die Rekonstruktion erfolgt vorwiegend

aus literarischen Quellen. Ganz dem Karagöz ist die Studie von DARYO MIZRAHI gewidmet: „One Man and His Audience. Comedy in Ottoman Shadow Puppet Performances“ (271-286). Es beginnt mit den Herkunftstheorien, Aufführungsbeschreibungen in der Reiseliteratur (vorwiegend zur verbalen und optischen Obszönität und zum Kinderpublikum), einer Berufsliste, die der Leinwandheld ausübt, die konventionellen Wortmissverständnisse und Verballhornungen, unangebrachter Versgebrauch, Wortwitz, Nonsense usw. Die zitierte Literatur hält sich in Grenzen. Weiter geht es mit dem Schattentheater – diesmal über die ältesten Texte: „Shadow Theatre, the *Karagoz (Kara Gyooz)* and the Texts of Ibn Daniyal (1248-1311?)“ (287-296) von MAS'UD HAMDAN, ein Kurzaufsatz, der einer unveröffentlichten Monographie von Ibrahim Hamada folgt.⁵ Der Autor ist bekannt geworden durch sein Buch „Poetics, Politics and Protest in Arab Theatre“⁶, seine Studie bringt jedoch nichts Neues zur Schattentheater-Trilogie des ägyptischen Hofdichters am Mamlukenhof in Kairo, nicht einmal die essentiellste, geschweige denn die neueste Bibliographie. Zu den Armeniern, die für die Theaterentwicklung im spätosmanischen Reich so wichtig geworden sind, führt dann der nächste Artikel von NOUNE ZELTSBURG-POGHOSYAN, „Armenian Traditional Music and the Performance Practices in the Armenian Community of Jerusalem“ (297-310), nach Westen weist der dann folgende Beitrag: „Constructing the Performed Identity of Sephardic Songs“ von JUDITH R. COHEN (311-326), wo man jedoch die vielen Arbeiten von Samuel Armistead und Joseph H. Silverman zum osmanischen Balkanraum vermisst. Nach Norden weist dann der letzte Artikel dieses Abschnitts, „Gypsy Musicians and Performances in the Ottoman Balkans“ von ELENA MARUSHIAKOVA und VESSELIN POPOV (327-341), beide bekannt geworden durch ihre Roma-Studien.⁷ Zigeuner sind v. a. als Musikanten und fahrende Handwerker, Tanzbärenführer, ja sogar als Verkleidungsmaske im traditionellen Balkanbereich bekannt, Zigeunerinnen als Tänzerinnen und in Dingen der Magie bewandert, auch als Schattentheaterspieler sind sie im gesamten Balkanraum nachgewiesen; die Autoren zeigen auch zwei Roma-Tänzer(innen) als Schattenspielfiguren.

Der 4. Teil ist der Ikonographie gewidmet und enthält z. T. sehr interessante Studien. Völliges Neuland betritt die Studie von VIKTORIA KEPETZI, „Scenes of Performers in Byzantine Art. Iconography, Social and Cultural Milieu: The Case of Acrobats“ (345-384, mit vielen Abbildungen). Kann organisiertes Theater in Byzanz nach dem Ikonoklasmus kaum mehr nachgewiesen werden, so liegt die Quellenlage für das Schaustellerwesen etwas anders: Clowns und Spaßmacher, Maskeraden und Akrobaten sind sowohl in Schrift- wie in Bildquellen in einiger Anzahl nachzuweisen. Die Kunsthistorikerin spezialisiert sich in diesem Artikel auf Akrobaten, die ornamentartig auf Elfenbein-, Silber- und Emailarbeiten dargestellt werden, auf Marmorplastik, auf Zier- und Anfangsbuchstaben bzw. Illustrationen in Manuskripten (viele dieser insgesamt 20 Abbildungen sind zum ersten Mal veröffentlicht). Es ist erstaunlich, wie viel extrem Weltliches in den geistlichen Texten und Bildarstellungen zu finden ist. Weniger erstaunlich ist die Dramatik und Theatralik von Buchillustrationen und Ikonenmalereien aus der Komnenen- und Paläologenzeit, die in den byzantinischen Kunstgeschichten oft hervorgehoben worden ist (ANESTIS VASILAKERIS, „Theatricality of Byzantine Images. Some Preliminary Thoughts“, 385-398).⁸ Die nächsten beiden Beiträge

sind Armenien gewidmet: EMMA PETROSYAN, „Theatrical Features in Armenian Manuscripts“ (399-406; es geht um Tanz und Verkleidungen in Zierbuchstaben und Illuminationen), und HRANT KHACHIKYAN, „Capital Initials with Images of Musicians in Armenian Manuscripts“ (407-424). Den Abschnitt beschließt ein hybrider Artikel von GABRIELA CURRIE, „Glorious Noises of Empire“ (425-449) über die Performanz von Festmusik und Schaustellerei in verschiedenen ostmediterranen Imperien: Liudprand von Cremonas Bericht über den Kaiserhof am Bosphorus 949, die Darstellungen auf dem Hippodrom-Obelisk des Theodosios in Konstantinopel, die Fresken der Sophia-Kirche in Kiew mit der Darstellung von *skomorochi* (hier Musikern, nach 1000), die Elfenbein-Pyxis aus Thessaloniki in der Dumbarton Oaks Collection (frühes 15. Jh.) und die berühmten Abbildungen in der Surname-i Vehbi zum Beschneidungsfest der Sultansöhne von Ahmed III. 1720.

Nach den fünf Beiträgen in Teil 4 kommt Teil 5, „Ritual Roots of Performance“ wieder auf sechs Studien. Den Anfang macht SAMIA MEHREZ, „Representing the Moulid. Salah Jahin’s *Al-Layla al-Kabira* between Populist and Nationalist Aspirations“ (453-463) zum Weiterleben der traditionellen Festkultur in Ägypten. Dem heutigen osmanisch-asiatischen Neujahrsfest *Nevruz* und seiner vorislamischen historischen Entwicklung als Frühlingsfest in Anatolien wendet sich YÜCEL DEMIRER zu: „Performative Conceptions of Social Change. The Case of *Nevruz* Celebrations in Pre-Ottoman and Ottoman Anatolia“ (465-480, der „Neue Tag“ [pers.] wurde in ganz Zentralasien und im Mittleren Osten gefeiert). Dem Festkalender der Alevi widmet FAHRIYE DINÇER ihre Ausführungen: „Alevi Ritual Movement. Its Representation in Fifteenth- and Sixteenth-Century Texts and Today“ (481-502), welche auch auf die Bektaşî und ihre Festrитуale eingehen. In den Balkan führt dann der Beitrag von ELSIE IVANCICH DUNIN, „The Moreška Dance / Drama on the Island of Korčula (Croatia). A Turkish Connection?“ (503-514), wo neben den Abbildungen aus der Feldforschung zu diesem bekannten Schwerttanzdrama die Bibliographie doch wesentliche Lücken aufweist.⁹ Ich glaube nicht, dass die Aufführung des Schwerttanzes durch die Korčulaner Schiffsbauer in Kostantiniyye 1846 dazu geführt hat, dass der Anführer des Weißen Heeres ein Türke ist, denn Name und Kulturkontext weisen nach Westen (ital. *moresca*, *moro y cristianos* im Spanien der *reconquista*). Derartige „unlogische“ Substitutionen sind in der Variabilität der Formen der Volkskultur durchaus üblich und etwa auch im Kleften- und Haidukenlied nachzuweisen, wo die Haupthelden mit ihren positiven Eigenschaften manchmal auch aus dem Feindeslager stammen, um nicht von den südslawischen Guslarenliedern zu sprechen, wo ganz die gleiche Heldentypologie in beiden Lagern der Türkenkämpfe zu finden sind. Die letzten beiden Beiträge sind von CEM BEHAR, „The Show and the Ritual. The Mevlevî *Mukabele* in Ottoman Times“ (515-532) und ZHENYA KHACHATRYAN, „The Ritual of Vardan Mamikanoyan“ (533-538).

Den Epilog zu diesem ungeheuer reichhaltigen Band schreibt der vielzitierte Sozialhistoriker PETER BURKE, „The Performative Turn in Recent Cultural History“ (541-561), der als Historiker davor warnt, dass die nach Goffman, Turner, Geertz u. a. ausufernde Theatermetapher, verstärkt durch die *oral-poetry*-Forschung in den Endmoränen der Homerischen Frage nach Parry und Lord, die der performativen Frage große Aufmerksamkeit geschenkt

hat, auf alle nur möglichen Situationen des Alltagslebens anzuwenden.¹⁰ Diese Art der *thick description* der Sozialanthropologie in ihren rezenten *case studies* ist für den Historiker aufgrund der spärlicheren Quellenlage und ihrer beschränkteren Aussagequalität gar nicht möglich, was nicht heißt, dass aus den Archivmaterialien nicht manchmal Formen der Performativität durchscheinen können. Fazit für den modischen *performative turn*: „The new approach has solved problems, helping historians to move away from determinism, but it has also generated problems of its own. We might say that the reaction against the idea of social constraints has been exaggerated, and also that the central notion of performance has been over-extended“ (554)¹¹. Wohltuende Worte nach den publikatorischen Implikations-Orgien der *performance studies* in allen Kulturen der fünf Kontinente, die das alte Welttheatergleichnis ihres philosophisch-theologischen Kontextes beraubt haben, wo Ästhetik und Komplexität keine Rolle mehr spielen und die Initiationsriten der Apache mit der altgriechischen Tragödien-Aufführung in einen Topf geworfen werden.¹² In solchen zusammengewürfelten Kompendien zu kulturologischen Fallstudien vom Gesamtglobus ist *performativity* zu einem universellen Zauberwort geworden, das sich praktisch auf alles und überall anwenden lässt, ohne dass man sich noch sicher ist, was es eigentlich bedeuten soll.

Im Sinne dieses *performative turn*, der nun in allen Spezialfächern angewendet wird und eine neue Epoche der Kultur-Interpretation einleiten soll, kulturtheoretisch ähnlich naiv wie die Interpretation aller Kulturphänomene als „Text“ im Strukturalismus, für einen Theaterwissenschaftler freilich sympathischer, aber auch kritikanfälliger, hat sich die Performativität in ihrem breitesten Sinn nun auch an einen historisch-geographischen Bereich herangewagt, der in den Theatergeschichten nicht allzu häufig auftaucht. Das ist sicherlich als Gewinn dieser neuen (alten) Kultursichtweise zu verzeichnen. Der gehaltreiche Band (mit Artikeln von ganz unterschiedlicher Güte aber hervorragend redaktioniert) geht konsequent sprach-, kultur- und religionsübergreifend vor und den Herausgebern ist diesbezüglich nur zu gratulieren. Viele Artikel und Themenstellungen hatten dabei deutlich mit einer spärlichen Quellendichte zu kämpfen, die manchmal zu Überinterpretationen verlockt. Südosteuropa ist dabei freilich etwas zu kurz gekommen, doch sind die wiederholten Überlegungen von Balkanisten diesbezüglich in Rechnung zu stellen, dass Südosteuropa ohne den Ostmittelmeerraum (und der afrikanischen Nordküste) eigentlich nicht zu untersuchen ist, ebenso wie ohne Kleinasien und den weiteren Schwarzmeerraum. Eine Tatsache die ein wichtiges Gegengewicht zu den traditionellen Komparationen und Kontextstellungen mit Mittel- und Westeuropa darstellen mag. Insofern ist es auch für die vergleichende Balkanologie nicht nur legitim, sich mit diesen Großregionen intensiv zu beschäftigen, sondern auch zweckdienlich und zielführend, um die komplexen Kulturdynamiken über Grenzen, Sprachen und Religionen hinweg darstellbar zu machen. Hier versagen die eurozentrischen historisch-geographischen Modelle im allgemeinen, und neue kulturgeographische Modellbildungen sind zu erstellen, die für Südosteuropa zumindest teilrelevant erscheinen.

Athen, Wien

Walter Puchner

¹ Richard BAUMAN, *Story, Performance, and Event. Contextual Studies of Oral Narrative*. Cambridge 1986 (Cambridge Studies in Oral and Literate Culture, 10); DERS., *Verbal Art as Performance*. Prospect Heights/IL ²1984.

² Shmuel MOREH, *Live Theatre and Dramatic Literature in the Medieval Arab World*. Edinburgh 1992.

³ Ausgabe Dresden 1815, englische Übersetzung 1974.

⁴ Vgl. letztthin Iosif VIVILAKIS, *Το κήρυγμα ως performance. Εκκλησιαστική ρητορική και θεατρική τέχνη μετά το Βυζάντιο*. Athen 2013.

⁵ Ibrahim HAMADA, *Khayal Al-Zill Wa-timthiliyyat Ibn Daniyal*. Al Qahira 1961.

⁶ Ma'sud HAMDAN, *Poetics, Politics and Protest in Arab Theatre. The Bitter Cup and the Holy Rain*. Brighton 2006.

⁷ Elena MARUSHIAKOVA/Vesselin POPOV, *Gypsies (Roma) in Bulgaria*. Frankfurt/M. u. a. 1997; vgl. meine Anzeige in *Laografia* 39 (1998-2003), 543-552; sowie DIESS., *Gypsies in the Ottoman Empire. A Contribution to the History of the Balkans*. Paris 2001.

⁸ Z. B. zur Judaskussszene vgl. Walter PUCHNER, *Studien zum Kulturkontext der liturgischen Szene. Lazarus und Judas als religiöse Volksfiguren in Bild und Brauch, Lied und Legende Südosteuropas*. 2 Bde. Wien 1991, Bd. 1, 71-82, 220-251.

⁹ V. a. Ivan IVANČAN, *Narodni običaji korčulanskih kumpanija*. Zagreb 1967; die Fallstudien von Jasna ČAPO ŽMEGAČ, *Odjeci dekapitacije vola u Pupnatu na otoku Korčuli*. Hrvati između tradicionalizma i modernizma, *Narodna Umjetnost* 37 (2000), H. 2, 9-26, und Ines PRICA, *Povratnik s terena. Konceptualni ideal i izvedbene mogućnosti dijaloга u etnografskom tekstu*, ebenda, 27-46; sowie ihr eigener Artikel: *Elsie IVANCICH DUNIN: Oznake u vremenu. Kostimi i scenske značajke izvedbi bojevnih mačevnih plesova*, *Narodna Umjetnost* 38 (2001), H. 2, 163-174.

¹⁰ Wie etwa Michael Herzfeld für das kretische Kaffeehaus als Theater-Bühne der maskulinen Selbstdarstellung: Michael HERZFELD, *The Poetics of Manhood. Contest and Identity in a Cretan Mountain Village*. Princeton/NJ 1985, 15f.

¹¹ Mit Verweis auf Tracy C. DAVIS/Thomas POSTLEWAIT (Hgg.), *Theatricality, Theatre and Performance Theory*. Cambridge 2003, 4.

¹² Vgl. z. B. die amerikanische Dissertation von Marla K. DEAN, *Recovering Ancient Ritual and the Theatre of the Apache. A Journey through the False Consciousness of Western Theatre History*. Diss. Baton Rouge/LA 2005.

Michaël G. MERAKLÈS, *Σύγχρονος ελληνικός λαϊκός πολιτισμός* [Heutige griechische Volkskultur]. Athen: Ekdoseis Herodot, 4. Aufl. 2016 (*Laographia*, 8). 203 S., ISBN 978-960-485-093-8

Es handelt sich um die 4., verbesserte und erweiterte Auflage eines epochemachenden Werkes, das in der 1. Auflage 1973 erschienen ist¹ und das einen Wendepunkt im Selbst-

verständnis der griechischen *laographia* bildet, die sich nun programmatisch den modernen rezenten Entwicklungen der Populärkultur zuwendet, Folklorismus und Technologie miteinbezogen, die moderne Medienkultur und ihre Kommunikationsmöglichkeiten, neue Formen der verschriftlichten Oralität, Massenkonsum und Globalisierung, Vermarktung der Volkskunst und Feminismus, bürgerliche und urbane Volkskunde, Urban legends und Anti-Sprichwörter usw., immer unter Einbezug von und im Kontext mit den gesellschaftlichen, historischen und wirtschaftlichen Entwicklungen. Der vor 45 Jahren verfasste Text hat wenig von seiner Ausgewogenheit und Frische eingebüßt, ist von der seitherigen Bibliographie jedoch überrollt worden. Seine Historizität ist jedoch auch Zeuge der historischen Fachentwicklung und ein Stück Institutionsgeschichte, hat Meraklis doch als Anführer und Gründer der soziologischen Schule von Ioannina in der Analyse der Volkskultur, auch als Generalsekretär und nachmaliger Präsident der Griechischen Volkskundlichen Gesellschaft mit einer zahlreichen Schar von Schülern und Nachfolgern die Geschicke der Disziplin, in Kontrafaktur zur Sozialanthropologie in Griechenland im Universitätsbereich und bei einer breiteren Öffentlichkeit nachhaltig beeinflusst und mitgestaltet. Somit sind die Einzelkapitel zu Kreta, Ägäisraum, Thrakien-Makedonien, Epirus, Ionische Inseln, Peloponnes, Kontinentalgriechenland, Thessalien usw. nur wenig überarbeitet, da dies praktisch einer Neukonzeption der Monographie gleichkäme, doch sind fünf weitere Kapitel angehängt, die nicht mehr nur geographischen Kriterien folgen: Das 9. Kapitel zur bürgerlichen Volkskunde (veröffentlicht 1979), Kapitel 10 zum Folklorismus,² Kapitel 11 zu Folklorismus und Tradition anhand der Vereinigung der Kreter in Athen,³ Kapitel 12 zur Volkskunst im Wandel von der Agrarkultur zum bürgerlichen Bereich⁴ und zu Athen als zweigeteilte Stadt zwischen Stadtlob in der Dichtung und desillusionierender Realität (zuerst 2000). Damit ist ein handlicher Reader entstanden, der sich sowohl für die Lehre als auch für eine interessierte Leserschaft eignet und in Grundprobleme der rezenten Kulturforschung von Alltag und Fest einführt, zugeschnitten auf die spezifische Kultursituation im heutigen Hellas.

Athen, Wien

Walter Puchner

¹ Zur 2. Auflage 1983 vgl. meine Rezension in *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* 90 (1987), 349-351.

² Zuerst in *Laografia* 28 (1972), 27-38.

³ Zuerst im Band von Evangelos Gr. ANDIKOS (Hg.), *Κρήτη. Λαϊκός πολιτισμός*. Athen 2007, 33-39.

⁴ Zuerst in Festschrift Spyros Evangelatos. Athen 2001, 185-190.

Stelios A. MOUZAKES, Συμβολή στην έρευνα της οργάνωσης και της οικονομίας της ημινομαδικής κοινότητας. Συμπληρωματικές δραστηριότητες των κτηνοτρόφων της

Πίνδος [Beitrag zur Erforschung der Organisation und Wirtschaft der seminomadischen Kommunität. Ergänzende Aktivitäten der Viehzüchter im Pindusgebirge]. Athen: Ekdoseis Herodot 2017 (Laographia, 15). 339 S., zahlr. Abb.u. Kt., ISBN 978-960-485-132-4, € 31,80

In einem kurzen Prolog von MANOLIS VARVUNIS wird die Bedeutung dieser Monographie hervorgehoben. In einem Untertitel wird aufgezählt, worin diese ergänzenden Aktivitäten neben den Schafen und Ziegen der transhumanten Kommunität Vovusa in den östlichen Zagori-Dörfern im Quellbereich des Aoos-Flusses besteht: Käseerzeugung, Maultiertreiber, provisorische wasserbetriebene Sägewerke, Sattelherstellung. Der Verfasser dieser Monographie ist bisher durch seine Studien zur Technologie der vorindustriellen Wassermühlen aufgefallen.¹ Die provisorischen wasserbetriebenen Sägewerke des Holzhandels bilden daher auch ein wichtiges Kapitel dieses Buches. Der Ausgangspunkt der Studie besteht jedoch nicht in Baudenkmalern vorindustrieller Wirtschaft, sondern in einem Familienarchiv eines Großhürdenbesitzers aus dem Bereich Vovusa/Perivoli im Quellbereich des Aoos-Flusses nordwestlich von Metsovo, Anagnostis Vasilakis, der zwischen 1871 und 1885 jährlich auf die Winterweiden in Velestino nördlich von Volos im thessalischen Magnesien zog und über seine gesamten ökonomischen Aktivitäten peinlich genau Aufzeichnungen führte. Dieses Archiv erweist sich als eine Art Schatzkammer für die vlachische Transhumanz im östlichen Pindusgebirge, deren Weidewege jeden Oktober zu den Winterweiden bis in den Bereich von Florina und Philippopol/Plovdiv bzw. in die thessalische Tiefebene führten. Die exakten Angaben erlauben auch eine Rekonstruktion der Wirtschaftsstrategien eines vorausblickenden Hürdenbesitzers im spätosmanischen Reich, der es verstand, neben der Viehzucht in einem industriefeindlichen Ambiente auch Aktivitäten zu entwickeln, die über den transhumanten Lebensstil der Schaf- und Ziegenhirten weit hinausgeht. Die gesamten Dokumente und die Korrespondenz des Archivs ist in fehlerfreiem Griechisch (*katharevusa*) in sauberer Handschrift verfasst, was ein charakteristisches Licht auf das Neugriechische als Handels- und Verkehrssprache im Osmanischen Reich wirft. Vasilakis hatte sowohl mit den osmanischen Behörden, wie ab 1881 in Thessalien auch mit den griechischen Behörden zu tun; das epirotische Dorf wurde in dieser Zeit auch mehrfach von Räubern ausgeplündert und von Seuchen heimgesucht.

Die Monographie hat einen systematischen Aufbau: Die Einleitung (29-37) geht auf die vlachische Viehzucht und ihre Wanderwege auf die Winterweiden ein, hebt die Bedeutung des Archivs hervor und arbeitet die Strukturen dieser Bergwirtschaft in klarer Weise heraus, die in unsicheren Zeiten auf Nebenverdienste angewiesen war. Die Viehherde als mobiler Besitz bringt eine Reihe von Schwierigkeiten mit sich, angefangen von den Weiderechten und den Wanderwegen mit den Konaken (Hütten für die Übernachtung) im Schnecken-tempo, bis zur Wetterlage, Überfällen, Krankheiten, Steuern usw., die einen besonderen Zusammenhalt der Arbeitsgemeinschaft erfordern und zu einem gewissen ethischen Code führen, der die Vertrauensbasis für die Handelsaktionen bildet (unterentwickelte monetäre Ökonomie, Tauschgeschäfte, Anleihen, Kredite, Schulden).

Der 1. Teil (43-152) bringt eine Geschichte des Dorfes und des Kulturraums der östlichen Zagori-Dörfer (*Vlachozagoro*), die von Überfällen, Kriegsereignissen und Epidemien (nach 1897 auch Auswanderung nach Rumänien) gekennzeichnet ist; ein weiteres Kapitel geht auf die wirtschaftsgeographischen Probleme des Raums ein, gefolgt von einer Beschreibung der Organisation der Kommunität; es folgt eine Beschreibung der Verhältnisse im thessalischen Dorf Velestino, wo die Hirten immerhin die Hälfte des Jahrs zubrachten, Geburtsort von Rigas Velesinlis, ab 1881 dem griechischen Staat angehörig; zu den Einkünften der Kommunität in Thessalien zählten die Ziegensteuer und die Gemeindesteuer. Ein weiterer thematischer Abschnitt beschreibt das Archiv von Vasilakis, geht auf die Familiengeschichte ein, analysiert das Funktionieren der Hürde (*tselingatō*), die Aufteilung der Herde auf die Einzelhirten, Bezahlung und Verträge, Bewirtung und Transhumanz, Maultierführer, Anmietung von Bergweiden, die Wanderrouten und Konake, gefolgt von den Viehprodukten: Milch/Melken, Käse, Häute, Wolle/Schur, und ihrem Verkauf; die Mitglieder der Hürde, Kontakte mit den Verwaltungsinstanzen durch den gewählten Vertreter der Hürde (*vekilis*); osmanische Steuern: Schafsteuer pro Stück, *haraç* (Militärsteuer), Bezahlung eines Führers (*dragatis*), Maut, Fähre. Das Archiv gibt auch Auskunft über die Preise der Produkte: Eßwaren, Saat, Währungen und Geldwert; weitere Ausgaben: angeheuerte Ziegenhirten in der Winterweide, Kleidung, Lesestoffe, Zuwendungen an die Kirche. Einen eigenen Abschnitt bilden die Dokumente über die Winteraufenthalt nach 1881 im griechischen Velestino: Mietverträge über Weiderechte, Besitzsteuer, Anheuerung von Zugtieren, Gemeindesteuer, Abgaben für die Teilnahme am Handelsmarkt. Vasilakis hat im fruchtbaren Velestino auch Felder angemietet, um Ackerbau zu betreiben (Düngung durch die Herden).

Der 2. Teil der Arbeit analysierte die produktiven Aktivitäten der Hürde (155-209). Hier wird zuerst auf die inoffiziellen Genossenschaften der vlachischen Viehzüchter eingegangen, die in den Dokumenten des Archivs aufscheinen. Es folgt das Kapitel zu den provisorischen wasserbetriebenen Sägewerken im Bereich der Sommerweiden, deren Holzkonstruktionen aufgrund der Transhumanz immer wieder abgerissen wurden und rasch verfielen. Hier befindet sich der Verf. auf vertrautem Boden und lässt sich auch auf weitere Vergleiche ein (die Phasen der Arbeitsvorgänge: Abholzen, Transport der Stämme, Zersägen, Abtransport mit Maultieren, Angaben zum Produktionsvolumen, Einkünfte). Es folgt noch ein kürzeres Kapitel zur Sattelherstellung.

Der 3. Teil (213-228) bringt dann die Veröffentlichung der 35 handschriftlichen Dokumente aus dem Archiv Vasilakis, der vierte Teil (231-264) geht auf die interessante Korrespondenz ein (insgesamt sechs Briefe) sowie ausführliche Kommentare: die Beziehungen von Vasilakis zur Kirche, zur Kommunität, zum Ältestenrat (*dimogerontia*), zu seinen Mitarbeitern, zu seiner Familie, die Differenzen mit der Thessalischen Eisenbahngesellschaft, über die österreichische Post in Volos, osmanische Lire und griechische Drachmen usw. Der fünfte Teil (267-281) beschäftigt sich dann mit dem reichhaltigen Namensmaterial, den das Archiv enthält; die Häufigkeit der Taufnamen wird auch statistisch ausgewertet, sie sind fast durchwegs griechisch. Ein sechster Teil (285-296) analysiert dann die Handelspraktiken von Vasilakis: für einen Großhürdenbesitzer verfügt er über be-

merkwürdige buchhalterische Kenntnisse; in der Vielfalt seiner Aktivitäten in einem geographisch schwierigen Raum und in einer schwierigen Zeit bewegt er sich gleichzeitig auf mehreren Produktionsebenen und nutzt die Winterweiden im fruchtbaren Thessalien zu agrarischen Tätigkeiten aus, gehört also einerseits zur historischen balkanischen Fernweidewirtschaft, andererseits sucht er aber auch Anschluss an protoindustrielle Entwicklungen, wie seine provisorischen Holzsägewerke bekunden. Der Handelsmarkt von Velestino war darüber hinaus fast die einzige Möglichkeit, an Bargeld zu kommen, das er für die Steuerverpflichtungen dringend brauchte. Erstaunlich sind seine Griechischkenntnisse; Aromunisch wurde für die Handelsgeschäfte kaum gebraucht. Der Rückgang des Aromunischen ist auch bei den angeführten Taufnamen festzustellen, was durchaus dem „Kodex von Metsovo“ für das 19. Jh. entspricht, wo vlachische Taufnamen nur noch selten vorkommen.

Ein kurzer Epilog beschließt den durch seine luziden Analysen bestechenden Band, gefolgt von einem Generalindex, einer Zusammenfassung in Englisch und der Bibliographie. Ganz am Schluss kommt noch das Inhaltsverzeichnis. Das Archiv Vasilakis ist in vieler Hinsicht ein bedeutendes Dokument, das die Flexibilität der Bergwirtschaft und der Transhumanz mit Viehzucht und Handel mit Tierprodukten exemplifiziert, aber als Nebenverdienst noch Sägewerke und Sattelerzeugung betreibt, in den Winterweiden sogar Ackerbau und Feldwirtschaft. Die genaue Buchführung und die Korrespondenz geben Auskunft über Details dieser Lebensweise in einem fast bis heute unterentwickelten Gebiet, das allerdings durch seine Naturschönheiten besticht.

Athen, Wien

Walter Puchner

¹ Vgl. die historische Monographie zur vorindustriellen Wassermühle in der westeuropäischen, byzantinischen und osmanischen Wirtschaft und Gesellschaft vom 6. bis zum 19. Jh., Rechtsverhältnisse, Baubeschränkungen, gesetzliche Erlässe. Athen 2008.

Pomacite. Versii za proizchod i sävremenna identičnost. [Die Pomaken. Herkunftsversionen und gegenwärtige Identität.] Hg. Evgenija IVANOVA. Sofija: Izdatelstvo na Nov bälgarski universitet 2013. 200 S., ISBN 978-954-535-772-5

Seit langem widmet man sich in Bulgarien der Frage nach den Identitätsmustern der muslimischen bulgarischsprachigen Bevölkerung. Mit dem von der Friedrich-Naumann-Stiftung geförderten Sammelband greifen nun einige Autoren die Thematik vor bisher wenig reflektierten Hintergründen auf und geben erste Einblicke in neue Ergebnisse, welche im Mai 2012 in Smoljan auf einer gleichnamigen Konferenz präsentiert wurden.

In ihrem Vorwort (5-10) gibt EVGENIJA IVANOVA einen ersten Überblick über die oft diskutierte Problematik der pomakischen Selbstwahrnehmung. Es ließen sich Tendenzen

einer zunehmenden Marginalisierung und gleichzeitig einer eigenständigen ethnischen Identität der bulgarischsprachigen Muslime erkennen, die von zahlreichen gesellschaftlichen Schwierigkeiten begleitet würden (6). Daher widmet sie den ersten Text des Bandes („Identičnost i identičnosti na pomacite v Bălgarija“, 11-32) der aktuellen Situation in Bulgarien und zeigt auf, wie vielfältig sich die Eigenbezeichnung der Gruppe gestaltet. Sie kommt zu dem Schluss, dass man durch Feldforschungen zeigen könne, dass am häufigsten eine bulgarische, türkische, muslimische oder pomakische Identität zum Tragen komme.

Im zweiten Beitrag mit dem Titel „Identičnosti – konstruirani, vmenjavani, nalagani ... kogato izgraždaš poznanie za bălgari mjusjulmani“ (33-44) geht IRENA BOKOVA der Frage nach, wie man sich der Gesamtproblematik von einer neuen Perspektive aus nähern könne: Sie dokumentiert anthropologisches und ethnographisches Material, da dieses authentische Einblicke in den Alltag der Pomaken ermögliche und hält fest, dass die Gruppe durch ihre Folklore als „exotisch“ und daher als „anders“ interpretiert werde (41).

Der provokanteste Text des gesamten Bandes ist derjenige von AHMED GÜNŞEN („Pomacite kato balkanska obštност i dokazatelstva za turska prinadležnost v razbiranijata im za identičnost“, 46-60). Der Verfasser ist der Meinung, dass es genug Anzeichen darauf gäbe, dass es sich bei den Pomaken um Türken handele. Dafür würden unzählige Traditionen sprechen, die sie mit einigen Völkern Zentralasiens teilen würden; eine Verwandtschaft mit den orthodoxen Balkanvölkern wird verneint (47-57). So bekommt der Leser einen ausgesprochen turkozentrischen Blickwinkel vermittelt, der jegliche Geschichts- und Sprachforschung völlig ignoriert und stattdessen fragwürdige Hypothesen aufwirft, die kaum durch internationale Forschungsliteratur belegt werden können.

Differenzierter nähert sich GEORGI ZELENGORA dieser Problematik mit einem Beitrag zu den Pomaken in der Türkei („Identičnost na pomacite v Turcija“, 61-72). Sie seien dort bereits zahlreicher als in Bulgarien selber, und so gut wie niemand von ihnen sehe sich in diesem Land als bulgarischer Muslim. Besonders interessant ist die Feststellung des Autors, dass viele von ihnen dennoch gewisse Erinnerungen an Bulgarien und einen emotionalen Bezug zur Kultur des Herkunftslandes ihrer Familien hätten, ganz im Unterschied zu denjenigen Pomaken, die aus Griechenland in die Türkei gezogen seien (63-67). Es wäre interessant und lohnenswert, gerade den letztgenannten Aspekt zukünftig auch zur Erforschung pomakischer Identitätsmuster in Griechenland heranzuziehen.

ANASTASIJA PAŠOVA und PETĀR VODENIČAROV untersuchen das Selbstbild muslimischer Studenten („Iskame da sme ravni, ne ednakvi. Oficialni narativi na identičnostta na studenti mjusjulmani ot Zapadnite Rodopi“, 73-83). Sie beschreiben darin ihre Erkenntnisse, die sie Präsentationen entnehmen konnten, welche ihre Studenten über ihr Alltagsleben erstellten. Es ließe sich belegen, dass sich ihre Identität in erster Linie an der Religion, dann an der Ortsbezogenheit und erst an dritter Stelle an ethnisch-nationalen Mustern orientiere (74-79).

Dass die Sprache der Pomaken besonders in Griechenland eine Polemisierung erfuhr, verdeutlicht ELENA KANEVSKA-NIKOLOVA mit ihren Ausführungen („Pomaškijat ezik' kato identifikacionen priznak“, 84-94). Darin beruft sie sich auf ein nicht unumstrittenes Buch der Journalistin Tanja Mangalakova, an dem sich erkennen ließe, dass es unter-

schiedliche Ansichten innerhalb der pomakischen Gemeinschaft über die eigene Identität und Sprache gäbe. Letztere teile aber sämtliche Charakteristika der bulgarischen südrhodopischen Dialekte. Von griechischer (und türkischer) Seite aus werde mit der Bezeichnung „pomakische Sprache“ in erster Linie Assimilierungspolitik betrieben (85-89). Die Autorin greift somit ein heikles Streitthema auf, welches seit Jahren ein Zankapfel zwischen Bulgarien und Griechenland ist, sie hätte aber noch stärker auf die Tatsache eingehen können, dass ein ernsthafter Sprachausbau von den Pomaken in Griechenland weitestgehend abgelehnt wird.

Das anschließende Papier von SONJA CHINKOVA („Sävremennijat ‚vnos‘ na identičnosti pri pomacite v Bälgarija“, 95-116) bespricht äußere Faktoren, die die Identitätsmuster der pomakischen Gemeinschaft in Bulgarien beeinflussen. Sie hinterfragt die Gründe für das verschiedenartige Selbstverständnis der Gruppe und hält fest, dass die unterschiedlichen Möglichkeiten der Eigenbezeichnung mit Faktoren wie etwa der Globalisierung, der Entwicklung im Nahen Osten sowie einigen Besonderheiten der Balkanregion zusammenhängen (99-110).

Der zweite Teil des Sammelbandes widmet sich der Analyse historischer Quellen und deren Bezug zu den Pomaken. BERNARD LORY geht in seinen Ausführungen mit dem Titel „Letopisa na pop Metodij Draginov kato literaturno proizvedenie ot 19. vek“ (117-134) auf französische Quellen ein, welche aufzeigen würden, dass der Begriff Pomake zunächst in der Gegend von Loveč aufgekommen sei (134).

SERGEJ VUČKOV dokumentiert in seinem Text („Proizvedenata inteligencija‘. Mestnite učiteli v mjusjulmanskite sela ot Zapadnite Rodopi (Blagoevgradsko) prez vtorata polovina na 40-te i 50-te godini na XX vek“, 135-148) eine sehr einschneidende Veränderung des pomakischen Alltags: Die Schulausbildung Mitte des 20. Jh.s könne als besonders nachhaltige Form der Bildungsrevolution betrachtet werden, gerade im Hinblick auf ländliche muslimische Gemeinschaften (136-146).

Die Maßnahmen der kommunistischen Partei Bulgariens und ihre Auswirkungen auf die Pomaken in den 1950er und 1960er Jahren werden von MICHAIL GRUEV besprochen. Sein Beitrag („Ideologičeskijat zavoj kām nacionalizām i politikata na BKP kām mjusjulmanskoto naselenie v stranata v kraja na 50-te i prez 60-te godini na 20 vek“, 149-159) verweist deutlich auf die Absichten des Regimes, das kulturelle Niveau der Pomaken zu heben, sie im Rahmen weitangelegter Kampagnen zu „zivilisieren“ und sie dazu zu bewegen, mit ihrer traditionellen Lebensweise zu brechen (151-158). Besonders die Beiträge von Vučkov und Gruev sind im Zusammenhang mit den Ereignissen des bulgarischen Wiedergeburtprozesses zu sehen und spiegeln die willkürliche Haltung staatlicher Instanzen gegenüber der muslimischen Bevölkerung wider.

Der letzte Beitrag von MICHAIL I. IVANOV („Nevidimite pomaci“, 160-179) dokumentiert ethnodemographische Statistiken aus unterschiedlichen Zeiträumen, die Aufschlüsse darüber geben, an welchen Orten und in welchem Umfang sich pomakische Siedlungsgebiete nachweisen ließen (161-174). Der Autor würde es begrüßen, wenn der bulgarische Zensus es zulassen würde, die Pomaken gesondert zu erfassen, um ein genaueres Bild von der

Gruppe zu bekommen (176). In der abschließenden Diskussion sind einige Kommentare zu den einzelnen Beiträgen dargestellt.

Insgesamt haben wir es mit einem lesenswerten Sammelband zu tun, welcher hauptsächlich dadurch überzeugt, dass er sich von vorurteiligen Denkweisen löst und versucht, so vielfältig wie möglich zu argumentieren. Die angefügte Diskussion wirkt in diesem Zusammenhang so, als wolle man die türkische Perspektive nicht ohne Weiteres unkommentiert lassen. Die im Titel angedeuteten Herkunftsversionen werden zwar nur tangiert und stützen sich eher auf Mythen oder Halbwahrheiten als auf belegbare Fakten. Das Werk eignet sich aber dennoch für einen ersten Überblick über die neuere Forschungslandschaft im Bereich der Identitätsvielfalt der Gruppe, da es zeigt, dass die Pomaken besonders im Hinblick auf ihre Selbstwahrnehmung eben nicht nur als bulgarische Muslime betrachtet werden können.

Dresden

Martin Henzelmann

Manolīs G. SERGĒS, Αστική Λαογραφία. Αναπαραστάσεις της Αθήνας (1880-1896) στο συγγραφικό έργο του Μιχαήλ Μητσάκη: χώρος, κοινωνία, πολιτισμοί, ταυτότητες [Bürgerliche Volkskunde. Der Lokalausgensein von Athen 1880-1896 in Schriften von Michael Mitsakis: Raum, Gesellschaft, Kulturen, Identitäten]. Athen: Ekdoseis Herodot 2016 (Laografia, 10). 895 S., zahlr. Abb., ISBN 978-960-485-138-6, € 53,-

Im Vorwort von MICHAEL MERAKLIS (13f.) wird im Allgemeinen auf die Wichtigkeit des literarischen Schrifttums als Quelle für die volkscundlich/ethnographischen Studien im urbanen Raum hingewiesen, und im Besonderen auf die Schriften dieses eher vernachlässigten Schriftstellers am Ende des 19. Jh.s, der als *flâneur* die Gesellschaft von Athen in der Belle Époque zwischen westlicher Bürgerkultur und autochthoner Volkskultur in seinen Feuilletons, Reiseberichten und Kurzgeschichten, Kritiken, Briefen und Gedichten beschreibt, die man zutreffend als „schriftstellerische Urbananthropologie“ bezeichnet hat. Manolis Sergis hat dieses verstreute schriftstellerische Werk 2006-2007 in einer zweibändigen Gesamtausgabe bei der griechischen Uranis-Stiftung in Athen herausgebracht¹ und präsentiert nun, nach neuerlicher Lektüre und reflektierender Distanzierung von den in ansprechendem Schreibstil der in flüssiger *katharevusa* verfassten Deskriptionen, eine systematische aber sensible Auswertung dieser Literaturprodukte nach Maßgabe der neueren Theorien zur Urbansozio- und -anthropologie sowie den Interpretationsstrategien im Umgang mit Literaturquellen für die Faktenanalyse, die die Präsentationsweisen der Sprachästhetik bzw. die Zerrspiegelfunktion der dichterischen Freiheit, persönlicher Weltbildansichten bzw. einer ideologischen Wertehierarchie (Ablehnung der Mimesis der westlichen Vorbilder) in Rechnung zu stellen hat. In einem literaturnahen Vorwort geht der Autor auf die Geschichte seiner Beschäftigung mit diesem Schriftsteller ein (17-

20), in der Einleitung wird dann der theoretische Rahmen dieser „Auswertung“ festgelegt (23-67), wobei der etwas kühle Terminus „Auswertung“ freilich nicht die qualitative Seite dieser Dokumentation trifft, denn Sergis folgt eigentlich den Texten und Beschreibungen von Mitsakis nicht nur in einer pragmatologischen Analyse, sondern bringt die satirischen Feinbeobachtungen und atmosphärischen Beschreibungen in eine thematische Systematik und stellt sie in einen theoretischen Rahmen, den die internationale Urbanforschung vorgibt, die in einer beeindruckenden bibliographischen Vielfalt jederzeit präsent ist.

Der eigentliche Corpus der Monographie setzt mit Kapitel 1 ein, „Grundsätzliche theoretische Fragen“ (69-230), wo zuerst die verschiedenen soziologischen „Schulen“ und Fundamentaltermini des Urbanphänomens im Laufe der industriellen Revolution in ausführlichen Diskussionen behandelt werden (soziologische Theorien der Verbürgerlichung, Schule von Chicago, *folk-urban continuum*, Schule von Kalifornien, postmoderne Urbanbildungen, Stadtvolkswunde in Deutschland und Amerika, die griechische Urbanvolkswunde, das Stadtbild von Athen in der Novellistik gegen Ende des 19. Jh.s: Babylon und Jerusalem), sodann die Deskriptionen der Stadt in der Literatur: die Stadt als „objektiver Raum eines subjektiven Erlebens“, die Definition des Begriffes *flâneur* (von Walter Benjamin geprägt: ziel- und interesseloser Spaziergänger, der mit Auge, Ohr und Nase die Eindrücke aufnimmt und im literarischen Sprachkleid wiedergibt) und ihre Anwendung auf die Persönlichkeit von Mitsakis. Es folgt ein Abschnitt über die Panorama-Theater als eine Art künstlerischer Wiedergabe der Stadt, eine ausführliche Diskussion der gesellschaftlichen Hervorbringung des Raums (Henri Lefebvre, Alltagsrhythmen, Heterotopien, die Invasion der privaten Räumlichkeit [privacy] in die öffentliche [mobile phones], Machtbegriff bei Foucault, Struktur des erzählten Raums nach Philippe Hamon). Kapitel 2 geht dann auf Biographie und Persönlichkeit von Mitsakis ein (231-372): kurz nach 1860 geboren, Jusstudium in Athen, ab 1883 Teilnahme an den Literaturausschreibungen des Hestia-Verlags, wenig Anerkennung, *bon viveur* ohne den finanziellen Hintergrund, Redakteur, Chronist, Literat, Satiriker, Salonlöwe, 1896 in neurotischer Behandlung mit Diagnose auf Schizophrenie, 1916 in der psychiatrischen Klinik verstorben; politische Einmischung, Antike-Bild und Byzanz, hellenozentrischer Kosmopolit, jenseits von *katharevusa* und *dimotiki* in der Sprachfrage, irreligiös.

Mit dem 3. Kapitel nähert man sich dann der eigentlichen Thematik: „Athen als Hauptstadt und Zentrum des Hellenismus: Raum, soziale Schichtung, Ideologien (1830-1896)“ (373-418): Neoklassizismus, die bayerischen Stadtpläne und ihre sukzessive Modifizierung, Ent-Byzantinisierung und De-Osmanisierung, Gebäude-Errichtung im 19. Jh., die Vorstädte. Kapitel 4 gehört bereits zu den Kernkapiteln: „Die Transformation der Athener Stadtopographie und die Beschreibung der Stadt-Räume bei Mitsakis“ (419-524): die ausdruckslose Komplexität des Urbanzentrums (Vitrine der westlichen Progressivität, Unterentwicklung, Baustelle), die öffentlichen Räume (Viertel und Nachbarschaften, Plätze, Straßen, Demonstrationen, Hotels, Kaffeehäuser, *café-chantant*, *café-aman*, ambulante Panoramen, *lieux de mémoires*), private Räume (Mietshäuser, Gefängnis, Friedhofskapelle, Kulturzentren, Schulen). In Kapitel 5 kommen die Beschreibungen auf die sozialen

„Klassen“, Kulturverhalten, bürgerliche Kommunikation und Ideen zu sprechen (525-640): „Klassen“-Einteilung nach Vergnügungsorten, Konsum und Identität (Musik als verbindendes Element, Sympathie für das „Volk“), Transformation der neugriechischen Kultur (Traditionen contra Westorientierung, Schulbildung und Universität, Gesetzesübertretungen und Subkulturen), Tierquälereien, Volksmusik und Popular music (Revue, Operette) usw. Kapitel 6 geht dann auf die devianten Randgruppen der sozialen Exklusion ein (641-694): die soziale Peripherie, Kinder und Kinderkultur, Jugendkultur, Frauenkultur, Unterwelt und Homosexualität, Irrenhaus, ambulante Musiker. Kapitel 7 beschäftigt sich mit dem performativen Aspekt des Stadtlebens (695-734): *performance studies*, Tierquälereien als Schauspiele (Tanzbär), Panorama, Auseinandersetzungen der Unterwelt, Ehestreitszenen, Verrückte, Begräbnisse. Ein Anhang (735-763) bringt noch Szenen aus der Provinz; es folgt der Bildteil, eine überaus ausführliche Bibliographie (781-837) sowie ein detailliertes Register von volkskundlichen Begriffen und Sachen (839-888). Der umfangreiche Band bereichert die griechische Stadtvollskunde um ein theoretisch reich fundiertes Werk, das in Form von Stellenzitatzen aus dem Literaturwerk eines weniger bekannten Autors eine detaillierte Analyse des öffentlichen Lebens von Athen im Zeitraum von 1880-1896 unternimmt. Dadurch ist auch methodologisch ein Leitfaden an die Hand gegeben, ähnliche Analysen auch für andere urbane Zentren und aufgrund von anderen Literaturwerken vorzunehmen.

Athen, Wien

Walter Puchner

¹ Manolēs G. SERGĒS (Hg.), Μιχαήλ Μητσάκης, Αφηγήματα και ταξιδιωτικές εντυπώσεις / Κριτικά κείμενα, επιστολές, ποίηση. 2 Bde. Athen 2006/2007.

SPRACHWISSENSCHAFT

Eugenio COSERIU, Geschichte der Sprachphilosophie. Hg. u. neu bearb. Jörn ALBRECHT. 2 Bde. Tübingen: Narr Francke Attempto 2015. **Band 1: Von Heraklit bis Rousseau.** XXV, 414 S., ISBN 978-3-8233-6896-0, € 39,99. **Band 2: Von Herder bis Humboldt.** XIV, 468 S., ISBN 978-3-8233-6953-0, € 39,99

Der in der Moldau geborene, in Rom promovierte und lange Zeit zunächst in Uruguay lehrende Eugenio Coseriu (1921-2002) gehört zweifellos zu den überragenden Vertretern der Linguistik und Sprachwissenschaft des ausgehenden 20. Jh.s. Die beiden Termini sind bewusst nebeneinander gestellt, da Coseriu sich der Linguistik, d. h. besonders dem nach dem 2. Weltkrieg florierenden Strukturalismus zuwandte, ohne jedoch das Erbe der Altvorderen über Bord zu werfen, wie es später oft Mode wurde. Der Romanist und führende Vertreter der Allgemeinen Sprachwissenschaft hat nicht nur ein vielfältiges und beeindruckendes Œuvre hinterlassen, sondern gleichzeitig in seiner späteren Hauptwirkungsstätte Tübingen eine angesehene Schule begründet. Zahlreiche bekannte Linguisten gehören zu seinem unmittelbaren Schülerkreis, und viele andere Kollegen wurden von seinen Ideen maßgebend inspiriert. Bekannt wurde er in Deutschland zunächst durch die zahlreichen Vorlesungsnachschriften seiner Tübinger Schüler, die große Verbreitung fanden und schließlich sogar zur Gründung eines der wichtigsten deutschen sprachwissenschaftlichen Verlage führten, dessen Grundstock Coserius Vorlesungen bilden.

Auf Vorlesungsnachschriften geht auch die vorliegende, von Jörn Albrecht gründlich neu bearbeitete zweibändige „Geschichte der Sprachphilosophie“ zurück, deren 1. Band erstmals 1970 bzw. 1972 in der Nachschrift¹ von Gunter Narr und Rudolf Windisch in zwei Teilen herausgegeben wurde. Dieser Band erschien bereits einmal 2003 von Jörn Albrecht neu bearbeitet sowie erweitert und wurde größtenteils vor dem Erscheinen noch mit Coseriu abgestimmt.² Auf dieser Fassung mit nur geringfügigen Änderungen beruht der 1. Band der aktuellen Ausgabe für den Zeitraum von Heraklit bis Rousseau. Vollkommen neu ist hingegen der 2. Band, der im Wesentlichen der deutschen Sprachphilosophie der Spätaufklärung gewidmet ist und mit Wilhelm von Humboldt abbricht. Denn seinen ursprünglichen Plan, die Geschichte bis in die Gegenwart fortzusetzen, hat Coseriu nicht mehr ausgeführt.

In den Vorworten zu den beiden Auflagen des 1. Bandes und im Vorwort des jetzt erstmals erschienenen 2. Bandes führt Jörn Albrecht seine Quellen auf und erläutert die näheren Umstände der Edition und ihre Prinzipien. Zumindest für den 1. Band erfolgte sie in enger Abstimmung mit Coseriu, während für den 2. keine so konkreten Vorgaben vorlagen. Auf den Stellenwert von Coserius „Geschichte der Sprachphilosophie“ geht – ebenfalls im Vorspann – Jürgen Trabant, ein wichtiger Vertreter aus dem Kreise der Schüler, in seinem Geleitwort zum 1. Band dieser Ausgabe ein, das hier unverändert aus der 2. Auflage von 2003 übernommen wurde. Zunächst weist er auf den großen Erfolg gerade dieser Schrift seines Lehrers hin, obwohl sie nicht dem modischen Trend des sprachanalytischen

Ansatzes folgt, der praktisch die abendländische Tradition fast vollständig ausblendet oder wie im Fall von Descartes in problematischer Art und Weise interpretiert.

Der von der Forschung schon ausgiebig rezipierte 1. Band beginnt mit einer allgemeinen Einführung in die philosophische Problematik und gipfelt in der Frage „Was ist Sprachphilosophie?“ Hierbei geht es Coseriu in erster Linie um die klare Abgrenzung zwischen den drei auf die Sprache bezogenen Disziplinen Sprachtheorie, Allgemeine Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie. Im Unterschied zu den beiden anderen Ansätzen stellt die Sprachphilosophie die Frage nach dem Wesen der Sprache und beschäftigt sich nicht mit dem Bau und den Funktionen konkreter Sprachen (13). Nach einem kurzen Exkurs zu den Indern beginnt dann die eigentliche Darstellung ihrer Geschichte mit Heraklits schwer deutbaren Fragmenten, der die Kapitel über Platon mit seinem „Kratylos“, Aristoteles und die Stoiker folgen. Als Beispiele der lateinischen Spätantike werden Augustinus Zeichentheorie und Ansätze zu einer Unterscheidung von Objekt- und Metasprache erörtert. Die Darstellung wird im 1. Band dann über das Mittelalter bis in 18. Jh. fortgeführt und endet mit der französischen Aufklärung. Wichtige sprachphilosophische Beiträge in diesem Zeitraum stammen für Coseriu von Thomas von Aquin, Juan Luis Vives, René Descartes, John Locke, Gottfried Wilhelm Leibniz und Giambattista Vico, um nur die am ausführlichsten behandelten Autoren zu nennen.

Die Arbeit am 2. Band erfolgte unter erschwerten Bedingungen, da der 2002 verstorbene Coseriu ihn nicht mehr selbst absegnen konnte. Albrecht war bei der Edition auf sich gestellt, und dieser Band trägt daher stärkere Spuren seiner editorischen Eingriffe. Erschwerend kam übrigens hinzu, dass für diesen Band auch keine vollständige, autorisierte Nachschrift vorliegt, auf die sich der Herausgeber hätte stützen können. Ihm standen nur seine eigenen, allerdings sehr unvollständigen Aufzeichnungen, die Nachschriften in geraffter Form von Heinrich Dern u. a.³ sowie ferner das zwar erhaltene, aber ebenfalls lückenhafte Vorlesungsmanuskript Coserius und weitere handschriftliche Materialien aus dessen Nachlass zur Verfügung. Eingearbeitet werden konnten freilich einige separat erschienene Veröffentlichungen zu dieser Epoche. Mithin trägt dieser Band verstärkt die Handschrift von Albrecht, der sich indessen weitgehend an das von Coseriu vorgegebene Modell der Vorlesung hält. Beibehalten hat er natürlich jeweils die einleitenden biographischen Bemerkungen zu den behandelten Autoren, sowie die Wiedergabe wichtiger Primärtexte und ihre textnahe Interpretation. Ferner wurde die neuere Literatur berücksichtigt, da es ihm hier nicht um reine Rekonstruktionsarbeit, sondern um die Erstellung eines weiterhin mit Gewinn benutzbaren Handbuchs ging.

Diese nachträglichen Zusätze, d. h. die Hinweise auf neuere Literatur bzw. auf die Fortschritte mancher Werkausgaben, die so noch nicht oder nur in Teilen vorhanden waren als Coseriu die Vorlesung konzipierte, werden durch eckige Klammern als Zusätze des Herausgebers gekennzeichnet. Die Darstellung selbst konzentriert bzw. beschränkt sich auf die Entfaltung der Sprachphilosophie zwischen Spätaufklärung und Romantik im deutschen Sprachraum. Vorgestellt und erläutert werden die Beiträge zu ihr von Johann Gottfried Herder, Johann Georg Hamann, Johann Gottlieb Fichte, Friedrich Schlegel August Wilhelm

Schlegel, Friedrich Schleiermacher, Friedrich Wilhelm Joseph Schelling, Arthur Schopenhauer, Georg Wilhelm Friedrich Hegel und Wilhelm von Humboldt. Kompetent interpretiert und bewertet Coseriu die Vorstellungen und geistesgeschichtlichen Entwicklungen in dieser Periode. Dabei scheut er sich nicht wie im Fall von Schopenhauer vor harschen Urteilen. Kernprobleme dieser Epoche sind u. a. der Ursprung der Sprache (Herder, Fichte, Fr. Schlegel), das Wesen der Sprache (Schelling), Sprache und Denken (Schleiermacher), Typologie usw., die ihre Aktualität nicht verloren haben.

Coserius Geschichte der Sprachphilosophie fällt sicherlich aus dem Rahmen der üblichen Darstellungen, da sie ihre Herkunft aus einer Vorlesung nicht verleugnen kann. Das zeigt sich im systematischen Aufbau der Kapitel, die jeweils mit einer allgemeinen Einführung beginnen und neben knappen biographischen Informationen jeweils die ideengeschichtlichen Zusammenhänge aufzeigen. Das ist für die Lektüre kein Nachteil, insbesondere Einsteiger dürften das sogar als Vorteil betrachten. Auch die klare Gliederung, wie sie sich in den sehr ausführlichen, mehrere Seiten umfassenden Inhaltsverzeichnissen zeigt,⁴ dient der leichteren Orientierung und dem schnellen Nachschlagen. Erfreulich, da nicht mehr alltäglich, ist der Umstand, dass im 1. Teil die Textfragmente auch im griechischen und lateinischen Original zitiert und erst dann übersetzt sowie ausführlich kommentiert werden. All das empfiehlt diese beiden Bände nicht nur als kenntnisreiche Geschichte der Sprachphilosophie, sondern auch als zuverlässige und gut lesbare Einführung in das sprachphilosophische Denken, wobei nur zu bedauern ist, dass es keinen Anschlussband mehr aus der Feder von Coseriu geben wird.

Erlangen

Klaus Steinke

¹ Eugenio COSERIU, Geschichte der Sprachphilosophie von der Antike bis zur Gegenwart. Teil 1, Von der Antike bis Leibniz. Vorlesung gehalten im Winter-Semester 1968/69 an d. Univ. Tübingen. Autoris. Nachschrift von Gunter NARR u. Rudolf WINDISCH. Tübingen 1969 (Tübinger Beiträge zur Linguistik, 11); DERS., Geschichte der Sprachphilosophie von der Antike bis zur Gegenwart. Teil 2, Von Leibniz bis Rousseau. Vorlesung gehalten im Winter-Semester 1970/71 an d. Univ. Tübingen. Autoris. Nachschrift von Gunter NARR. Tübingen 1972 (Tübinger Beiträge zur Linguistik, 28).

² Eugenio COSERIU, Geschichte der Sprachphilosophie von der Antike bis zur Gegenwart. Neu bearb. und erw. von Jörn ALBRECHT. Mit einer Vorbemerkung von Jürgen TRABANT. Tübingen, Basel 2003.

³ Eugenio COSERIU, Geschichte der Sprachphilosophie von Herder bis Humboldt Gegenwart. Teil 1: Vorlesung im WS 1985/86. Nachschrift von Heinrich WEBER. Tübingen 1993; Teil 2: Schleiermacher bis Hegel: Vorlesung im WS 1987/88. Nachschr. von Christian DERN und Heinrich WEBER. Tübingen 1993; Teil 3: Wilhelm von Humboldt: Vorlesung WS 1988/89. Nachgeschrieben von Christian DERN und Heinrich WEBER. Bearb. und hrsg. von Heinrich WEBER. Tübingen 2000.

⁴ Inhaltsverzeichnisse sind einsehbar unter <<http://d-nb.info/968349692/04>>, 12.1.2017.

Thede KAHL / Michael METZELTIN, Sprachtypologie. Ein Methoden- und Arbeitsbuch für Balkanologen, Romanisten und allgemeine Sprachwissenschaftler. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2015. 200 S., ISBN 978-3-447-10442-5, € 38,-

Dieses Buch von Thede Kahl und Michael Metzeltin will laut Untertitel eine Einführung in Methodik und Praxis der Sprachtypologie sein. Dieser Einführungscharakter bedeutet eine gewisse Einschränkung, aber aus einem Lehrbuch kann man Neues erfahren, zumal die beiden Autoren für den Bereich der Typologie ein interessantes Gespann bilden. Michael Metzeltin vertritt als Wiener Romanist die romanischen Sprachen und Thede Kahl als Slawist in Jena den slawischen Süden und den Balkanraum. Beide Autoren haben sich wegen der Einführungskonzeption die romanischen und die Balkansprachen gewählt, die für die Leser einigermaßen zugänglich und zunächst wenig Exotisches bieten. Aussagen zur Materie sind daher relativ leicht plausibel zu machen. Dem Rezensenten scheint die Sprachwahl besonders glücklich, da er in einer eigenen Untersuchung nach anderen Kriterien eine Nähe feststellen konnte.¹

Die Autoren gliedern ihr Buch in sechs große Abschnitte. Nach einem Vorwort folgt Abschnitt 1, eine Einleitung, in der die wissenschaftsgeschichtliche Entwicklung der Typologie vorgestellt wird; dann Abschnitt 2 zur Dynamik der Sprache, der zahlreiche Einzelaspekte für das Herangehen an Sprache enthält; Abschnitt 3 zu Wortklassen und ihrer Bedeutung, die den Schwerpunkt des typologischen Ansatzes, nämlich die Orientierung an den Wortklassen, erkennen lassen. Abschnitt 4 stellt Deskriptoren für eine angewandte Sprachtypologie vor und enthält ein morphologisches und ein syntaktisches Repertoire, das untersucht werden könnte; in Abschnitt 5 geht es um die Numerusbildung in den Balkansprachen und in den romanischen Sprachen; in Abschnitt 6 um volitive Konstruktionen. Beide bilden in den genannten Sprachen die eigentliche Studie, die beispielhaft zwei Bereiche aus dem Repertoire der Deskriptoren aus Abschnitt IV ausarbeitet. Abschnitt 7 schließlich bietet ein umfangreiches Quellenverzeichnis. Zusätzlich wird für jeden Abschnitt die dazugehörige Literatur angeführt. Der Text ist gut lesbar, die angewandte Gliederung ist übersichtlich; Druckfehler, auch in kyrillischer und in griechischer Schrift, sind extrem selten.

Vor diesem Gesamteindruck fragt man sich, was man durch die Lektüre gewinnen kann. Das Material der Abschnitte 5 und 6 ist übersichtlich und vollständig dargestellt, besonders die Satzunterteilungen im Abschnitt 6 gewähren einen guten Überblick. In typologischer Hinsicht erkennt man sofort bei der Pluralbildung die Gesamtheit der indogermanischen Sprachen gegenüber dem Türkischen. Alle morphologischen Mittel, alle Weiterbildungen, Umordnungen, phonetische Veränderungen hängen mit den alten indogermanischen Deklinationsklassen zusammen, wohingegen das Türkische einen anderen Typ darstellt. Die Satzmuster im Abschnitt 6 lassen eine Zweiteilung romanisch – balkanisch erkennen, während Türkisch hier nicht so stark typologisch getrennt ist. Die Abschnitte 5 und 6 könnte man fast als Lehrbuch benutzen, aber auch als Aufgabenbuch, um die im Abschnitt 4 erfassten Deskriptoren für Morphologie und Syntax nach den Beispielen der

Abschnitte 5 und 6 zu beschreiben. Natürlich böte sich je nach Bedarf eines Interessenten auch eine andere Sprachauswahl an.

Zu kritisieren gibt es wenig. So fällt den Autoren auf, „dass die Notwendigkeit einer Stückzählung in allen Kulturgemeinschaften zu einer besonderen Lexemklasse der Kardinalzahlen führt“ (24). Das Zählen von 1-? stellt schon eine beachtliche Kulturleistung dar, die keineswegs von allen Sprechergruppen erreicht wurde. Selbst da, wo theoretisch alle Zahlen vorliegen, erkennt man, dass Zahllexeme entlehnt wurden, nicht für höhere Werte, sondern für die erste Dekade. Auch wird die Wichtigkeit von Kongruenz betont (28), während in Abschnitt 5 die Genera quasi als morphologische Klasse dargestellt werden. Wichtig für die Genuseinteilung ist die Kongruenzfolge Artikel – Adjektiv: Pronomen, aus der das Genus des Substantivs gefolgert werden kann. Besonders interessant ist dabei, dass im Plural Genusunterschiede verschwinden können. Französisch hat „la, le“, im Plural aber nur „les“, allerdings noch Genusunterschiede beim Adjektiv und bei Pronomen. Bulgarisch hat im Plural nur noch zwei Artikel, bei Adjektiven und bei Pronomina im Plural keinen Unterschied. Deutsch und Russisch kennen im Plural überhaupt keinen Genusunterschied, wohl aber morphologisch unterschiedene Deklinationsklassen im Plural. Dies ist einer typologischen Unterscheidung wert.

Später im Buch wollen Kahl und Metzeltin „ähnliche und unähnliche Möglichkeiten eruieren und erklären“ (114). Sie erklären aber nicht, sie beschreiben und interpretieren die gelieferten Daten. Erklären würde dagegen bedeuten, wie z. B. einen Zusammenhang zwischen Artikeleinführung und -gebrauch und Nominalflexion zu vermuten. Gerade die untersuchten Sprachen bieten interessante Beispiele, im Westen (Romanisch, aber auch Deutsch) ist der Artikel Träger der Nominalmorphologie, Rumänisch und Albanisch stehen in der Mitte, während Griechisch Artikel und reiche Nominalflexion aufweist. Balkanslawisch hat dagegen westeuropäische Strukturen bei Aufgabe einer alten reichen Morphologie, aber mit Artikeleinführung. Ebenso auffällig ist, dass alle hier betrachteten Sprachen eine reiche, teils recht archaische Verbalmorphologie bewahren, wohingegen die nicht balkanisch-slawischen Sprachen die indogermanische Nominalflexion fast noch besitzen, aber den Verbalbereich stark vereinfachen.

Falsches wird bei der albanischen Pluralbildung vermittelt. „Singular auf einen Konsonanten endend, Plural unverändert; dele-dele“ (121) – Konsonant stimmt nicht; „die Pluralbildung verhält sich in den Maskulina eher analytisch mit Morphemhinzufügung“ (125); gemeint sind Fälle wie „snop/snopovi“, „car/carevi“. Wieso soll diese Bildungsart analytisch sein?

Ein Problem besteht für das Französische und für das Griechische (127), da beide Sprachen orthographisch viel Pseudomorphologie bieten. Das ist den Autoren durchaus bewusst, wodurch die Beschreibung dieser Tatsache erheblich erschwert wird. Auch die albanische Pluralbildung lässt sich nur schwer beschreiben und interpretieren (122, auch so formuliert). Die syntaktischen Typen im Abschnitt 6 ließen sich dagegen gut und problemlos darstellen.

Fasst man den Gesamteindruck zusammen, so lässt einerseits eine Einschränkung auf ein Lehr- und Übungsbuch feststellen; es ist nicht zu theorie-lastig, es orientiert sich an den traditionellen Wortarten und Satzgliedern, es lässt ebenso Erweiterung um andere Sprachen zu. Die Eröffnung weiterführender Perspektiven ist positiv. Nützlich erscheint die wissenschaftsgeschichtliche Einführung in die Typologie im Abschnitt 1.

Für den an den südosteuropäischen Sprachen Interessierten ist zu bemerken, dass die Balkansprachen und die romanischen Sprachen zwar trennende Strukturen aufweisen, andererseits aber auch verbindende. Beide Sprachgruppen könnte man zu einem neu-europäischen Sprachtyp vereinen. Türkisch als agglutinierende Sprache, aber auch die übrigen slawischen Sprachen mit stärker indogermanischem Erbe, weichen dagegen ab. Für die Arbeit an Sprachen und für die Durchdringung von Sprachen bieten Kahl und Metzeltin einen gut gelungenen Einstieg.

Hamburg

Jürgen Kristophson

¹ Jürgen KRISTOPHSON, Ein neuer Beitrag zur Sprachbunddiskussion, *Zeitschrift für Balkanologie* 29 (1993), 1-11.

Christos KARVOUNIS, Diglossie, Sprachideologie, Wertekonflikte. Zur Geschichte der neugriechischen Standardsprache (1780 bis 1930). Köln, Wien, Weimar: Böhlau Verlag 2016 (Griechenland in Europa, 3). 384 S., 20 Abb., 3 Tab., ISBN 978-3-412-50364-2, € 70,-

Christos Karvounis wurde 2014 an der Universität München die *Venia Legendi* für das Fach Neogräzistik erteilt. Der Titel der Habilitationsschrift lautete „Diglossie, Sprachideologie, Wertekonflikte und sprachliche Emanzipation. Untersuchungen zur externen Sprachgeschichte der neugriechischen Standardsprache von der neugriechischen Aufklärung bis zu den 1930er Jahren“. Im Titel der hier zu besprechenden Druckversion vermisst man die Schlüsselbegriffe „Sprachliche Emanzipation“ und „Externe Sprachgeschichte“.

Die Arbeit zeugt von einer beeindruckenden Gelehrsamkeit und Belesenheit. Die Bibliographie ist sehr umfassend, und die aufgeführten Werke erscheinen gut verwertet. Verdienstvoll ist insbesondere das 1. Kapitel über „Sprachliche Emanzipation, Standardisierung und Nationalsprachen“ (15-44), wo der Vergleich mit der Entwicklung romanischer Sprachen aus dem Lateinischen gemacht wird. Ausführlich wird aus soziolinguistischer Sicht der Werdegang besonders der italienischen Sprachentwicklung geschildert und die grundsätzliche Vorbildfunktion der romanischen Sprachen für das Neugriechische hervorgehoben. Dieser Konvergenz (Terminus des Rezensenten) einerseits steht eine Divergenz andererseits gegenüber, weil das Neugriechische sich zwar auch im Verhältnis zum klassischen

Vorbild, hier also dem Altgriechischen, definiert, aber dennoch als zum Sprachbund der Balkansprachen (40) gehörend zu sehen ist. Hier weist Karvounis auf einen „Bruch“ (40) in der Entwicklung des Neugriechischen hin, der durch die Staatsgründung 1830 zustande kommt, weil höheres Prestige – wichtig für einen neuen Staat – durch die Bezugnahme auf das antike Vorbild zu erreichen war, obwohl das Griechische auch in seiner volkssprachlichen Gestalt schon (auf dem Balkan und im Osmanischen Reich) hohes Ansehen als administratives und kommerzielles Vehikel genoss (345). Dieser Bruch führt dann zur Entstehung der neuzeitlichen Diglossie, die 1830-1880 durch eine extreme „Säuberung“ der Schrift- und Unterrichtssprache die schon im Ausbau befindliche Volkssprache behinderte und verzögerte, wie Karvounis gleich am Anfang seines Vorworts (11) deklariert. Diese Sicht der Dinge veranlasst dann den Autor zur Aufstellung seiner zweiten Hauptthese.

So wird im 2. (und auch im 3.) Kapitel ausführlich dafür argumentiert, dass die gängige Auffassung, nach der es seit der Antike schon immer im Griechischen Diglossie gegeben habe, nicht haltbar sei, weil gewisse von der modernen Diglossieforschung (seit Ferguson 1959) entwickelte Kriterien in Bezug auf frühere Epochen nicht erfüllt werden. Es scheint jedoch eher fragwürdig, die Feinheiten der Forderungen moderner Soziolinguistik auf ältere Perioden anwenden zu wollen. Karvounis kommt allerdings zu dem Schluss, dass man allenfalls von einer *elitenorientierten* oder *Schriftlichkeitsdiglossie* ausgehen könne. Mit diesem Zugeständnis ist dann meines Erachtens nach die gängige Auffassung wieder ausreichend gestützt.

In den Kapiteln 4 bis 6 liegt der Schwerpunkt der Arbeit, der die Geschichte des Neugriechischen in vier je etwa 50 Jahre dauernde Einzelphasen unterteilt:

- 1783-1830 bzw. 1774-1830 (Kapitel 4, 115-168)
- 1830-1888 bzw. 1830-1880 (Kapitel 5, 169-248)
- 1888-1941 bzw. 1880-ca. 1930 (Kapitel 6, 249-342)
- 1941-1976 (wird nicht näher behandelt).

Phase 1 bezieht sich auf die Zeit, die der Gründung des griechischen Staates unmittelbar vorausging und in welcher der Diskurs über eine geeignete Staatssprache geführt wurde. Die Diglossie zwischen H(igh) und L(ow) war nach Karvounis immer noch elitenorientiert, aber der Ausbau der L-Varietät begann in dieser Epoche. Als besonders aktiv in dieser Richtung gilt der Aufklärer Dimitrios Katartzís, der deutlich zwischen Alt- und Neugriechisch als zwei Sprachen unterschied.

Phase 2 beinhaltete eine Spaltung des Diglossie-Verlaufs insofern, dass im Königreich Griechenland die H-Varietät (Katharevousa) nicht nur ausgebaut und etabliert wurde, sondern aus nationalistischen Gründen immer mehr streng archaische Züge annahm, begleitet von einer Erosion der L-Varietät (Dimotiki), während auf den Ionischen Inseln (westlich vom griechischen Festland), die bis 1864 ein britisches Protektorat bildeten, das Gegenteil der Fall war: Ausbau und Etablierung der L- und Erosion der H-Varietät.

Phase 3 bedeutete das Entstehen und Etablieren einer Prosaliteratur in der Dimotiki, was zu scharfen Auseinandersetzungen in der Gesellschaft führte, aber linguistisch diese Varietät etablierte. In dieser Zeit entstand in Griechenland der Terminus *δὶγλωσσία* / *Diglossie* (Roïdis, Psycharis), etwa hundert Jahre vor Ferguson.

In der Phase 4 wurde die Dimotiki endlich auch sozial etabliert und die Diglossie (jedenfalls offiziell) 1976 per Gesetz beendet. Dieser Phase wird bei Karvounis leider kein besonderes Kapitel gewidmet, siehe unten.

Die Gliederung in Phasen ist gut begründet und mit zahlreichen längeren Beispielen illustriert, die allerdings rein sprachlich etwas ausführlicher hätten analysiert werden können. Der Autor weist auch darauf hin, dass im Laufe der Zeit mehrere L- und H-Varietäten sowie Interferenzen zwischen L und H entstanden, z. B. das Phänomen der von Karvounis so genannten „Pro-Forma-Katharevousa“ (316-322).

Von einer „neugriechischen Standardsprache“ (*Κοινή Νεοελληνική*) kann also aber erst ab 1976 die Rede sein, vgl. oben Phase 4. „Geschichte“ im Titel der Arbeit(en) muss folglich als „Vorgeschichte“ verstanden werden. Umso bedauerlicher ist es, dass die Periode, die auf diesen Zeitpunkt hinausläuft, nicht ausführlicher behandelt, sondern im 6. Kapitel nur knapp erwähnt wird (ansonsten ist die Arbeit umfangreich genug). Darüber hinaus wäre eine nähere Erläuterung, inwiefern sich diese neugriechische „Standardsprache“ von der herkömmlichen „Dimotiki“ unterscheidet, wünschenswert gewesen. Der Buchtitel beschränkt die Arbeit zwar auf „[...] bis 1930“, aber die Gründe für diese Beschränkung erschließen sich dem Leser nicht.

Mit der einschlägigen Fachliteratur zeigt sich Karvounis bestens vertraut. Besonders wertvoll sind dabei seine vielen Hinweise auf aktuelle Forschung in Griechenland. Außerdem hat er eine mehr als zehnjährige neogräzistische Lehrerfahrung in Mainz/Germersheim und München. Aber trotz vielen pädagogischen „Abbildungen“ und Tabellen, die für den Leser sehr hilfreich sind, und einem tadellosen deutschen Sprachgewand erschien dem Rezensenten die Lektüre durch den syntaktisch leicht überlasteten Stil des Autors zuweilen leider etwas mühsam.

Zusammenfassend ist das wirklich Innovative des vorliegenden umfassenden und akribisch recherchierten Werkes in der konsequent angewendeten soziolinguistischen Sicht auf die behandelte(n) Periode(n) 1780-1930 zu sehen.

Unschön und ungerecht dem Autor gegenüber ist die mangelhafte Lektorierung des Verlags, wodurch Blüten wie „Das diglossisches (sic!) Erbe“ (8, aber 45-110 Kopfzeile ständig wiederholt) nicht beseitigt wurden.

Wiesbaden

Hans Ruge

LITERATUR UND THEATERWISSENSCHAFT

Roderick BEATON, Η ιδέα του Έθνους στην ελληνική λογοτεχνία. Από το Βυζάντιο στην σύγχρονη Ελλάδα [Die Idee des Ethnos in der griechischen Literatur. Von Byzanz bis zum heutigen Griechenland]. Iraklion: Crete University Press 2015. XII, 523 S., ISBN 978-960-524-347-0, € 25,-

„Ethnos“ wird schon bei Hesiod als Menschengruppe mit gemeinsamer Abstammung, Sprache, Religion, Sitten und Gebräuche definiert. Im Laufe der europäischen Ideengeschichte trat dann das Zusammengehörigkeitsgefühl dazu, wie es sich in der Terminologie der heutigen Sozialpsychologie und Gruppendynamik als ein entwickeltes System von Auto- und Heterostereotypen ausdrückt. Insofern ist der griechische Begriff „Ethnos“ etwas weiter gefasst als die „Nation“, deren Begrifflichkeit und Anwendung im Nationalismus erst in der Aufklärung und Romantik zum Tragen kommt. Dazu gibt es jede Menge Literatur; in Südosteuropa mit seinen Reichszugehörigkeiten wird die Nationsidee mit ihrem theoretischen Überbau durch Herder, die Französische Revolution und dem Josephinismus rezipiert und wird zum ideologischen Instrument der Anstrengungen um die Loslösung von den Großreichen (Habsburger Monarchie, Osmanisches Reich). Formen des Zusammengehörigkeitsgefühls hat es jedoch schon früher in manchen Zonen der Reichsverbände gegeben, z. B. bei den Rumänen.¹ Griechenland ist natürlich ein Sonderkapitel, da sich das byzantinische Jahrtausend und das hellenische Altertum für eine Rückprojizierung nationaler Vorstellungen geradezu anbieten und mit der Sprachkontinuität ein Faktum gegeben ist, das dem Kontinuitätsdenken ein unwiderlegbares Argument an die Hand gibt. Freilich hat sich weder das hellenische Altertum noch Byzanz als eine „Nation« im Sinne von Herder verstanden, doch Formen eines Zusammengehörigkeitsgefühls und Gemeinsamkeitsbewusstseins sind zweifellos vorhanden (Sprache, Bildung, Festivitäten, Glaube, Mythologie, Eschatologie usw.).

Dieser Frage geht Roderick Beaton, ausgewiesener Byzantinist und Neogräzist, in einem Studienband nach, der sich der Frage nach der Geschichte der Idee des Ethnos in der griechischen Literatur widmet, von der mittelbyzantinischen Zeit bis in die Gegenwart. In Wirklichkeit geht es um eine Zusammenstellung verschiedener Studien zur byzantinischen und neugriechischen Literatur, die sich unter diesem ideengeschichtlichen Nenner vereinigen lassen, wenn auch nicht immer ohne bedeutende Abweichungen. Unabhängig davon sind solche Zusammenstellungen von verstreuten Artikeln in Studienbänden dieser Art zu begrüßen, da sie erst im Kontext und Dialog untereinander das Forschungsprofil eines *scholars* und seinen Werdegang erkennen lassen. Dieser thematische Aufhänger wird in einem Einleitungskapitel angesprochen: „Antike Nation [Ethnos]? Der Begriff ‚Hellene‘ am Vorabend der griechischen Revolution [1821] und im Byzanz des 12. Jh.s“ (1-36).² Ein Artikel, in dem der Autor die laufende Diskussion um die eventuelle Existenz von Vorformen der Nationalidee in Byzanz kommentiert, ausgehend von Andersons „imagined nations“ und Anthony D. Smiths „The Antiquity of Nations“,³ indem er den Wortgebrauch des Terminus „Hellene“ gegenüber dem „Rhomäer“ (Römer), wie die formelle Selbstbezeichnung der

Byzantiner lautete, untersucht. Das Nachfolgebewusstsein der Byzantiner gegenüber der antiken griechischen Erbschaft hat das Bewusstsein, auch „Hellenen“ zu sein, freilich nicht gänzlich erlöschen lassen. Diese Frage der Nationsbezeichnung taucht nicht nur in der Sprachfrage um 1800, sondern auch um 1900 auf, und wurde von der modernen Sozialanthropologie (Michael Herzfeld) unter ideologiekritischen Vorzeichen wieder aufgegriffen.

Auf dieses Einleitungskapitel folgen drei Hauptteile. Der 1. hat den Titel „Wann und wie beginnt die ‚neugriechische‘ Literatur?“ (37-196). Bei den Einzelkapiteln handelt es sich durchweg um bereits veröffentlichte Studien, im Griechischen oder Englischen, die hier in grob chronologischer Abfolge zusammengestellt werden. Zu der Frage nach dem Beginn der neugriechischen Literatur, in Unterscheidung von der byzantinischen, der auch ein Kongress der „Neograeca Medii Aevi“ 1991 in Venedig gewidmet war, gibt es keine eindeutige Antwort, sondern nur verschiedene Vorschläge in gewisser zeitlicher Streuung. Die zeitliche Spanne, die die neun Kapitel umfassen, bewegt sich vom 12. Jh. bis zum kretischen „Erotokritos“ (17. Jh.). Es geht 2) um das byzantinische Kulturfundament des 12. Jh.s,⁴ 3) Kappadoker am Kaiserhof: Digenes und Timarion,⁵ 4) Die Satiren des Theodoros Prodromos und die Anfänge der neugriechischen Literatur,⁶ 5) Ptochoprodromika III,⁷ 6) Die byzantinische Wiederbelebung der altgriechischen Romankunst,⁸ 7) Die Rezeption des mittelalterlichen Romans im Westen durch die byzantinische und nachbyzantinische Literatur,⁹ 8) Die Poetik des volkssprachigen griechischen Romans und der Chronotop nach Bachtin,¹⁰ und 9) „Erotokritos“ in der geschichtlichen Entwicklung der Romankunst¹¹.

Der 2. Teil beschäftigt sich dann mit dem 19. Jh.: „Romantik und die Errichtung des Nationalstaats“ (199-337). Auch hier steht die Nationalidee keineswegs immer im Mittelpunkt. Es beginnt mit 10) Koräis, Toynbee und das Kulturerbe des neueren Griechentums,¹² 11) Helden mit politischer Gesinnung: die Gebrüder Sutsos und die Romankunst im neugegründeten griechischen Königreich,¹³ 12) Solomos als Romantiker,¹⁴ 13) Die Romantik in Griechenland,¹⁵ 14) Idyllischer Provinzrealismus und Volkskunde in der griechischen Prosaliteratur des 19. Jh.s,¹⁶ 15) zu Psycharis und dem Gattungsproblem seiner „Reise“¹⁷ und 16) zum Epos der Neugriechen bei Kostis Palamas.¹⁸

Der 3. Teil über das 20. Jh. hat den charakteristischen Titel: „Das ‚Jahrhundert der Labyrinth‘: Mythos und Geschichte“ (341-480). Ihm sind weitere acht Kapitel gewidmet: 17) K. P. Kavafis: die „ironische Sprache“ und die Suche nach der Hellenizität,¹⁹ 18) Seferis und der Gebrauch der Geschichte,²⁰ 19) Die minoische Kultur im Werk von Kazantzakis,²¹ 20) Zur Rolle von Byzanz im Werk von Papatsonis, Seferis und der Nachkriegsdichtung,²² 21) Der Hellenismus im Werk von Seferis,²³ 22) Modernismus und die Suche nach der nationalen Identität: die „Romiosyni“ von Ritsos,²⁴ 23) Außerhalb von Raum und Zeit: eine Reise mit Andreas Embirikos²⁵. Bloß der letzte Artikel zu dem frühen Romanwerk von Rea Galanaki als postmoderne Version der nationalen Geschichte ist als Originalbeitrag hier zur ersten Mal veröffentlicht (465-480). Es folgt noch eine Bibliographie (481-512), ein Verzeichnis der Erstveröffentlichungen (513-515) und ein Namensindex (517-523).

Athen, Wien

Walter Puchner

- ¹ Krista ZACH, *Orthodoxie und rumänisches Volksbewußtsein im 15. bis 18. Jahrhundert*. Wiesbaden 1977.
- ² Zuerst veröffentlicht als *Antique Nation? 'Hellenes' on the Eve of Greek Independence and in Twelfth-Century Byzantium*, *Byzantine and Modern Greek Studies* 31 (2007), H. 1, 76-95.
- ³ Anthony D. SMITH, *The Antiquity of Nations*. Cambridge 2004.
- ⁴ Zuerst in einer griechischen Übersetzung des Sammelbands von Beaton selbst zum Liebesroman im griechischen Mittelalter, 1989 auf Englisch, 1996 auf Griechisch.
- ⁵ Zuerst erschienen als *Cappadocians at Court. Digenes and Timarion*, in: Margaret MULLETT/Dion SMYTHE (Hgg.), *Alexios I Komnenos*, Bd. 1: Papers. Belfast 1996, 329-338.
- ⁶ Zuerst erschienen in *Ariadne* 5 (1989), 207-214.
- ⁷ Zuerst erschienen im Gedenkband für Stamates Karatzas: *Mnēmē Stamatē Karatza. Ereunētika problēmata neoellēnikēs philologias kai glōssologias; praktika epistēmōnikēs synantēsēs*, Thessalonikē 5-7 Maïu 1988. Hg. ARISTOTELEIO PANEPISTĒMIO THESALONIKĒS PHILOSOPHIKĒ SCHOLĒ. Thessaloniki 1990, 101-107.
- ⁸ Zuerst erschienen als *The Byzantine Revival of the Ancient Novel*, in: Gareth L. SCHMELING (Hg.), *The Novel in the Ancient World*. Amsterdam 1996, 713-733.
- ⁹ Zuerst erschienen als *Courtly Romances in Byzantium: A Case Study in Reception*, *Mediterranean Historical Review* 4 (1989), H. 2, 345-355.
- ¹⁰ Zuerst erschienen als *The poetics of the vernacular Greek romances and the chronotope according to Bakhtin*, *Neograeca Medii Aevi* 6 (2012), 249-262.
- ¹¹ Zuerst erschienen in Stephanos KAKLAMANIS (Hg.), *Ζητήματα ποιητικής στον «Ερωτόκριτου»*. Heraklion 2006, 39-49.
- ¹² Zuerst erschienen als *Koraes, Toynbee and the modern Greek heritage*, *Byzantine and Modern Greek Studies* 15 (1991), 1-18.
- ¹³ Zuerst erschienen in Pantelis VUTURIS/Giorgos GEORGIS (Hgg.), *Ο ελληνισμός του 19ου αιώνα*. Athen 2006, 108-113.
- ¹⁴ Zuerst erschienen in *Ελληνικά* 40 (1989), 132-147.
- ¹⁵ Zuerst erschienen als *Romanticism in Greece*, in: Roy PORTER/Mikulás TEICH (Hgg.), *Romanticism in National Context*. Cambridge 1988, 92-108.
- ¹⁶ Zuerst erschienen als *Realism and Folklore in Nineteenth-Century Greek Fiction*, *Byzantine and Modern Greek Studies* 8 (1982-83), 103-122.
- ¹⁷ Zuerst erschienen in *Mantatoforos* 28 (1988), 46-52.
- ¹⁸ Zuerst erschienen in Pantelis BUTURIS, *Κωστής Παλαμάς. Ο ποιητής και ο κριτικός*. Athen 2007, 191-203.
- ¹⁹ Zuerst erschienen als C. P. Cavafy: *Irony and Hellenism*, *Slavic and East European Review* 59 (1981), H. 4, 516-528.
- ²⁰ Zuerst als Zypriotisches Kongressreferat 1997.
- ²¹ Zuerst auf Kazantzakis-Konferenz, Myrtia 2010.
- ²² Zuerst erschienen als *'Our glorious Byzantinism'. Papatzonis, Seferis, and the Rehabilitation of Byzantium in Postwar Greek Poetry*, in: David RICKS/Paul MAGDALINO (Hgg.), *Byzantium and the Modern Greek Identity*. Aldershot 1998, 131-140.

²³ Zuerst erschienen als 'A Continent as Big as China'. Hellenism in the Life and Work of George Seferis, in: Vassilios SABATAKAKIS / Peter VEJLESKOV (Hgg.), *Filia: Studies in Honour of Bo-Lennart Eklund*. Lund 2005, 15-26.

²⁴ Zuerst erschienen als *Modernism and the Quest for National Identity. The Case of Ritsos' Romiosini*, in: Aikaterinē MAKRYNIKOLA / Stratēs MPURNAZOS (Hgg.), *Ο ποιητής και ο πολίτης Γιάννης Ρίτσος. Οι εισηγήσεις*. Athen 2008, 109-124.

²⁵ Zuerst erschienen als *Beyond Place and Time. Out of this World* with Andreas Embirikos, *Journal of Mediterranean Studies* 2 (1992), H. 2, 256-270.

Sabine CISMAS, *Invocations of Europe. Music Theatre and the Romanian Principalities 1775-1852*. Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag 2016 (*Musikkulturen europäischer Metropolen im 19. und 20. Jahrhundert*, 13). 279 S., ISBN 978-3-205-20216-5, € 60,-

Es handelt sich um eine am European University Institute (EUI) entstandene Dissertation (2014), die die Europäisierung und Modernisierung der Transdanubischen Fürstentümer der Moldau und der Walachei anhand der Einführung und Pflege des Musiktheaters verfolgen will. Dabei wird großer Wert gelegt auf die Kontextanalyse der wechselnden historischen Situationen und ihre Komplexität, v. a. nach der Phanariotenherrschaft durch den russischen Faktor, und die Unterschiedlichkeit der beiden Fürstentümer je nach dem Persönlichkeitsprofil der regierenden Herrscher, den Reaktionen des höheren und niedrigeren Standes der lokalen Bojaren, der jeweiligen Phase in der Frage nach der angestrebten nationalen Identität, der Sprachfrage, der Entwicklung des „europäischen“ Vorbilds Frankreich usw. Diese Kontextualisierung des Musiktheaters im Kräftespiel sozialer und historischer Mega-Fakten geht über eine normale Theatergeschichte z. T. hinaus und ist in ihrer Ausführlichkeit einer gewissen selektierten Sekundärliteratur verpflichtet, deren Ansichten *in extenso* reproduziert werden. Die Arbeit versteht sich als ein Gegenansatz zu den „nationalistischen“ Kulturgeschichten der kommunistischen Periode, die die Phase des zaristischen Protektorats als negative Fremdherrschaft bewerten, welches als Hemmschuh für die Nationalisierung und den Europäisierungsprozess zu werten sei, während die Autorin die positive Seiten der russischen Verwaltung in der Kulturpromovierung herausstreicht (massive Einführung der französischen Kultur, nach 1840 Reduzierung der Gallomanie durch die Forcierung deutsch-österreichischer und italienischer Vorbilder aus Furcht vor der potentiellen historischen Langzeitwirkung der Französischen Revolution, Kultivierung der Musikkultur usw.). Dieses kulturgeschichtliche Positivbild weicht z. T. deutlich von den bekannten Bewertungen ab (die Frage einer wenn auch oberflächlichen Europäisierung der hohen und niederen Aristokratie und des Merkantilbürgertums wären auch mit dem Innenbild in Einklang zu bringen, das etwa Alecsandris Komödien bieten).

Die phanariotische Epoche wird allerdings im Gegensatz dazu in traditioneller Weise durch ethnozentrisch einseitige Werturteile als überaus negativ gewertet und die griechische „Fremdherrschaft“ mit der „Rückständigkeit“ des Osmanischen Reich gleichgesetzt. Dieses immer noch beliebte eurozentrische Bewertungsschema „erleuchtetes Europa der Modernität, Wissenschaft und Aufklärung/ prämodernes theokratisches Reichsgebilde der Reaktion und orientalischen Passivität und Unberechenbarkeit“, wie es sich in Konzepten wie die „Gegen-Aufklärung“ noch weiterperpetuiert, ist heute eigentlich nicht mehr zu halten und für eine vergleichende Balkanologie schon gar nicht. Die nationalstaatliche Rückprojektion von Werten und Begriffen, die die „Wiedergeburtzeit“ geprägt hat, ist heute nicht mehr notwendig aufgrund des historiographischen Paradigmenwandels nach der Wende. Die aufklärerische Tätigkeit und literarische-kulturelle Westorientierung zentraler Phanariotenpersönlichkeiten am Hospodarenthron erfordert eine differenziertere Betrachtungsweise. Hier herrscht in der Arbeit auch ein bedeutendes Informationsdefizit, das sich auch deutlich in der beschränkten Rezeption von Sekundärliteratur widerspiegelt, wo zentrale Werke zur Phanariotenherrschaft in den Transdanubischen Fürstentümern überhaupt nicht aufscheinen. Hier kommt es auch zu Sachfehlern, die leicht zu vermeiden gewesen wären.

Das ist schade, denn im Ganzen bringt die Arbeit durchaus neue Detailkenntnisse, was das Musiktheater betrifft (das Sprechtheater ist fast gänzlich ausgeklammert, sodass der Theaterhistoriker Südosteuropas manches vermissen wird) sowohl aus Archivforschung als auch durch Auswertung der Presse. Vielleicht wäre es besser gewesen, die Phanariotenzeit überhaupt auszuklammern (hier werden griechische Quellen und Sekundärliteratur überhaupt nicht rezipiert) und gleich mit dem russischen Protektorat nach 1821 zu beginnen. Dieser Abschnitt bildet nicht nur den überwiegenden Hauptteil der Arbeit, sondern ist den früheren Ausführungen auch qualitativ und nachweismäßig deutlich überlegen. Hier lösen sich die einseitigen ethnozentrischen nationalideologischen Interpretationen in ein prismatischeres Bild auf, das durch Detailkenntnis besticht und die Musiktheatergeschichte in ihrer ereignisgeschichtlichen Dynamik in ein Geflecht von sozialen, historischen und politischen Faktoren und Akteuren integriert, das der Komplexität der rasch wechselnden Verhältnisse in den Fürstentümern jenseits der Donau gerecht wird, aber auch der notwendigen Differenzierung zwischen Moldau und Walachei. Erstaunlich bleibt, wie wenig ältere rumänische Theatergeschichte berücksichtigt wird; nicht zu reden von der griechischen, die überhaupt nicht vorkommt. Immerhin war einer der Protagonisten der letzten Phase der Phanariotenzeit in Bukarest, Konstantinos Kyriakos Aristias (Costache Aristia), bis zu seinem Lebensende in der walachischen Hauptstadt als Schauspiellehrer, Dramaturg, Übersetzer und Regisseur tätig.

Die Arbeit folgt einer logischen Struktur enger werdenden konzentrischer Kreise um die Vorstellungen des Musiktheaters: Auf eine Einleitung folgt ein Kapitel zu sozialen und politischen Kontexten (1775-1852), weiter „Foreign Political Control and Representation in Public Theatres in Moldavia and Wallachia“, „Political Legitimization in the Theatre“, „The Guiding Principles of Music Theatre“ und „The Transfer and Practice of European Music Theatre Companies and Repertoires“. Eine umfangreiche „Introduction“ (9-33) beschreibt

die Rahmenbedingungen und das methodische Vorgehen der Arbeit. Bereits hier fällt die eng ethnozentrisch-ideologische Tendenz in der Bewertung der Phanariotenzeit (1711/1716-1821) auf, die angeblich die Westkontakte verhindert haben soll.¹ Die Westkontakte über das Griechische bestanden schon vorher: Dimitrie Cantemir hatte einen griechischen Lehrer, Ieremias Kakavelas aus Kreta, der eine italienische Beschreibung der 2. Wiener Türkenbelagerung ins Griechische übersetzt hat, und der kürzlich heiliggesprochene Constantin Brâncoveanu, der als Aristoteles-Übersetzer auch Werke im Griechischen verfasst hat, wurde aufgrund der gleichen Abhängigkeit von der Hohen Pforte in Kostantiniyye enthauptet (zusammen mit seinen vier Söhnen) – wie so viele Phanariotenfürsten nach ihm. Zu dieser Zeit bestand bereits ein griechisches Schulnetz, die Verkehrs- und Handelssprache war das Griechische, unbeachtet der ethnischen Zugehörigkeit der Merkantilschicht, der höhere Klerus war meist griechisch, Griechisch war die Diplomatensprache im Verkehr mit dem Osmanischen Reich und unangefochtene Bildungssprache. Die forcierte Gräzisierung der Oberschichten während der Phanariotenzeit baute auf ein bereits vorhandenes Fundament auf.² Der Ausdruck „Fremdherrschaft“ (Relikt der sozialistischen rumänischen Historiographie) ist mit Differenzierungen zu gebrauchen; dasselbe gilt für den Vorwurf der Rückständigkeit.³ Das unreflektierte Vokabular bewegt sich streckenweise nicht auf der Höhe der Ansprüche, die die Arbeit an sich selbst stellt.⁴ Man vermisst auch vergleichende Ausblicke auf andere Nationsbildungen im Balkanraum und die Diskussion (und Literatur) zum spezifischen südosteuropäischen Nationalismus des 19. Jh.s.

Der 2. Teil der Einleitung geht dann auf die Musiktheaterformen ein: Vaudeville, Operette und Oper. Das Musiktheater war Angelegenheit der höheren und niederen Aristokratie sowie des wohlhabenden Merkantilbürgertums, Statussymbol und gesellschaftliches Ereignis. Es zählte nicht so sehr der ästhetische Genuss der Akustik als das Gesehenwerden, der Protektor-Status einer Primadonna usw. Die Diskussion um ein rumänischsprachiges Repertoire als Voraussetzung für ein Nationaltheater hält sich in dieser Phase in Grenzen und betrifft v. a. das Sprechtheater. Musiktheater war in jeder Hinsicht ein Import: von Frankreich, Italien und Österreich. In der Folge werden dann die Einzelkapitel vorgestellt.

Kapitel 1. ist „The Social and Political Context (1775-1852)“ gewidmet (34-72) und umfasst folgende thematische Einheiten: „Social Transformation in Moldavia and Wallachia“ (von den Phanariotenprinzen zum *Regulamentul Organic*)⁵, die Nationalidee der *intelligentsia*, die Idee von Europa, die Sprachfrage, Zunahme des niedrigen Adels, Nachahmung europäischer Kleidung und Sitten, Gallomanie usw. Kapitel 2 „Foreign Political Control and Representation in Public Theatre in Moldavia und Wallachia“ (73-121) bringt dann die Reformen von Alexandros Ypsilantis, der nach Sulzer auch ein Kammerquartett mit „deutscher“ Musik eingerichtet hatte.⁶ Die Ausführungen zu den ersten Laientheatern in Iași und Bukarest sind in der einschlägigen Bibliographie von vielen Detailunsicherheiten und Ungereimtheiten begleitet, die auch hier reproduziert werden.⁷ Während der russischen Okkupation der Moldau 1809-1812 wurde in Iași von Gaetano Maggi ein Theater eingerichtet, in dem Russisch gespielt wurde. 1816 organisierte Gheorghe Asachi hier die ersten rumänischen Vorstellungen. In Bukarest organisierte die junge Rallu Karatza mit Finanz-

hilfe von Nicolae Văcărescu 1817 das Theater am „Roten Brunnen“, wo griechische Schüler der „Universal School“ (wohl die *Αυθεντική Ακαδημία*)⁸ Szenen aus antiken Tragödien aufführten. Opern kamen dann erst durch die „Viennese company“ von Gerger zur Auf-führung.⁹ Ein weiterer Abschnitt beschäftigt sich dann mit „Cultural Politics under Russian Occupation“, nach 1828, 1829-1834 unter Graf Pavel Kiselev, der sich positiv über die Theaterorganisation äußerte: 1832 wurde in Iași das erste öffentliche Theater errichtet („Théâtre des Variétés“). Truppen und Spielpläne wurden von den Franzosen beherrscht.¹⁰ Die Verfasserin distanziert sich von der rumänischen Theatergeschichtsschreibung, die seine Rolle durchaus negativ bewertet hat. In Bukarest wurde das Momolo-Theater errichtet. Es ist die Zeit, wo sich auch die Sprachfrage an Frankreich orientiert. Nach 1840 kommt es zu einem Umschwung: „Changing the Cultural Politics in the Romanian Theatres at the Russian Request“: Das zaristische Russland fürchtete durch die zunehmende Gallisierung ein Wiederaufleben der Ideen der Französischen Revolution; österreichische Prinzpalinnen wurden eingestellt: Therese Frisch in Iași und Henriette Carl in Bukarest; durch ihre Misswirtschaft konnten sie sich nicht allzulange halten.

Kapitel 3 bringt dann die Folgejahre: „Political Legitimization in the Theatre“ (122-166). In der Regierungszeit von Prinz Mihai Sturdza (1834-1849) wurde die kulturelle Emanzipation forciert: Die Theaterleitung wurde in Iași Prinz Nicolae Suțu und dem Schauspieler Matei Millo übertragen: In Bukarest, wo die Abhängigkeit von Russland direkter war, reagierte Gheorgie Bibescu (Amtszeit 1842-1848) konservativer; doch sein Nachfolger Prinz Barbu Știrbei (Amtszeit 1849-1853, 1854-1856) warf dann die Frage der Emanzipierung wieder auf. 1852 wurde das Grand Theatre errichtet, zwar mit einem italienischen Impresario aber staatlicher Subvention. Ein letzter Abschnitt geht dann auf die Gründung der Philharmonischen Gesellschaft in Bukarest 1834-1837 ein, 1836-1840 in Iași das Philo-dramatische Konservatorium. Kapitel 4 hat den Titel „The Guiding Principles of Music Theatre“ (167-199) und beschäftigt sich mit der gesellschaftliche Rolle des Musiktheaters: aristokratisches Publikum, zunehmend auch Merkantilbürgertum, „Self-presentation at the theatre“, Französisch und europäische Vielsprachigkeit, die alte aufklärerische Idee „A moral school for the progress of the people“ (balkanweit), „Music theatre, a gift from God perfected by man“ – die anspruchvollste Theaterform, „Opera, a dark mirror of society“ – in ihrer Ausführung nicht immer (Schauspielkritik von Costache Carageali [Caragiale?] und Vasile Alecsandri). Kapitel 5 bringt dann den „harten Kern“ der Theatergeschichte: „The Transfer and Practice of European Music Theatre Companies and Repertoires“ (200-245): zu den Sängern und Primadonnen (Bukarest und Iași als Zwischenstationen der Reise der italienischen Opernsänger/innen nach Odessa, Konstantinopel und in den Schwarzmeer-raum), zu den *impresarii* und dem Opernbusiness, zum französischen Repertoire (Gattungen, Genres und Werke), zur italienischen Oper (gleiches Repertoire mit Russland und dem Osmanischen Reich), zur rumänischen Historienoper (1834 erstes Vaudeville von Elena Asachi, „Dragoș, the First Suzerain Prince of Modavia“, weitere von Johann Andreas Wachmann, Alexander Flechtenmacher, auch vertonte Komödien von Alecsandri usw.).

Es folgt noch eine ausführliche Zusammenfassung (246-258), die sich noch einmal absetzt von der rumänischen Nationalgeschichte, welche das russische Protektorat bloß unter negativen Vorzeichen sieht. Die mehrfache Hervorhebung dieser Interpretationslinie scheint der Autorin ein besonderes Anliegen zu sein. Weit weniger differenziert wird die Phanariotische Epoche gesehen, die bibliographisch auch massiv unterrepräsentiert bleibt (Bibliographie 259-274, der Index ist lückenhaft). Als besonders positiv sind die Archivforschungen zu Einzelfragen zu sehen sowie die Einbindung der Theatergeschichte in soziale und politisch-historische Kontexte, die differenziertere Erklärungsmodelle erlauben als die bloße Ereignisgeschichte. Europäisierung und nationale Emanzipierung werden als ergänzende Prozesse gesehen; ein vergleichender Blick auf balkanische Nachbarländer hätte vielleicht noch ein prismatischeres Bild ergeben, denn ganz frei von gewissem ideologischem Schematismus und historischen Stereotypen ist die Arbeit nicht. Was die Theatergeschichte betrifft, ist dies jedoch eine hochwillkommene Arbeit, die allerdings zwei Schwächen aufweist: 1) dass das Musiktheater in seiner Entwicklung in diesem Kommunikationsraum vom Sprechtheater gar nicht schnittklar getrennt werden kann, v. a. in dieser Phase der Theaterkonstituierung im ostbalkanischen Raum,¹¹ und 2) dass bis zum Einmarsch von Konstantin Ypsilantis in der Moldau und der Schlacht von Drăgășani, an der die Laienschauspieler von Bukarest und Odessa mitgekämpft haben (ein Protagonist ist gefallen, Aristias wurde schwer verwundet), sowie dem Aufstand von Tudor Vladimirescu die Entwicklungen von rumänischem und griechischem Theater gar nicht getrennt werden können. Eine monoglossale und monokulturelle Interpretation unter ethnischen und späteren nationalen Vorzeichen führt hier zu keinen realistischen Erklärungsmodellen. Aufgrund der mangelnden komparativen Kompetenz bzw. Sach- und Literaturkenntnis, die nur rumänische Quellen und allgemeine Übersichtsliteratur zur rumänischen Staatenbildung bzw. zur Theaterwissenschaft und Opernkunde rezipiert, hätte das Phanariotenkapitel ausgeklammert bleiben können oder müsste bedeutend erweitert werden.¹² Aber von eigentlichem Musiktheater kann man in dieser Kulturphase der Phanarioten in den Transdaunbischen Fürstentümer ohnehin nur als Ausnahmerecheinung sprechen.¹³ Trotz dieser Vorbehalte wird man diese Monographie auch in Zukunft für die Theatergeschichte der Moldau und Walachei zwischen 1826 und 1852 gern benützen.

Athen, Wien

Walter Puchner

¹ „The Phanariot regime, which takes its name from the Phanariot princes installed by the Ottoman Empire in Moldavia and Wallachia in 1711 and 1716 and lasted until 1821, oriented the Principalities towards the Ottoman and Greek civilizations to the detriment of Western European influences“ (9). Das ist eine fast provokative Vereinfachung, die den Tatsachen nicht mehr entspricht, weder auf osmanischer Seite (Tulpenzeit, Donizetti, *alafiranga*-Epoche), noch auf griechischer: Eine ganze Reihe von populären Lesestoffen kam über das Griechische in den Donau-Fürstentümer (*Bertoldo*, *Erotocrit* usw.), die phanariotische Literatur entstand zum Großteil in Bukarest, Literaturüber-

setzungen aus Westsprachen (Cervantes, Metastasio, Molière, Alfieri, Voltaire usw.); klerikale Satiren gibt es in Bukarest auf Griechisch schon Ende des 17. Jh.s.

² Walter PUCHNER, Griechische Hegemonialkultur im östlichen Balkanraum zur Zeit der Aufklärung und der nationalen „Wiedergeburt“. Beispiele und Tendenzen, in: Maria ΟΙΚΟΝΟΜΟΥ / Maria A. STASSINOPOULOU / Ioannis ZELEPOS (Hgg.), Griechische Dimensionen südosteuropäischer Kultur seit dem 18. Jahrhundert. Vorortung, Bewegung, Grenzüberschreitung. Frankfurt/M. u. a. 2011 (Studien zur Geschichte Südosteuropas, 17), 17-26.

³ Anonyme soziale Satiren auf die Walachei um und nach 1800 (1800, 1809, 1820) im Griechischen, nach der Sprachgebung von Bojaren verfasst, beschreiben anschaulich den Ämterhandel, den Kleidungsluxus, die Verschuldung, die Westmanie, den Ärzteschwindel usw., ohne dies den Phanarioten zuzuschreiben (Walter PUCHNER, Satirische Dialoge in dramatischer Form aus dem Phanar und den transdanubischen Fürstentümern 1690-1820. Eine sekundäre Textgruppe des vorrevolutionären griechischen Theaters, *Zeitschrift für Balkanologie* 43 (2007), H. 2, 189-206).

⁴ Beispiel aus der Einleitung: „They [the intellectuals] concluded that their countries were backward and that this was due to the installment of the Phanariot regime in the eighteenth century. Not only they, but also a number of European travellers and officials harshly criticized the Romanian Principalities, labelling them as backward, uneducated and culturally insignificant. The boyars thus asked themselves how their countries could become part of Europe and contribute to progress“ (10f.). „The creation of a ‘healthy nation’ meant the adoption and integration of European ways and culture“ (11).

⁵ Der Ausbruch der Griechischen Revolution in der Moldau wird bloß in einer Fußnote zu Tudor Vladimirescu erwähnt (Nr. 42, 36f.). „The uprising began as part of the organized Balkan revolution initiated by the Greek anti-Ottoman revolutionary society *Philikí Etaireía*, which occupied the two states as a result of the Greek War of Independence. In Moldavia they took over the government, but in Wallachia the Eterist expedition encountered a more complex situation [...]“ (?). Zur politischen Rolle der griechischen Theateraufführungen in Bukarest und Iași nach 1817 vgl. nun Gonda VAN STEEN, *Liberating Hellenism from the Ottoman Empire. Comte de Marcellus and the Last of the Classics*. New York 2010, 108-169.

⁶ Nach Franz Joseph SULZER, *Geschichte des transalpinischen Daciens, das ist: der Walachey, Moldau und Bessarabiens*. 3 Bde., Wien 1781-1782, Bd. III, 234. Sulzer war kein Musiker, sondern Militäroffizier bei der österreichischen Armee, stationiert in Siebenbürger, den Ypsilantis an den Hof von Bukarest geholt hatte und der die Zustände am Hof in aufklärerischer Ironie beschrieben hat, aber auch die Volksmusik der Unterschichten zu würdigen wusste. Charakteristischerweise berichtet er, dass die Griechen ihm zu Gefallen eine Schattentheateraufführung als „opera“ bezeichnet hätten (II, 401f.). Die Autorin moniert, dass er in seinen Schriften nicht zwischen einheimischen und phanariotischen Bojaren unterschieden habe (77).

⁷ Walter PUCHNER, Hof-, Schul- und Nationaltheater der griechischen Aufklärung im europäischen Südosten, *Maske und Kothurn* 21 (1975), 235-262 und mit der gesamten neueren Bibliographie DERS., *Greek Theatre between Antiquity and Independence. A History of Reinvention from the Third Century BC to 1830*, Cambridge 2017, 269-300.

⁸ Dazu immer noch unübertroffen die prosopographische Studie von Ariadna CAMARIANO, *Les Academies princières de Bucarest et de Jassy et leurs professeurs*. Thessaloniki 1974, die nicht einmal in der Bibliographie aufscheint.

⁹ Über Repertoire und Vorstellungen dieser Truppe gibt es eine ganze Reihe von Quellen (Bibliographie in Walter PUCHNER, *Die Literaturen Südosteuropas*. 15. bis spätes 20. Jh. Ein Vergleich, Wien, Köln, Weimar 2015, 145, 198). Nur Laurençon wird zitiert. Zum Nachweis, dass es sich um eine Siebenbürger Truppe handelt, wendet Walter PUCHNER, *Ζητήματα τεκμηρίωσης στην ιστορία του ελληνικού προεπαναστατικού θεάτρου*, *Parabasis* 10 (2010), 279-294, welche übrigens bereits 1815 ein Kotzebue-Stück auf Rumänisch gespielt hat. An anderer Stelle wird dann richtig erwähnt, dass die Truppe aus dem benachbarten Braşov gekommen sei (202). Die Mademoiselle Dili wird in der einschlägigen Bibliographie als Dill geführt. Einige Seiten später bezeichnet die Autorin die Ansicht des neueren rumänischen Theaterhistorikers Massoff, dass die Prinzentochter dies getan habe, um das griechische Theater zu unterstützen (das mit seinen Tragödienaufführungen eine Art psychologischer Vorbereitung für den Aufstand gewesen ist), als eine Hypothese und fragt sich in einer umständlichen Argumentationsführung, was es wohl gewesen sein kann, das Văcărescu zur Zusammenarbeit mit der „ausländischen“ Tochter eines sultanshörigen Phanarioten bewogen haben könnte („It could also be seen as an attempt to stabilize the turbulent internal political life with a symbolic struggle against the Ottoman Empire“ 87f.), doch wird eine solch einseitige Sichtweise aus der späteren Nationalideologie den mentalen Mischverhältnissen eines kulturellen Kleinraums zwischen drei Großreichen mit einer noch ungelösten Sprach- und Schriftfrage und einer praktischen Mehrsprachigkeit der gebildeten Elite nicht gerecht. Mit einem zweiten Argument, dass dies im Zuge des Wunsches nach „Europäisierung“ geschehen sei, kommt sie der Wahrheit schon näher: Wie die griechischen Quellen berichten (Alexandros Rizos Rangavis' Memoiren), geht die Initiative auf den Wunsch der Fürstentochter zurück, ihren Laienspielern ein ästhetisches Paradigma von professioneller Qualität zu geben, um ihre schauspielerischen Leistungen zu verbessern.

¹⁰ Dazu immer noch unübertroffen materialreich Ion Horia RĂDULESCU, *Le Théâtre français dans les Pays roumains 1826-1852*. Paris 1965.

¹¹ Zu einer Typologie der Entwicklungen vgl. Walter PUCHNER, *Typologische Entwicklungsstrukturen der Theatergeschichte im südosteuropäischen Raum*, *Beiträge zur Theaterwissenschaft Südosteuropas und des mediterranen Raums* 1 (2006), 13-72.

¹² Auch spezielle internationale Literatur zu den Phanarioten und ihrer Kultur wurde nicht benutzt, und zwar auch von rumänischer Seite her (z. B. Andrei PIPPIDI, *Phanar, Phanariotes, Phanariotisme*, *Revue des Études Sud-Est Européennes* 13 (1975), H. 2, 231-239, Cornelia PAPACOSTEA-DANIELOPOLU, *État actuel des recherches sur 'l'époque phanariote'*, *Revue des Études Sud-Est Européennes* 124 (1976), H. 3, 227-234 usw.).

¹³ Zur Vielfalt des Spektakelwesens am Hof in Bukarest gibt es eine ganze Reihe von rumänischen Quellen.

Διά ανθύμωσιν καιρού και τόπου. Λογοτεχνικές Αποτυπώσεις του Κόσμου της Κύπρου. Πρακτικά Διεθνούς Επιστημονικού Συνεδρίου, Λευκωσία, 6-9 Οκτωβρίου 2012 [Zur Erinnerung an Zeit und Ort. Literarische Spuren der Welt von Zypern. Akten eines wissenschaftlichen Kongresses, Nikosia 6.-9.10.2012]. Hg. Michalēs PIERĒS. Nikosia: Ministerium für Erziehung und Kultur / Institut für Byzantinische und Neugriechische Studien der Universität Zypern 2015. 731 S., zahlr. Abb., ISBN 978-9963-0-0172-9

Das Titelzitat stammt aus dem Vorwort des berühmten zypriotischen „Chronikon“ von Leontios Machairas, das als Prosachronik dem byzantinischen Genre der *exegesis* nachgebildet ist, wo von Geschichte als Erinnerung an Ort und Zeit die Rede ist. Es handelt sich um die umfangreichen Akten eines Kongresses, der als zentrale Manifestation auf dem Literatursektor während des zypriotischen Vorsitzes in der Europäischen Union in der Hauptstadt des Eilands der Aphrodite abgehalten wurde und 33 Referate aus elf europäischen Ländern (und von 23 Universitäten) umfasst. Kernanliegen dieses Kongresses war es, in der Literatur den Nachweis zu führen, das Zypern bis ins 1. Jahrtausend zurück immerzu gleichsam organisch mit Europa verbunden war, was vielfach einfach auch darauf zurückzuführen ist, das es als letzte Station der Seereise nach Palästina und als erste auf der Rückreise immerzu von west- und zentraleuropäischen (Durch-)Reisenden geradezu überflutet war. Die Lusignans führten darüber hinaus im Kreuzfahrerstaat eine durchaus „europäische“ Hofhaltung, wofür es eine Reihe von musikalischen und anderen künstlerischen Zeugnissen gibt (z. B. das geistliche Schauspiel!).

Die Reihenfolge der Referate ist von chronologischen Kriterien bestimmt. Das Einführungreferat hält der Klassische Philologe DIMITRIS N. MARONITIS über das „Salamis“-Gedicht von Kavafis und das im Titel gleichlautende Gedicht von Seferis, das sich auf Salamis auf Zypern bezieht (27-40). Der 1. Abschnitt ist dem Mittelalter und der Renaissance gewidmet (15-17. Jh.) und setzt mit Arbeiten zum „Chronikon“ von Leontios Machairas ein (griechische Titel werden paraphrasiert): OLESIA FEDINA zur moralischen und literarischen Dimension des „Chronikon“ (43-59) und MICHALIS PIERIS zur dichterischen Struktur des Prosawerkes (61-82). Die weiteren Arbeiten wenden sich dann dem berühmten französischen Kodex Torino B.N., J.II.9 aus der Lusignanherrschaft zu: BERTRAND BOUVIER zu den französischen Gedichten in der zypriotischen Handschrift (83-90); ISABELLE FABRE / GILLES POLIZZI, „In Memory of Janus (1398-1432): Poetics of the French Pieces of the Cyprus Codex (Turin J.II.9). For a Historical Reading“ (91-113); MARTINE BREUILLOT zu den Musikkomponisten, die an der Zusammenstellung der Kompositionen der Musikhandschrift beteiligt waren (115-132); und GISÈLE CLÉMENT, „Le Codex de Chypre (Torino, Biblioteca Nazionale Universitaria, J.II.9). A New Diplomatic Edition Published by Ut Orpheus Edizioni, Bologna“ (133-142). Eine weiterer Beitrag geht auf die berühmte „Description de toute d’Isle de Cypre“ von Estienne de Lusignan ein: MARIA ANTONELLA BALSANO, „The Cyprian Madrigals by Giandomenico Martoretta“ (143-156). Den Abschluss dieses Abschnitts bilden die Gedichte des bekannten zypriotischen *Canzoniere* aus dem 16. Jh.: MARINA RODOSTHENUS-BALAFÀ über thematische Kategorien dieses Gedicht-

zyklus im zypriotischen Dialekt der Zeit in petrarchischen Versmaßen (157-183); EIRINI PAPADAKI über Nachklänge des Neoplatonismus in der zypriotischen lyrischen Dichtung der Renaissance (185-209); und auf ein bestimmtes Motiv dieser Liebeslyrik geht ALEXANDRA SAMUIL ein (211-221).

Verschiedene Sachbereiche greifen dann die folgenden Studien auf: GILLES GRIVAUD über die Bibliotheken auf Zypern der Renaissancezeit (223-237); DAVID HOLTON, „The Role of Translation in Early Cypriot Literature“ (239-253) über die zypriotischen Fassungen der „Assizes“ und vorwiegend „Il Fiore di Virtù“; STEFANOS KAKLAMANIS über griechische Reimchroniken über den Krieg von Zypern und die Seeschlacht von Lepanto (beide 1571) (255-264); während JOANNA MONTGOMERY BYLES auf Zypern als Literatur-Topos eingeht: „Cultural Identity and the Cyprus-Turkish Venetian Setting of Shakespeare’s *Othello*, *The Moor of Venice*“ (265-274). Zypern als literarisches Motiv beschäftigt auch MOSCHOS MORFAKIDIS-FYLAKTOS, der eine Erzählung von Cervantes daraufhin untersucht (275-290, „El amante liberal“). Am Schluss dieses Abschnitts bringt ANNA ZIMBONE die italienische Übersetzung einer dialogischen Bühnenkomposition von Michalis Pieris über die Ballade von der Arta-Brücke (291-322).

Der 2. Abschnitt zum 18. und 19. Jh. ist deutlich schmaler ausgefallen: TUDOR DINU schreibt über ein Klagelied auf die Ermordung des Fürstensohns Georgios Muruzis (1771-1796) auf Zypern (325-338); und GAIA ZACCAGNI schildert Bilder des Eilands in den Gedichten von Giosuè Carducci (1835-1907) (339-356, ital. mit griech. Übersetzungen).

Die zahlreicheren Referate zum 3. Abschnitt, dem 20. Jh. gewidmet, sind in zwei Kategorien geteilt: A. Studien über Schriftsteller und Werke, und B. über Fragen der Ideologie, über einzelne Themenfelder und über Rezeptionsfragen. Kategorie A ist umfangreicher ausgefallen. Sie beginnt mit einer Studie von KONSTANTINOS G. KASINIS über die griechische Rezeption von Knut Hamsun durch Lukis Akritas (359-389, mit einer Auflistung der Übersetzungen); ein besonders interessanter Beitrag von MARILIZA MITSU über die zypriotischen Liedaufnahmen von Hedwig Lüdeke in den 1930er Jahren (391-305, es geht v. a. um Akritenlieder und ihre ausgezeichneten deutschen Übersetzungen² – die jüdische Altösterreicherin hat auch ungarische [die Sammlung von Bela Bartok] und schottische Lieder übersetzt). Es folgt AFRODITE ATHANASOPULU über den Besuch von Kazantzakis auf dem Eiland der Aphrodite 1926 (407-443); KATERINA KOSTIU über zypriotische Dialektelemente in den Erzählungen von Giannis Skaribas (445-464); über Zypern im Fragment „Varnavas Kalostefanos“ von Giorgos Seferis von MAIRI RUSSU (465-480) und im Gedichtwerk von Odysseas Elytis (NADIA STYLIANU, 481-499); die Novelle „Geschlossene Türen“ von Kostas Montis (HERO HOKWERDA, 501-537); das unveröffentlichte Übersetzungswerk von Christodulos Galatopulos während seines Gefängnisaufenthalts 1932-1936 (FRANGISKI ABATZOPULU, 539-549); Zypern im Literaturwerk des Kreters Giorgis Manusakis (1933-2008) (TASULA MARKOMICHELAKI, 551-610); schließlich FATIMA ELOEVA zum Paradies-Image der Insel in der Literatur (611-629, v. a. im Gedichtwerk von Michalis Pieris).

Der Teilabschnitt zu Ideologie, Thematiken und Rezeption beginnt mit ERATOSTHENIS KAPSOMENOS in einem strukturalistischen Ansatz über Codes der Kultur in der zypriotischen

Literatur (633-654); DIMITRIS TZIOVAS geht auf Zypern als Thema der griechischen Nachkriegsprosa ein (655-670); MARINOS PURGURIS untersucht das Zypernmotiv in der englischen Literatur (671-682, v. a. über den Freiheitskampf); GIANNIS IOANNU beschäftigt die Rezeption der Lusignan-Herrschaft in der neueren und neuesten zypriotischen Literatur (683-690). Den Abschluss bildet eine pädagogische Untersuchung über Zypern als Staat und als Ethnie in den Literaturtexten der Schulbücher in der 3. Klasse des Lyceums (691-718).

Der Band endet mit einem Generalindex (719-731). Nach Maßgabe der Vielfalt der Einzelphasen der zypriotischen Geschichte zwischen Ost und West und der multilingualen Gesellschaft und Literatur schon in der Kreuzfahrerzeit sind derartige Kongresse immer facettenreich und polythematisch. Zypern war im Mittelalter und in der Neuzeit in ganz Europa ein stehender Begriff, wie z. B. das bekannte Volksbuch von „Fortunatus“ beweist, das nahezu zur Gänze auf Zypern spielt. Jegliche Beschäftigung mit der zypriotischen Kultur und Geschichte hat neben der Faszination der Vielfalt auch immer das Gefühl eines eigenen „Topokosmos“, um ein Schlagwort der gängigen Kulturforschung zu benutzen. Interessant, dass sich mindestens zwei Beiträge mit dem Literaturwerk des Herausgebers beschäftigen; ein Blick auf das zypriotische Literaturlexikon überzeugt, dass ein nicht unbedeutender Teil der Gesamtbevölkerung literarisch tätig ist.

Athen, Wien

Walter Puchner

¹ Vgl. Walter PUCHNER, *The Crusader Kingdom of Cyprus. A Theatre Province of Medieval Europe? Including a Critical Edition of the Cyprus Passion Cycle and the "Repraesentatio figurata" of the Presentation of the Virgin in the Temple.* Athens 2006.

² Vgl. DERS., *Die Folklore Südosteuropas. Eine komparative Übersicht.* Wien, Köln, Weimar 2016, 20-23.

Konstantinos A. DIMADIS, *Power and Prose Fiction in Modern Greece.* Athens: Armos Publications 2016. 273 S., ISBN 978-960-527-922-6, € 29,65

Konstantinos Dimadis, Emeritus für Neogräzistik an der Freien Universität Berlin und Vorsitzender der Europäischen Gesellschaft für Neogräzistik, legt einen Studienband mit fünf Kapiteln vor, der als Generalthema die Beziehung von politischer Macht und Prosaliteratur zum Gegenstand hat, aber auch in mehreren Kapiteln auf das Theater im neueren Griechenland und seine institutionelle Verflochtenheit mit politischen Macht-konstellationen eingeht. Eines dieser Kapitel führt ins 19. Jh., die anderen vier sind den 1930er Jahren und im Speziellen der Phase der faschistischen Metaxas-Diktatur am Vorabend des 2. Weltkriegs gewidmet.¹ Diese Studien bringen überwiegend unbekanntes und von der Literatur- und Theatergeschichte wenig behandelte Details, die ein prismatischeres

Bild über die nicht immer augenfälligen Beziehungen zwischen Politik und Literatur in schwierigen Zeiten bieten.

Das 1. Kapitel, „The Politics of Translation: ‚The Exile of 1831‘ by Alexandros Soutsos“ (11-50), bringt eine absolute Neuentdeckung: die erste fremdsprachige Übersetzung von Alexandros Soutsos’ „Ο Εξόριστος του 1831“.² Mit überzeugenden Argumenten kann der Verfasser nachweisen, dass der unbekannte Übersetzer Friedrich Thiersch gewesen sein muss, der auch der Verfasser einer Ankündigung dieses Romans („Litterarische Erscheinungen in Griechenland“) in einem Supplement der „Allgemeinen Zeitung“ in drei Fortsetzungen (27., 28., 29.7.1836) mit Ausschnitten aus dieser Übersetzung sein dürfte. Der politische Zusammenhang besteht in diesem Fall in der Tatsache, dass Thiersch als liberaler Monarchist mit aktiver Teilnahme an den Revolutionsvorgängen und der nachfolgenden Staatsbildung Gegner des Gouverneurs Kapodistrias gewesen ist, der 1831 in Nauplion ermordet wurde, was auch genau der Position des Satirikers Alexandros Soutsos entsprochen hat. Die „Allgemeine Zeitung“ war eine der renommiertesten Tageszeitungen in deutschen Ländern mit gesamt-europäischem Echo und das Timing ist keineswegs zufällig. Die Anonymität des bekannten Universitätsprofessors und Philhellenen in München wurde in beiden Fällen (Buch und Fortsetzungsartikel) aus Gründen politischer Sensibilität (Preußen und die Habsburger Monarchie) gewahrt.³ Im Vorwort der Ausgabe kehren wörtliche Passagen des Zeitungsartikels wieder. Überdies gab es damals in Deutschland nicht viele Kenner, die den Romantext von Soutsos hätten fehlerfrei übersetzen können. Die zitierten Textstellen bringen neben dem deutschen Originaltext auch eine englische Übersetzung, ein umfangreicher Anhang dann die deutsche und englische Fassung des Fortsetzungsartikels in der „Allgemeinen Zeitung“.

Das 2. Kapitel, „The Cultural Policy of the Metaxas Regime (1936-1941)“ (51-128)⁴ bringt eine Großübersicht über die Kulturpolitik von Ioannis Metaxas, die in der Lage war, auch klingende Namen der Literaturwelt für die Ideologie der „Dritten Hellenischen Kultur“ zu gewinnen oder zumindest deren Namen in den Propagandaapparat miteinzubeziehen, angefangen von den Literaturpreisen bis zu den Auslandstourneen des Nationaltheaters (ab 1935 mit der Wiedereinsetzung der Monarchie wiederum „Königliches Theater“), indem das gesamte Kulturleben sukzessive unter staatliche Kontrolle geriet. In der Einleitung dieses Kapitels stellt der Autor Fakten und Chronologien nebeneinander; im 2. Abschnitt geht er auf die Reformierung des Erziehungssystems, das Buchwesen und die bildende Kunst ein, auf Kultur- und Literaturzeitschriften oder den Buchindex. Abschnitt 3 ist betitelt: „Complete control of artistic and cultural life. 1937-1939: Directorate of Letters and Fine Arts, 1939: Directorate-General of Letters and the Arts“ (die Kunstaussstellung in Venedig 1938 organisiert von Pantelis Prevelakis, Kostis Bastias als Direktor für Literatur und Kunst, Metaxas war selbst Unterrichtsminister). Ein eigener Abschnitt beschäftigt sich mit dem Theater – 1937 wird Bastias zum Generaldirektor des Nationaltheaters bestellt (mit Angelos Terzakis als Sekretär) und entwickelt eine systematische organisatorische Tätigkeit: staatliche Unterstützung des Kotopuli-Theaters, Vorbereitung eines Staatstheaters in Thessaloniki, Vermarktung der altgriechischen Tragödie durch Auslandstourneen.⁵ „To sum up: 1938 was the critical year for the Metaxas regime’s cultural policymaking and the measures taken to

implement it. In the same period, the line the dictatorship would follow in its foreign policy also took shape, in the face of the deepening international crisis on the one hand and the gradual collapse of the Balkan Entente on the other [...]. In order to ensure the success and productiveness of the intertwined cultural and foreign policies during the period in question, the Metaxas regime contrived to win not only the toleration but also the support of a large proportion of the Athenian world of art and letters. Moreover, it had complete control of the Executive Boards of the Association of Greek Writers and the Playwrights' Society (the Chairmen of these Boards were also members of the Panel of judges for the first literary prizes awarded by the state) and of the Executive Boards of the other unions and associations of artists. Consequently, the regime had no concerns about the fact that both the Panel that selected the winners of the state literary prizes and the candidates for those prizes included writers who were not supporters of the regime, or were people with progressive tendencies who, in the light of the Occupation and the Resistance, would later be politically classified, to a greater or lesser extent, as leftist [...]. This finding has several important implications. In the first place, a comparison between Greece and the rest of Europe could constitute an important contribution to the theoretical analysis of how a fascist-oriented dictatorial regime operated during the period under discussion. Furthermore, it could serve to help gauge the extent of the influence that such a regime exerted on artistic developments in the interwar period“ (127f.).

Die beiden folgenden Kapitel – sowie z. T. auch das letzte – spezifizieren gewisse Aspekte dieser Übersicht: Kapitel 3 ist „The Athenian Royal Theatre in Great Britain and Germany on the Eve of World War II“ gewidmet (129-192). Dieses ebenfalls ausführliche Kapitel beginnt mit einer Analyse der britischen Außenpolitik, die das Metaxas-Regime unterstützte, obwohl Venizelos' Liberale Partei anglophil gewesen ist. Hier werden nun in größerem Detail die drei Auslandstourneen des „Königlichen Theaters“ untersucht. Auf die Ägypten-Tournee im März 1937 folgte unmittelbar ein Besuch der English Old Vic Company in Athen, wobei das neu gegründete British Council in Athen die Vermittlung übernommen hatte. Noch im April fuhr Bastias nach Deutschland, um die dortigen Vorstellungen für das „Königliche Theater“ zu sichern. Im November/Dezember 1938 kam die Frankfurter Oper nach Athen und gab Vorstellungen im Rex-Theater. Im Juni 1939 fand dann die England-Tournee statt: „Elektra“ und „Hamlet“ in Cambridge, Oxford und London, insgesamt fünf Vorstellungen. Der Autor veröffentlicht z. T. *in extenso* Presseankündigen, Kritiken, Berichte, Begleitinformationen, Interviews und Dankeschreiben in den führenden britischen Tageszeitungen. Zusammen mit dem „Königlichen Theater“ traf auch Kazantzakis in Großbritannien ein – ebenfalls vom British Council eingeladen, eine Vortragsreihe in Oxford zu geben. Von England begab sich die Theatertruppe nach Deutschland, wo dasselbe Repertoire in Frankfurt am Main und Berlin gespielt wurde. Der Autor veröffentlicht die Theaterkritiken in englischer Übersetzung, die in diesem Fall eher auf die schauspielerischen Leistungen von Paxinou und Minotis konzentriert waren. Das faschistische Deutschland war zu diesem Zeitpunkt an Auslandskontakten überaus interessiert; soeben waren die deutschen Truppen in der Tschechoslowakei einmarschiert, und Mussolini hatte im April ganz Albanien okkupiert.

Die griechische Presse feierte in hohen Tönen die beiden Auslandserfolge. Die einschlägigen Verhandlungen mit Italien im März 1940, vier griechische Tragödien in Syrakus zu spielen, scheiterten. Die Ergebnisse dieser Untersuchung sind bemerkenswert: „Beyond a shadow of doubt, the Royal Theatre’s tour of Great Britain and Germany on the eve of World War II was a landmark in the history of Greek state theatre from the date of foundation of the Royal Theatre in 1900 (or, more accurately, 1930) until today. That it was a tremendous artistic success is indisputable. From a political perspective, however, the Royal Theatre’s tour of Great Britain and Germany in the run-up to the World War II had a disturbing hidden agenda because it amounted to the direct political exploitation of a small European state, Greece, not only by its own dictatorship but also by two major European powers that were at loggerheads at that time, Great Britain and Germany – in this case the main exploiter was Great Britain“ (187). „The British press extolled the importance of the Royal Theatre’s visit and performances in Great Britain first and foremost as an artistic event, but also related it directly to the benefits it brought to British foreign policy in a critical international situation [...]. The German press and critics, apart from covering the official receptions given in honour of the Royal Theatre Company in Frankfurt and Berlin, generally avoided referring to the political regime in Greece. In any case, they had no reason or need to do so. They well knew that George II and Metaxas were pawns of British foreign policy [...]. The review of the German critics constitute a rich source of information for the theatrical interpretations, the quality of the music, the stagecraft and more generally the artistic results of the historic performance of Electra and Hamlet given by the Royal Theatre in Great Britain and Germany in 1939, and also for the central position of the study and interpretation of Greek tragedy in the German theatrical tradition. The extracts from interviews with Alexis Minotis, Katina Paxinou and Dimitris Rondiris that I reproduced above also constitute a significant testimony to the relationship between leading members of Greek theatre and the German theatre of the pre-war period“ (189f.). Diese Quellen sind nun der griechischen Theatergeschichte zugänglich. Die Studie endet mit einem bibliographischen Appendix zum griechischen Presseecho der Tournen in Athen.

Kapitel 4, „Art and Power: Observations on Four Pieces of Travel Writing by Nikos Kazantzakis“ (193-236), ist auch mit dem Engländeraufenthalt des Königlichen Theaters verbunden. Die Reisebücher von Kazantzakis sind nicht häufig Gegenstand von eigenen Untersuchungen geworden, beanspruchen jedoch eigenständiges Interesse, da der Reisende mit der Brille seines jeweiligen Weltbildes seine Umgebung wahrnimmt. Kazantzakis’ Reisebücher, in denen auch seine Ansichten über politische Konflikte und Ideologien (Sowjetunion, Spanischer Bürgerkrieg) ausführlich zur Sprache kommen, haben als Zeitungsreportagen vielfach die öffentliche Meinung in Griechenland beeinflusst. Die Zeitungsreportagen in Fortsetzungen stimmen dabei nicht immer mit den später veröffentlichten Reisebüchern überein (deutlich im Fall von Spanien und der Sowjetunion). In diesem Kapitel sind die ausführlichen griechischen Zitate ebenfalls ins Englische übersetzt. Im Spezifischen geht der Autor auf das Englandbuch ein, das einen Hymnus auf die liberale Tradition der Inselbewohner darstellt.⁶ Dieses Buch wurde während seines Aufenthalts in England 1939 (An-

kunft zusammen mit dem „Königlichen Theater“) konzipiert und 1940 auf Ägina, nach dem Einmarsch der deutschen Truppen in Athen, geschrieben. Im Juli 1946 wurde er neuerlich vom British Council eingeladen und ließ sich in Cambridge zu Literaturarbeiten nieder, wurde jedoch im September des Jahres, nach einem internationalen Friedensaufruf am Jahrestag der Bombardierung von Hiroshima aufgefordert, als *persona non grata* das Land zu verlassen. Der eigentliche Grund war jedoch der Griechische Bürgerkrieg. Kazantzakis hatte dem Foreign Secretary zu verstehen gegeben, dass die 9,3 %, auf die die Linke in Griechenland eingeschätzt wurde, keiner Wirklichkeit entspräche. Auch dieser Abschnitt verfügt über einen reichhaltigen Appendix, der einschlägige griechische Zeitungsartikel in englischer Übersetzung bietet.

Das letzte Kapitel, „Kazantzakis in Spain: New Literary Directions“ (237-260), beschäftigt sich mit seinem Spanienaufenthalt 1932/1933, dokumentiert durch seine Briefkorrespondenz und die Zeitungsreportagen, seine Übersetzungen und die Begegnung mit Lorca (die griechische Übersetzung von „Ciudad sin sueño“ aus dem Zyklus der New Yorker Gedichte, war international die erste überhaupt). Unter den Bürgerkriegsberichten 1936/1937, die in der „Kathimerini“ in Fortsetzungen veröffentlicht wurden, befand sich auch die Nachricht von der Exekution Lorcás. Der Verfasser sieht dies als einen Wendepunkt für seine Hinwendung zur Romankunst, wo das Motiv des Scheiterns eine dominante Rolle spielt. Der interessante und detailreiche Band zu den politischen und historischen Rahmenbedingungen der griechischen Literaturproduktion ist von einem Index beschlossen. Seinem einschränkenden Titel zum Trotz, der nur die Prosaliteratur nennt, ist er auch für die griechische Theatergeschichte von hoher Relevanz.

Athen, Wien

Walter Puchner

¹ Manche dieser Themen sind schon in seinem Buch *Δικτατορία, Πόλεμος και Πεζογραφία 1936-1944*. Athen ²2004 angeschnitten; 1. Aufl. 1991, vgl. meine Anzeige in *Südost-Forschungen* 52 (1993), 501-505.

² Alexandros Soutsos, *Ο Εξόριστος του 1831*. Athen 1835; im Deutschen in Berlin 1837 unter dem Titel „Der Verbannte von 1831. Roman aus Griechenlands neuester Geschichte“ anonym erschienen; erst 1840 erscheint dann eine französische Übersetzung.

³ Thiersch war übrigens langjähriger Korrespondent des Blattes; also ein Fall präventiver Selbstzensur; weder Artikel noch die Übersetzung sind in der Biographie von Heinrich W. J. THIERSCH, *Friedrich Thiersch's Leben*. 2 Bde. Leipzig, Heidelberg 1866 (seinem Sohn) erwähnt.

⁴ Eine kürzere griechische Fassung in George P. PEFANIS (Hg.), *Η λάμψη του χρήματος στη νεοελληνική λογοτεχνία*. Athen 2014, 161-213.

⁵ Rondiris' „Elektra“ mit K. Paxinou, 1939 Ägypten-Tournee, England mit „Elektra“ und „Hamlet“ mit Minotis unter Anwesenheit von Kazantzakis, Kotopuli in Paris, Gründung der ambulanten Bühne „Thespiswagen“ mit Pelos Katselis als Direktor, „Elektra“ und „Hamlet“ auch in Frankfurt am Main und Berlin; die Italien-Pläne 1940 scheiterten.

⁶ Nikos KAZANTZAKIS, *Ταξιδεύοντας Γ' . Αγγλία*. Athen 1941.

Ελληνικότητα και ετερότητα. Πολιτισμικές διαμεσολαβήσεις και «εθνικός χαρακτήρας» στον 19ο αιώνα. Πρακτικά Συμποσίου [Gräzität und Anderssein. Kulturvermittlung und „Nationalcharakter“ im 19. Jahrhundert. Kongressakten]. Hgg. Anna ΤΑΜΠΑΚĒ/Ourania POLYKANDRIŌTĒ. 2 Bde. Athen: Nationale Kapodistrias-Universität Athen, Abteilung für Theaterstudien/Nationale Forschungsstiftung, Institut für Historische Studien 2016. 472 u. 558 S., Abb., ISBN 978-618-80943-7-6 u. 978-618-809041-8-3

Die 1000-seitigen Kongressakten gehen auf eine viertägige Tagung im Mai 2015 in der Nationalen Forschungsstiftung Griechenlands in Athen zurück, die eine Kombination von zwei verschiedenen Forschungsprogrammen darstellt, „Thales – Chrysalis“ (2012-2015) der Abteilung für Theaterstudien der Universität Athen mit dem Titel „Kulturvermittlung und die Herausbildung des ‚Nationalcharakters‘ in der Presse des 19. Jh.s“ und des Forschungsprogramms „Neugriechisches Schrifttum und die Geschichte der Ideen (18-20. Jh.)“ der Abteilung für Neugriechische Studien im Institut für Geschichtsforschung der Nationalen Forschungsstiftung, und wurden vom „Laboratoire d’excellence TransferS“ der École Normale Supérieure in Paris mitfinanziert, dessen Direktor MICHEL ESPAGNE auch das Hauptreferat über „Les transferts culturels et l’histoire culturelle de la Grèce“ gehalten hat. Mit diesem Vortrag beginnt auch der 1. Band der Kongressakten (griechisch 21-44, französisch 45-67), im Wesentlichen eine kurze Geschichte des Philhellenismus in Frankreich und Deutschland.¹ Der gewichtige Band hat insgesamt 63 Referate auf vier große thematische Kreise verteilen: 1) Interkulturelle Beziehungen und Übermittlungen, 2) Literarische und ideologische Strömungen, 3) Ideengeschichte und 4) Entwicklung der Nationaldramatik. Eine Besprechung dieses Monsterwerkes kann sich eigentlich fast nur auf die Titelnennung beschränken, um einen Eindruck von der thematischen Fülle zu vermitteln.

Der 1. Teil zu den interkulturellen Beziehungen und Übermittlungen ist in zwei Abteilungen geteilt: 1. „Das nationale Schrifttum zwischen Vertrautheit und Fremde“ (71-125), und 2. „Die Übersetzung als Epizentrum der interkulturellen Vermittlung“ (129-227). Die 1. Abteilung schneidet verschiedene Themenkreise an: M. PASCHALIS zu Italienischem und Griechischem in der Sprache von Kalvos; K. ATHANASIADU zur Identitätsfrage in den „Briefen aus Amsterdam“ von St. Petru und den „Persischen Briefen“ von Montesquieu; G. GOTSI zu griechisch-englischen Netzwerken 1870-1900; und K. KARAKASI zur Abhandlung von Aik. Zarku über Frauenschriftsteller in Deutschland. Umfangreicher ist der 2. Abschnitt zu den Übersetzungen: G. VARSOS zu den Homer-Übersetzungen von Polyas; A. KOMNINELLI zu griechischen Übersetzungen des Poems „Le Lac“ von Lamartine im 19. Jh.; V. LETSIOS zu metrischen Fragen in den Übersetzungen von Lorenzo Mavilis. Mit den Translationen von Nikolaos Dragumis beschäftigt sich S. DENISI; mit P. Panas als Übersetzer E. STAVROPULU; und St. TSUPRU mit den Shakespeare-Übersetzungen von Dim. Vikelas, insbesondere „Macbeth“.

Der 2. Teil zu den literarischen und ideologischen Strömungen umfasst mehrere Abteilungen: In den 1. Band fallen vier Abteilungen – Kategorien des Schrifttums; ideo-

logische Strömungen; die Suche nach der „nationalen Identität“; die Gelehrten des 19. Jh.s und ihre Schriftproduktion. In der 1. Abteilung kommen vorwiegend Literaturgenres zu Sprache: G. XURIAS zum europäischen Vorbild der Hochdichtung in der neugriechischen Aufklärung; Th. IERONYMAKI zum Motiv des Fremden in der hymnischen Dichtung der Oden und Elegien;² Th. AGATHOS zum historischen Roman „Gräfin Potoski“ von K. Ramfos (1869); M. SECHOPULU zum skandinavischen Einfluss auf den Demotizismus Ende des 19. Jh.s (Strindberg, Ibsen); A. STAVRAKOPULU zur Beziehung von Vizyinos und Ibsen und N. MAVRELOS zum Hermaphroditismus der griechisch-christlichen Identität bei Korais und Roidis. Die 2. Abteilung behandelt ideologische Strömungen: C. CARPINATO zur neugriechischen Sprache und Literatur in Italien im 19. Jh. (Tommaso Semmola und Niccolò Tommaseo); A. MITRALEXI zur Rezeption der deutschen Klassik im Griechenland des 19. Jh.s; und S. JOLLIVET zu Gräzität und antiken Quellen in der deutschen Geschichtsphilosophie (Hegel, „Hyperion“ von Hölderlin). Der 3. Abschnitt zur Suche nach der „nationalen Identität“ bringt A. GLYKOFRYDI-LEONTSINI zur philosophischen Reflexivität in der Identitätsfrage im 19. Jh.; zu Identitätsfragen in der griechischen Reiseliteratur des 19. Jh.s referiert P. KARPUZU; dieselben Fragen im Popularroman von Konstantinopel beschäftigen G. KOSTAKIOTIS; und zu den neugriechischen Studien in der Bosphorus-Metropole äußert sich I. KYRIAKANTONAKIS. Im 4. Abschnitt zum Gelehrtenchrifttum untersucht V. PAPPAS die lateinischen Übersetzungen von Daniel Filippidis; S. MATTHAIU das altertumskundige philologische Essay in den ersten Jahrzehnten nach der Staatsgründung; S. PATURA die inedierte Korrespondenz von D. Varduniotis; und L. VARELAS das edierte Gesamtwerk von Ioannis Kampuroglu (mit Werkverzeichnis).

Der 2. Band bringt die Fortsetzung dieser Themenabschnitte des 2. Teils, mit 5. „Verwendung und Wiederbelebung der Antike“ (19-69), 6. „Fragen der Kritik und Rezeption“ (73-122) und 7. „Zeitschriften und Periodika“ (125-232). Im Abschnitt zur Antikenrezeption äußert sich E. GARANTUDIS zu Fragen der Nachbildung der altgriechischen Metrik in der Dichtung des 19. Jh.s; K. KARDAMIS untersucht die Thematiken der griechischen Antike in den Opernwerken der Ionischen Inseln; und A. MAVROLEON bewegt die Wiederbelebung des altgriechischen Dramas als Instrumentalisierung der Nationalidentität im 19. Jh. Bei den Fragen der Kritik und der Rezeption kommen P. ANTONOPULOS zu Wort (die Verurteilung Sapphos bei Efgenos Vulgaris und Anthimos Gazis); A. KATSIKIANNIS zur ideologischen Verwendung des Eros-Begriffes in der romantischen Kritik des 19. Jh.s; A. CHRYSOGELU-KATSI zum Begriff *ethnikos* in den Texten von Angelos Vlachos und V. PAPANIKOLAOU zur „Gräfin von Athen“ von Kleon Rangavis. Bei dem Abschnitt zu den Periodika kommen mehrere Sprecher zu Wort: St. ATHINI zu den Literatenbiographien in den Zeitschriften; N. FALANGAS zur Spalte „Verschiedenes“ in der „Pandora“; V. PATSIU zu den Übersetzungen im Periodikum „Ευρωπαϊκός Ερασισητής“; M. MITSU zu philhellenischen Beiträgen im griechischen Zeitschriftenwesen; A. SOFU zu den Beiträgen der Auslands griechen; Chr. PALAIOLOGU zur Rezeption der deutschen Literatur in den „Deutschen Briefen“ von G. Kampysis; und G. KOTELIDIS zum Indien-Bild in den griechischen Periodika des 19. Jh.s.

Der 3. Teil zur Ideengeschichte enthält sich weiterer Untergliederungen und beinhaltet acht verschiedene Referate (235-354): G. LEONTSINIS zur Rezeption der Aufklärung und der Französischen Revolution um 1800 auf den Ionischen Inseln; P. KIMURTZIS und A. MANDYLARA zu monarchischen Visionen von Byzanz im Bayerischen Königreich Ottos I.; M. D. KONARIS zu altgriechischer Religion und Nationalcharakter bei K. Paparrigopulos; A. SFINI zur ideologischen Seite der Sprachfrage im 19. Jh.; V. CHRYSOVITSANU zum archäologischen und epigraphischen Werk von A. Rizos Rangavis; M. VELIOTI-GEORGOPULU zum festlichen Empfang von Otto I. in Nauplion; L. EFTHYMIU zum „Frauenblatt“ von Kallirroï Parren und der griechischen Frauenbewegung; sowie E. PETROPULU zu den deutschen Einflüssen in den Kinderzeitschriften.

Der 4. Teil zur Nationaldramatik ist in zwei Abschnitte unterteilt: 1. „Dramatische Gattungen“ (357-502) und 2. „Das Musiktheater“ (505-541). Der 1. Abschnitt enthält eine ganze Reihe von Beiträgen. K. RITSATU zum Neraiden-Motiv in der Dramatik (Psycharis, Dim. Kampuroglu); M. DIMAKI-ZORA zu den Prologen der neugriechischen Dramatik im 19. Jh.; K. DIAMANTAKU-AGATHU zu den antiken Dramenübersetzungen von Ioannis Gryparis; I. KATSIOTI zu den „Mylonades“ und die neugriechische Adaptation; M. GEORGIU zum deutschen und griechischen Theater im 19. Jh.; V. GEORGOPULU zur Figur des Nero in der griechischen Dramatik des 19. Jh.s; K. PETRAKU zum Historiendrama „Ιουλιανός ο Παράβητης“ von Kleon Rangavis; K. KYRIAKOS zu den ersten Phasen der Rezeption russischer Dramatik in Griechenland; Chr. OIKONOMOPULU zur „Iphigénie“ von Jean Moréas; A. VASILEIU zur Taurischen Iphigenia von N. A. Sutzos (1837) und ihrem französischen Vorbild; und A. ALTUVA zum Nationalstil der Schauspielkunst im griechischen Theater des 19. Jh. Wesentlich beschränkter ist der Abschnitt zum Musiktheater: S. KURBANA zum 1. griechischen Melodram; A. ΧΕΡΑΠΑΔΑΚU zu Offenbach in Athen; und P. VLANGOPULOS zur Beziehung von M. Alvana-Miniati zu Edouard Schuré.

Die Aufmachung der beiden Bände ist ansprechend; die Redaktionsarbeit dürfte mühevoll gewesen sein. Die Verbindung der beiden Forschungsprogramme und die Einbeziehung des Laboratoire d'excellence war eine exzellente Idee, die offenbar Anna Tabaki zuzuschreiben ist, derzeitiger Institutsvorstand der Abteilung für Theaterstudien an der Universität Athen und gleichzeitig langzeitige Forscherin in der Abteilung für Neugriechische Studien an der Nationalen Forschungsstiftung. Das Ergebnis dieser Zusammenarbeit kann sich sehen lassen. Der rapide Forschungsfortschritt in Bezug auf das griechische 19. Jh. in den Jahren vor und nach dem Millennium spiegelt sich deutlich in der Themenvielfalt, der Spezialisierung, den Fragestellungen und der Detailinformation, die die beiden voluminösen Bände vorlegen. Krisen machen erfinderisch und flexibel.

Athen, Wien

Walter Puchner

¹ Vgl. seine Monographie Michel ESPAGNE, *Les transferts culturels franco-allemands*. Paris 1999.

² Vgl. ihre Dissertation zum Genre der Ode bis 1880. Nicosia 2005.

Κωνσταντσα ΓΕΩΡΓΑΚΑΚĒ, Βίος και πολιτεία μιας γηραιάς κυρίας στην επταετία. Επιθεώρηση και δικτατορία (1967-1974) [Leben und Wirken einer alten Dame zur Junta-Zeit. Theaterrevue und Diktatur (1967-1974)]. Thessaloniki: Ekdoseis Ziti 2015. 399 S., zahlr. Abb., ISBN 978-960-456-437-8, € 24,-

Diktatur-Forschung liegt irgendwie im szientifischen Trend; die griechische Obristen-Diktatur 1967-1974 (auch als *heptaetia*, Sieben-Jahr-Periode bekannt) bildet hier keine Ausnahme und auch das Theater nicht. Erst vor kurzem ist die Monographie von Gonda van Stehen zum Theater während der Obristendiktatur erschienen,¹ und kurz davor die englische Dissertationen von Philipp Hager,² sowie die griechische Dissertation von Tonia Karaoglu zum Theater während der Junta-Zeit in Thessaloniki.³ Die Autorin selbst, Professorin am Theaterwissenschaftlichen Institut der Universität Athen, hat zudem im Jahre 2013 eine reich bebilderte Übersichtsmonographie zur Gesamtentwicklung der Revue im Zeitraum von 1894 bis 2014 geliefert,⁴ die die über 100-jährige Entwicklung dieser offenen und populären Bühnengattung verfolgt. *Epitheorisi* ist weder genau mit Revue, noch mit Vaudeville, noch mit Kabarett oder Musical oder Boulevard wiederzugeben, sondern eine nummernartige Hybridform, die von politisch-satirischem Verbaldialog bis zu phantasmagorischen Ballett-Nummern mit aufwendigem Bühnenbild und Kostümen, Gesang und Musikorchester reichen kann und praktisch offen ist für jegliche Art von Anreicherung.⁵ Der Werdegang dieser Gattung ist in seinen Anfängen von Thodoros Hatzipantazis und Lila Maraka untersucht worden,⁶ die Fortsetzung findet sich in der Monographie zum leichten Musiktheater der Zwischenkriegszeit von Manolis Seiragakis.⁷ Besonders interessant ist natürlich die Untersuchung der Junta-Zeit, da die *epitheorisi* mit ihrer häufig an die Tagespolitik gebundenen Thematik ein ganz spezifischer Bereich der Aufmerksamkeit der Zensurbehörde gewesen ist, die nicht nur die eingereichten Stücke Szene für Szene durchzensierte, sondern auch in der Folge die Vorstellungen kontrollierte, ob die eingeforderten Auflagen in der Praxis auch wirklich eingehalten und nicht neue Szenen hinzugefügt wurden. Darüber existieren Beobachtungsprotokolle mit handgeschriebenen Erlässen, was im Einzelfall dann zu tun sei. Diese Aktenstücke befinden sich im Zentralsekretariat des Pressewesens der Obristen-Diktatur, heute gehortet im Allgemeinen Staatsarchiv, allerdings noch ungeordnet, sodass zukünftig noch mehr Material ans Licht kommen dürfte, das die Strategien und Kriterien der politischen Zensur, die Theater betreffend, erhellen kann. Nicht edierte Stücktexte dieses Genres befinden sich auch im Theatermuseum Athen und dem Hellenischen Literatur- und Geschichtsarchiv, sodass die Eingriffe der Zensurbehörde bis in die Einzelheiten hinein nachvollziehbar sind. Die maschinenschriftlichen Aufführungstexte sind fast alle unediert, da eine Publikation aufgrund der politischen Anspielungen und der Fluidität der Einzelnummern eine solche Vorgehensweise nicht angezeigt erschien. Die direkten und indirekten Anspielungen waren natürlich ein Erfolgsgarant der Gattung, die von ihrer Struktur und Nummernorganisation her mit einigen Ausnahmen auf der Ebene der konventionellen Nachkriegs-*epitheorisi* an sich eher konservativ geblieben ist. Daher war das Fazit nach dem Regimewechsel 1974 für die intellektuelle Öffentlichkeit eher ein

Negatives. Diese Konservativität des Konventionellen ist im Buchtitel mit dem Terminus „alte Dame“ angezeigt.

Und doch bringt diese Monographie mehr als nur das Versteckspiel mit der Zensurbehörde, da auch alle anderen Faktoren der Aufführung miteinbezogen wurden. Dies beginnt (Kapitel 1) mit der allgemeinen politischen und kulturellen Lage während der Sieben-Jahre-Diktatur (13-49): Dies ist z. T. schon aus den Titeln der Stücke abzulesen. In konzentrischen, enger werdenden Kreisen wird nun das thematische Umfeld abgesteckt: die Kulturpolitik der Obristen, das griechische Theater während der Junta-Zeit, die *epitheorisi*, die Konkurrenz des Musicals, Zensurwesen und *epitheorisi*. Das 2. Kapitel, „Vor der Aufführung“ (51-66), wendet sich den bespielten Theatersälen bzw. Freilichttheatern zu, den Schriftstellern des Genres, den Titeln (Reklamewirkung, Anspielung auf Kritikausübung am Regime) sowie den Theaterprogrammen. Das 3. Kapitel, „Die Aufführung“, bildet den Hauptabschnitt der Monographie. Auch hier wird systematisch vorgegangen: Zuerst kommen die Texte an die Reihe (67-103, Kategorien: politische Stücke, übrige Aktualität, Jugendkultur, Beziehungen zum übrigen Theater, zum Film und zur Musik, Fernsehübernahmen, künstlerische Thematiken, Sport, Erotik und Sexuelles, das alte Athen, ad-hoc-Nummern, melodramatische Antikriegs-Thematik, Zusätze unmittelbar nach dem Regimewechsel; Finale des 1. Teils der Aufführung, die Sketches des 2. Teils, die Personen- und Spieltypen), dann die Musik und Musiknummern (103-120, Instrumente, Orchester, Chansons, moderne und traditionelle Musik), die Regie (120-125), Bühnenbild und Kostüm (125-136), Choreographie und Ballettnummern (136-145) sowie die Schauspieler (145-160).

Ein eigener Abschnitt ist den innovativen Vorstellungen gewidmet (z. B. die historische Revue von Iakovos Kambanellis „Unser großer Zirkus“ 1973/1974, „Auch Du kämmt dich ...“ im Park von Pangrati von verschiedenen Autoren 1973), bzw. den Nachbarschaftstheatern (161-172). Die Meinungen der ausgewählten und zitierten Kritiken sind manchmal einer gewissen persönlichen Selektion unterworfen. Z. B. dass die epochemachende Vorstellung von „Unser großer Zirkus“ von Kambanellis 1973/1974 im Nachhinein mythisiert worden ist, entspricht eigentlich nicht den Tatsachen.⁸ Doch für Detailkritik ist hier nicht der Raum. In einem 5. Kapitel wird noch auf die Reaktionen nach dem Regimewechsel eingegangen (173-179), die im Wesentlichen negative sind und der *epitheorisi* während der Junta-Zeit kein gutes Zeugnis ausstellen, da nun unter den Beurteilungskriterien der Grad des Widerstands gegen das Regime dominierend geworden ist. In einem kurzen Epilog (181f.) wird diese Pauschalkritik einer historischen Revision unterzogen.

In zwei umfangreichen Anhängen, die mehr als die Hälfte des Buches ausmachen, werden im 1. Anhang die erhaltenen Texte (in ihrer Aktualität kommentiert und mit Fußnoten versehen) mit den Zensurstreichungen vorgestellt (183-305), was einen interessanten Detailsblick in die Zensurpraktiken der zuständigen Behörde vermittelt, auf welche Anspielungen sie reagierte und was ihr entgangen ist. Im 2. Anhang wird ein Verzeichnis aller einschlägigen Aufführungen dieses Genres während der Junta-Zeit mit den üblichen systematischen Angaben zu den Ausführenden geliefert (307-386), was der Grundlagenforschung der griechischen Theatergeschichte im 20. Jh. zugute kommt. Es folgt noch

eine knapp gehaltene Bibliographie (387-392) und ein Personenverzeichnis (393-399). Mit dieser Monographie zu einer kommerziellen und populären Theaterform während der Obristen-Diktatur, traditionellerweise satirisch und politisch eingestellt, und ihrer widersprüchlichen Symbiose mit der Zensur, die sämtliche erhaltene (zensierte und unzensierte) Stücknummern aus den Archiven veröffentlicht und einen systematischen Überblick gibt über die einzelnen Faktoren der Produktion, vom Text über Musik und Ballett zu Bühnenbild, Kostümen und Schauspielern, ist ein wesentlicher Beitrag zur Theatergeschichte der 2. Hälfte des 20. Jh. in Athen geliefert und eine wichtige Detailfacette des Theaterlebens während der siebenjährigen Militärdiktatur systematisch ausgeleuchtet.

Athen, Wien

Walter Puchner

¹ Gonda VAN STEEN, *Stage of Emergency. Theater and Public Performance under Greek Military Dictatorship of 1967-1974*. Oxford 2015. Vgl. meine Anzeige in *Südost-Forschungen* 73 (2014), 737-742.

² Philipp HAGER, *From the Margin to the Mainstream. The Production of Politically Engaged Theatre in Greece during the Dictatorship of the Colonels (1967-1974)*. Diss. London 2008.

³ Tonia KARAOGU, *Τα θέατρο στη Θεσσαλονίκη τα χρόνια της επταετούς δικτατορίας*. Diss. Thessaloniki 2009.

⁴ Konstantza GEORGAKAKI, *1894-2014. Η εφήμερη γοητεία της Επιθεώρησης*. Athen 2013.

⁵ Vgl. auch Walter PUCHNER, *Die Literaturen Südosteuropas .15. bis frühes 20. Jahrhundert. Ein Vergleich*. Wien, Köln, Weimar 2015, 185.

⁶ Thodoros HATZIPANTAZIS / Lila MARAKA, *Η Αθηναϊκή επιθεώρηση*. 3 Bde. Athen 1977/1978; Lila MARAKA, *Ελληνική Θεατρική Επιθεώρηση, 1894-1926*. 2 Bde. Athen 2000.

⁷ Manolis SEIRAGAKIS, *Το ελαφρό μουσικό θέατρο στη μεσοπολεμική Αθήνα*. 2 Bde. Athen 2009.

⁸ Vgl. den eigenen Abschnitt in meiner Monographie Walter PUCHNER, *Τοπία ψυχής και μύθοι πολιτείας. Το θεατρικό σύμπαν του Ιάκωβου Καμπανέλλη*. Athen 2010, 451-487.

Tasula M. MARKOMICHELAKĒ, *Εδώ, εις το Κάστρον της Κρήτης...: ένας λογοτεχνικός χάρτης του βενετσιάνικου Χάνδακα* [Hier, in der Burg von Kreta...: Eine literarische Stadtkarte des venezianischen Candia]. Thessaloniki: University Studio Press 2015. 364 S., zahlr. Abb., ISBN 978-960-12-2220-2, € 16,-

Ein nostalgisches Geschichtsbuch von Literaturbeschreibungen des venezianischen Candia (*Χάνδαξ, Χάνδακας, Μεγάλο Κάστρο/Große Burg*, das heutige Heraklion), der Hauptstadt des venezianischen „Königreichs von Candia“ (1211-1669), die wichtigste mediterrane Hafenstadt der Serenissima im Handelsnetz des Ostmittelmeers und zugleich Heimatstadt der Autorin, die nach den Anfängen ihrer Laufbahn an der Universität

Kreta seit einigen Jahren an der Aristoteles-Universität von Thessaloniki Neugriechische Philologie lehrt – eine ausgewiesene Kretologin mit Spezialisierung auf das Schrifttum der Venezianerzeit, die durch viele Artikel und Studien zur kretischen Literatur von 14. bis zum 17. Jh. hervorgetreten ist, welche sich gewöhnlich durch philologische Akribie, ausgewogenes Urteil und zuverlässige Literaturkenntnis auf dem letzten Stand auszeichnen. Ein Prädikat, das nicht mehr unbedingt selbstverständlich ist, wenn man die Dynamik der Studien zur kretischen Literatur der Venezianerzeit bedenkt, die zahlenmäßig stark zugenommen haben und bereits eine enorme Spezialisierung aufweisen. „Eine Stadt aus Worten“ – wie es die Spezialliteratur zu den literarischen Stadtbeschreibungen will – die eine reelle, historisch rekonstruierbare Wirklichkeit mit der Imagination der Sichtweisen in den Literaturdenkmälern aus der Venezianerzeit kombiniert. Die zahlreichen Photographien von Baudenkmälern der Venezianerzeit in ihrer heutigen Verfassung fügen dieser doppelten historischen Dimension noch die Zeitschicht der rezenten Überprüfbarkeit hinzu, was dem Band einen eigentümlichen Reiz verleiht, da er sich derart zwischen Archäologie, Literaturwissenschaft und dichterischer Imagination, zwischen Wissenschaft und Literatur, äußerer und innerer Realität hin und her bewegt. Ein Buch, das Kenner zu schätzen werden wissen, aber auch interessierte Leser, Studenten der Neogräzistik und Mediterranwissenschaften, Nostalgiker der Großinsel und ihrer großen „europäischen“ Vergangenheit, von der noch Markuslöwen, elegante Marmorbrunnen, wuchtige Stadtmauern und die enormen Fortifikationen der Hafenanlage von Heraklion zeugen, welche im heutigen Verkehrschaos der Stadt und den Touristenströmen schier untergehen mögen. Für den anspruchsvollen Kultur-Tourismus wäre vielleicht noch eine vereinfachende englische Übersetzung angezeigt, denn dass Candia eine Stadt der Dichtung, der Künste, der Maler, der Musik (westliche Kunstmusik) und des Theaters gewesen ist, ist nicht jedermann bewusst.

Das Buch, das dem Andenken des verstorbenen Kretologenpaars Stylianos Alexiu und Martha Aposkiti gewidmet ist, bildet eine Art Führer in die literarischen Dokumente, die stellenweise oder auf größere Abschnitte hin die Stadt beschreiben, somit auch historische Quellen darstellen, von der großen Pestepidemie 1348, die Stefanos Sachlikis erlebt hat, bis zum endgültigen Fall der Stadt 1669 an die Osmanen, nach einer 25-jährigen Belagerung (nachdem das übrige Kreta bereits 1645 in der Hand der Türken gekommen war). Der Aufbau der Studie ist einfach und logisch: Auf eine Einleitung, wo die einzelnen Dichter, Chronographen und Schriftsteller genannt werden, folgen neun Kapitel, die jeweils bestimmte Aspekte des Stadtlebens beschreiben. Die literarische Dokumentation der Einzelaspekte folgt nicht chronologischen Kriterien, sondern umfasst den gesamten in Frage stehenden Zeitraum der Venezianerherrschaft bis zu den Klagen auf den Fall der Stadt nach 1669 und nostalgischen Kindheitserinnerungen, die noch gegen Ende des 17. Jh.s niedergeschrieben wurden. Aufgrund der biglossalen Gesellschaft und Literatur (eigentlich vier-sprachig: spätbyzantinische *koine*, kretischer Literaturdialekt mit und ohne Italianismen, italienisch [toskanisch], venezianisch) sind diese Literaturzeugnisse sowohl auf Griechisch wie auch auf Italienisch (Venezianisch) verfasst. Anmerkungen mit z. T. ausführlichen Kommentaren und Literaturangaben auf dem letzten Stand begleiten die Ausführungen

der einzelnen Kapitel und wenden sich an die Spezialisten und den anspruchsvollen Leser. Leider sind sie am Bandende plaziert (eine Forderung, die nach dem transatlantischen Vorbild immer mehr Verlage stellen), sodass sich die Lektüre in ein mühsames Hin- und Herblättern verwandelt.

Die Einleitung (19-37) gibt Auskunft über die Stadtgeschichte („die Stadt als Palimpsest“) und über die Dichter, Chronographen, Schriftsteller und Dramatiker, die zu dieser Dokumentation herangezogen wurden: Stefanos Sachlikis (um 1330-nach 1391) mit seinen autobiographischen und satirischen Gedichten über seine „wilde“ Jugend (Dirnenleben, Gefängnis) und der Diplomat Leonardos Dellaportas (1330-1419/1420), der venezianische Marineoffizier Bartolomeo dalli Sonetti, der im Zeitraum von 1477-1485 Gedichte auf die Ägäisinseln verfasste („Isolario ossia Corografia del Mar Egeo in versi“), davon zwei Sonette auf Kreta, das historische Gedicht von Manolis Sklavos über das katastrophale Erdbeben von 1508, Prosatexte des Priesters Ioannis Morezinis (um 1550-1613) über Marienwunder, die bekannten Theaterstücke von Georgios Chortatsis gegen Ende des 16. Jh.s, Vincenzo Kornaros mit seinem Erzählgedicht von 10 000 Versen „Erotokritos“, Markantonios Foskolos (1597-1662) mit seiner Komödie „Fortunatos“ (1655 im seit zehn Jahren belagerten Candia verfasst), das umfangreiche historische Gedicht „Kretischer Krieg“ von Marinos Tzane Bunialis (ca. 1620-1685), 1681 in Venedig gedruckt, zusammen mit einem allegorischen Gedicht, wo Personifikationen der Stadt Rethymno und der Stadt Candia in einem Streitdialog sich ihrer berühmten „Söhne“ rühmen, Klagegedichte auf den Fall der Stadt von Gerasimos Palladas (ca. 1625/1630-1714) und die handschriftlichen Memoiren im venezianischen Dialekt von Zuanne (Giovanni, Ioannis) Papadopulos (geboren ca. 1618), der gegen Jahrhundertende in der Gegend von Triest in der *terra ferma* seine nostalgischen Kindheitserinnerungen aus dem Venezianischen Kreta aufzeichnet, das als ein wahres Paradies dargestellt wird und viele Details des kulturellen und sozialen Lebens der Hauptstadt und der Provinz enthält.¹ Darüber hinaus bringt die Einleitung noch eine Diskussion über die verschiedenen Namen der Stadt und die urbaneographische Reichweite der Einzelbeschreibungen (Stadtteile, Monumente, Ghetto, die engen Gassen, Unterwelt, Kirche, offizielle Gebäude, Hauptplatz, Umland der Stadt, Außenansicht, die Fortifikationen usw.).

Das 1. Kapitel ist dem Stadtlob (*laus civitatis*) gewidmet (39-67). Es gibt zwar kein ganzes Gedicht dieser Kategorie in der kretischen Literatur, doch finden sich verstreut verschiedene Stellen im Werk der angeführten Literaten. Eine genauere Diskussion dieser interessanten Stellenkompilation liegt jedoch jenseits der Möglichkeiten einer Rezension. Das 2. Kapitel (69-78) analysiert autobiographische Werke, die sich auf die Stadt beziehen, was vor allem Sachlikis und Dellaportas im 14. Jh. betrifft. Das 3. Kapitel beschäftigt sich mit dem Umland der Stadt, den Dörfern und der Provinz (79-98), wiederum mit Sachlikis beginnend. Die kretische Literatur der Venezianerzeit war eher eine städtisch-bürgerliche, die das Dorfleben mit einem idyllischen Mantel der bukolischen Nostalgie umgibt, besonders deutlich im Pastoraldrama „Panoria“ von Chortatsis (um 1600) und bei Zuanne Papadopulos im 17. Jh. Kapitel 4 beschäftigt sich mit dem Musikleben der Stadt (99-119): Instrumente, Gesang, nächtliche Kantaten vor den Fenstern, die Existenz westlicher Musik neben den

Volksliedern usw. Der Bogen reicht von Sachlikis bis Papadopulos, diesmal mit Einbezug der einschlägigen Komödienszenen. Dem Theater ist aber das gesamte 5. Kapitel gewidmet (121-152) und zwar sowohl dem Theaterleben, über das es außer den erhaltenen Dramenwerken und den textimmanenten Indizien für die Aufführungspraxis nur wenige direkte Quellen gibt, als auch der Stadt als Bühnenbild in den Komödien des kretischen Theaters, wo besonders der Text der Komödie „Fortunatos“ von Foskolos voll ist von Anspielungen und Nennungen bestimmter Örtlichkeiten von Candia. Ein weiterer metaphorischer Gebrauch der realen Stadt besteht, neben dem Bühnenbild und dem „dramatischen Raum“ (Nennung von *off-stage* Örtlichkeiten, die auf der Bühne nicht gezeigt werden), in der Personifikation der Stadt (Kapitel 6, 153-178): Diese Tradition ist bereits in den Klagegedichten auf die *halosis* von Konstantinopel nach 1453 etabliert (sowohl in literarischen wie oralen Lamentationen)² und betrifft das Katastrophengedicht von Sklavos, v. a. aber die Verserzählung des „Kretischen Kriegs“ von Bunialis, wo insgesamt 1 092 Verse auf die Monologe der personifizierten Stadt fallen, die sich an ihre „Kinder“ (Einwohner) wendet und Venedig und die christlichen Mächte um Hilfe bittet, um den drohenden Fall noch abzuwenden.³

Kapitel 7 ist dann der „sündigen“ Stadt gewidmet (179-212): Prostitution, Karten- und Würfelspiel, Unterhaltungen jeglicher Art, Nachtleben, Gelage, Raubüberfälle usw. (besonders ergiebig in diesem Fall Sachlikis aus dem 14. Jh.). Der Fall der Stadt an die Osmanen wird konventionell dem Sündenpfehl und Lotterleben der Einwohner zugeschrieben. So z. B. findet sich die Strafklausel im Prolog der Tragödie des „König Rodolinos“ (1647) von Ioannis Andreas Troilos, wo sich die Strafe allerdings auf das ägyptische Memphis bezieht, doch Candia liegt bereits zwei Jahre in osmanischer Belagerung. Dasselbe Motiv auch im Erdbeben-Gedicht von Sklavos, wo die Katastrophe ebenfalls auf die Gottesstrafe für das Sünden-Dasein der Stadtbewohner zurückgeführt wird (ebenso wie das Erdbeben von 1593 in chronographischen Berichten), doch v. a. herrscht das Schuld- und Sühne-Motiv nach dem Fall von Candia an die Osmanen 1669 in Klagegedichten und dem „Kretischen Krieg“ von Bunialis vor. Im Gegensatz dazu geht Kapitel 8 auf das religiöse Leben ein (213-232): Candia galt als Stadt der Gottesmutter (Panagia) mit der wundertätigen Ikone und das religiöse Leben mit öffentlichen Prozessionen, feierlichen und spektakulären Messlesungen und Festliturgien war intensiv. Das Gedicht von Morezinos „Κλίνη Σολομώντος“ (älteste Handschrift 1602) enthält allein 60 Marienwunder. Wunderberichte finden sich auch im Erdbeben-Gedicht von Sklavos. Solche Umzüge, an denen Katholiken und Orthodoxe teilnahmen, beschreibt auch Papadopulos in seinen Memoiren. Kapitel 9 ist dann den Klagen auf den Fall der Stadt gewidmet (233-254): Bunialis, Palladas.

Ein kurzer Epilog fasst die Ergebnisse zusammen (255-257). Es folgen noch der ausführliche Fußnotenteil (259-332), ein kurzes Glossar zur literaturwissenschaftlichen Terminologie (333-335), das Bildverzeichnis (337-338), eine Auswahlbibliographie (339-350) mit Texten und Studien sowie ein Index von Namen und Titeln (351-363). Der Reiz dieser Monographie mit den alten Literaturtexten im kretischen Dialekt oder kirchensprachlichem Hochgriechisch ist in einer Rezension schwer zu vermitteln. Das Buch wendet sich an ein breiteres Publikum, jede Textstelle ist erklärt und mit einem kurzen Glossar versehen. Die

Autorin hat es verstanden, ein Nostalgiebuch auf ihre Heimatstadt in ein wissenschaftliches Werk zu verwandeln, das seinen Platz in der einschlägigen Bibliographie behalten wird.

Athen, Wien

Walter Puchner

¹ Vgl. meine Anzeige: *Memories of seventeenth-century Crete: L'occio (Time of Leisure)* by Zuanne PAPADOPOULI. Hg. mit engl. Übers., Einl., Komm., Glossar Alfred Vincent. Venice: Hellenic Institute of Byzantine and Post-Byzantine Studies in Venice 2007 (*Graecolatinitas nostra, Sources*, 8), *Südost-Forschungen* 67 (2008) 355-357.

² Vgl. Walter PUCHNER, *Die Literaturen Südosteuropas. 15. bis frühes 20. Jh. Ein Vergleich*. Wien, Köln, Weimar 2015, 29-31; DERS., *Die Folklore Südosteuropas. Eine komparative Übersicht*. Wien, Köln, Weimar 2016, 31f., 282-284.

³ Dazu mit genauen statistischen Angaben Tasula MARKOMIHELAKI, „Kastro says ...“: The personification of Chandakas in Cretan Literature of the Venetian period, *Festschrift David Holton*, „His Words Were Nourishment and His Counsel Food“. Cambridge 2014, 101-121; und die (unveröffentlichte) Dissertation bei Holton von M. VLASSOPOULOU, *Literary Writing and the Recording of History. A Study of Marinos Tzane Bounialis' The Cretan War (17th Century)*. Cambridge 2000.

Μεσαιωνικές ιστορίες ζώων. Διήγησις των Τετραπόδων Ζώων & Πουλολόγος. Κριτική έκδοση [Mittelalterliche Tiergeschichten. Die Vierfüßlergeschichte & das Vogelbuch. Kritische Ausgabe]. Hg. Hans EIDENEIER. Iraklion: University of Crete Press 2016. XXVI, 332 S., zahlr. farb. Abb., ISBN 978-960-524-453-8, € 25,-

Eine neue kritische Edition aus dem Bereich der spätbyzantinischen „Volksliteratur“ (die Problematik des Begriffs in Kontrapunktik zur byzantinischen „Hochliteratur“ hat schon Hans-Georg Beck in seiner Einleitung zur Geschichte der Byzantinischen Volksliteratur von 1971 ausführlich analysiert) ist anzuzeigen, und zwar aus der Feder des erfahrensten Philologen in diesem Bereich. Die beiden Texte gehören zu einer Gruppe von unterhaltenden Tiergeschichten, wie auch der „Opsarologos“ (Fischbuch), „Porikologos“ (Obstbuch) und die „Eselgeschichte“, werden in den frühesten Abschriften und Versionen jedoch immer zusammen kopiert. Die kritische Ausgabe kann sich bereits auf vorangegangene kritische Texteditionen stützen,¹ doch würde eine solche Neuausgabe nur den engen Kreis der Philologen der Spätbyzantinistik und Frühneogräzistik interessieren, wären hier nicht zum ersten Mal die Farbzeichnungen aus dem Constantinopolitanus Seragliensis 35 (C) zusammen mit der Originalplatzierung in den Textseiten abgebildet,² die die Lektüre beider Poeme zu einem Lese- und Schaugenuss erweitern. Diese Leithandschrift, der der Editor im Fall der Vierfüßlergeschichte bis auf einige verdorbene Stellen folgt, ist eine Abschrift aus Euböa 1461, vorgenommen von einem gewissen Nikolaos Hagiomnetes (der später als Mönch auf dem

Athos wiederzufinden ist). Die Datierung des Originals auf den 15.9.6873 [=1364] dürfte wohl phantastisch sein, trotzdem wird das Werk im allgemeinen in die 2. Hälfte des 14. Jh. platziert, der anonyme Verfasser dürfte wohl in Konstantinopel anzusiedeln sein (Fehlen von Dialektelelementen, Mischsprache, Fünfzehnsilber ohne Reim).³ Der „Pulologos“ dürfte eine ungeschickte Imitation dieser ersten Tierversammlung sein, die trotz der guten Vorsätze in einem Massaker endet, daher erst nach dem umfangreicheren Tiergedicht (1085 Verse) zu datieren (668 Verse).

Auf das Vorwort (XI-XVII) folgt die verwendete Bibliographie (XIX-XXVI) und dann die Einleitung, die praktisch den halben Band umfasst (1-165). Diese ist allerdings spannend zu lesen, da Eideneier seine Thesen zum mündlichen Vortrag solcher Texte, die in jahrzehntelanger Beschäftigung mit der spätbyzantinisch-frühneugriechischen Literatur des Mittelalters entstanden sind, an diesen Tiergeschichten exemplifizieren kann und auch zu weiteren Vergleichen mit anderen von ihm vorgenommenen Texteditionen ausholt. Diese detaillierten Exkurse sind nicht nur informativ, da sich auf diesem Sektor der Texteditionen in den letzten Jahrzehnten viel getan hat, sondern auch notwendig, um die methodischen Selektionen seiner eigenen Ausgabe zu rechtfertigen. Diese umfangreiche Einleitung ist in sechs verschiedene Kapitel aufgeteilt. Das 1. (Λογομύθιον, 1-32) beschäftigt sich zuerst mit dem Inhalt der „Vierfüßlergeschichte“ und analysiert die Tierversammlung mit den Schmähreden und Lobpreisungen der eigenen Vorzüge der 21 Tierarten, die zur Sprache kommen und welche jeweils in Streitgesprächen von Tierpaaren besteht, ohne letzliches Ergebnis, bis der Löwe als König der Tiere den angestrebten Frieden zwischen Wildtieren und Haustieren bricht und die ewige Schlacht der Tiere wieder ausbricht. Doch die Gruppierung der Tiere in Pflanzen- und Fleischfresser ist keineswegs konsequent, auch andere Kriterien wie rein/schmutzig usw. dürfte dem Schaffenswillen des Autors nicht entsprechen, den offenbar nur die Unterhaltung seiner Hörer interessiert (positiv kommen nur die für den Menschen nützlichen Tiere weg). In eigenen Kapiteln wird die Terminologie (Erzählung, Geschichte, Mythos/Fabel) diskutiert, um dann am Schluss kurz auf das „Vogelbuch“ einzugehen, das nicht mit einem Kampf der Tiere, sondern der Auflösung der Vogelversammlung endet.

Das 2. Kapitel geht auf die poetische *koine* ein (33-91), die Mischsprache der byzantinischen „Volksliteratur“, ein Kernkapitel der Einleitung. Die Ausführungen nehmen hier z. T. generellere Bedeutung an: Varianten und Variationen der Abschriften sind nicht nur auf verschiedene Vorbildtexte zurückzuführen, sondern auch der Persönlichkeit der Kopisten anzulasten, die keine mechanisch-genauen Abschreiber der meist anonymen Vorbildtexte sind. Texte und Abschriften sind für den mündlichen Vortrag bestimmt (nicht die einsame bürgerliche Lesestube); daher ist es berechtigt, diese gesamte Literaturproduktion und ihre Texttradierung von der Rezeptionsseite her zu betrachten. Schriftlichkeit und Mündlichkeit stehen in einem fortwährenden gegenseitigen Infiltrationsprozess;⁴ auch die geschriebenen Texte und ihre Abschriften befinden sich in einem gewissen „flüssigen“ Zustand. Die poetische *koine* gehört zum „low register“ der Stillagen der spätbyzantinischen Dichtung, auf Rechtschreibung und Texttreue wird daher in den Abschriften wenig geachtet. Die Autoren bleiben meist anonym; auch die *akrostichis* im „Pulologos“ 1-9 im

Codex Parisianus gr. (ΔΙΟΓΕΝΗΣ) ist nur durch eine Emendation entstanden; überdies handelt es sich um später hinzugefügte Verse. Eines der Unterkapitel geht auf die Struktur des „politischen“ Verses ein (FünfehnSilber), ein anderes auf Formelverse und Stereotypformulierungen, die Strukturuntersuchung der Versform beider Tiergedichte notiert zwei- und dreifache Symmetrien innerhalb des Verses bzw. des Doppelverses, weitere Analyseabschnitte bringen Auflistungen von Alliterationen, *homoioteleuta* (gleichlautende Endungen im gleichen Vers), beachten die Wortplatzierung im Zweizeiler, gelehrte Ausdrücke, zusammengesetzte Wortkonstruktionen, Synonyme und Variierungstechniken, sinnvolle Variationen mit phonetischer Ähnlichkeit, Transposition von Worten und Halbversen, Italianismen und Turzismen, die nachlässige Orthographie (*skasila*-Prinzip)⁵ und parallele Schreibweisen.

Kapitel 3 geht dann auf die Struktur der „Vierfüßlergeschichte“ ein, mit der Einberufung der Tierversammlung und ihren Streitgesprächen in Form von binären und bilateralen Schmähreden mit Eigenlob und mit reichhaltigen Schimpfwortregistern und phantasievollen pejorativen Wortkonstruktionen (93-119). Die Analyse geht nach der Reihenfolge der Redner vor, deren Abfolge eine gewisse „Dramaturgie“ der Unterhaltsamkeit aufweisen (z. B. Abwechslung, um die Spannung aufrechtzuerhalten), und der Präsentationscharakter des ganzen Poems ist nicht frei von einer gewissen imaginären Theatralik. Das Spiel der Aufzählung von Vor- und Nachteilen jedes einzelnen Tieres bringt keineswegs neue oder unbekanntere Eigenschaften als Überraschung, sondern fasst im Wesentlichen das Zuhörerwissen zusammen. Der Reiz des *entertainment* liegt in der phantasievollen Sprachgebung und der Versform, dem unerschöpflichen Wortreservoir der Beschimpfungen. Vor- und Nachteile der zoologischen Spezies werden v. a. unter einem anthropozentrischen Aspekt der Nützlichkeit gesehen. Kapitel 4 behandelt dann die Struktur und den Inhalt des „Pulologos“ (121-147): Die Vogelversammlung unter der Leitung von König Adler ist der Vierbeinergeschichte deutlich nachgestaltet; das binäre und bilaterale Streitgespräch hat funktionell dieselben Schmähreden und das Eigenlob, doch bleibt die phantasievolle Sprachgestaltung hinter der „Vierfüßlergeschichte“ zurück. Auch hier bleibt der Vogelkongress ohne eigentlichen Sieger; die Versammlung endet allerdings nicht mit einem blutigen Gemetzel, sondern mit ihrer Auflösung ohne Ergebnis. Da die Register von Vor- und Nachteilen jedes einzelnen Vogels wesentlich beschränkter sind, ist der Umfang des Gedichts auch kürzer; aber in der phantasievollen Sprachgebung der Schmähreden steht das Vogelbuch weit hinter dem Tierkongress der Vierbeiner. Auch hier wird eine strukturelle Analyse nach den einzelnen Wortmeldungen gebracht.

Interessant ist das Kapitel 5 über die Handschriften und die Texttradition (149-160): 1) die Leithandschrift ist der illuminierte Constantinopolitanus Seragliensis 35 (C), eine Abschrift von Nikoalos M. Hagiomnetes auf Euböa 1461⁶ mit 63 Farbzeichnungen.⁷ Die Textverluste sind gering, die Orthographie aber ziemlich chaotisch; zwar eine Provinzarbeit, aber der Abschreiber kannte den Text und die Illustrationen stehen fast immer an der richtigen Stelle. 2) der berühmte Vindobonensis theologicus graecus 244 (1. Hälfte 16. Jh.)⁸; folgt im Wesentlichen C. 3) Petropolitanus 202 (P) (2. Hälfte 16. Jh.) mit größeren Textver-

lusten und chaotischer Orthographie; folgt im Wesentlichen C. 4) Petropolitanus 721, olim Lesbiacus Μονή Λειμώνα 92 (L) (1625) mit Deplazierungen von Versen und chaotischer Orthographie. Beide sind für die kritische Ausgabe unerheblich. 5) Eine weitere Handschrift, Parisinus graecus 2911 (P) (Ende 15. Jh.) bringt nur die „Vierfüßlergeschichte“, die Bebilderung fehlt, doch sind die Legenden angeschrieben. Nur den „Pulologos“ bringen Escorialiensis Ψ IV 22 (E) (Ende 15. Jh.)⁹ mit problematischer Texttradition, Atheniensis 791 (A) (16. Jh.) und Zoras (Z) (17. Jh.) mit leidlicher Texttradition, aber erheblichen Abweichungen von C.

Kapitel 6 erklärt dann die „Politik“ der neuen Textausgaben (161-165): Eideneier hält die Ausgabe der „Vierfüßlergeschichte“ von Ppathomopoulos 2010, die C und P kontaminiert, für unbefriedigend, da sie nach seiner Ansicht einen inexistenten Text konstruiert. In Ablehnung der philologischen Stemma-Methode hält er die Edition einer Leithandschrift für adäquater, um sich eine Vorstellung von dem „Urtext“ zu machen. Zur Verbesserung von zweifelhaften Stellen werden für die Rekonstruktion nach C auch V, A und L herangezogen, da sie der gleichen Textgruppe angehören. Die Emendationen und Lesarten der vorangegangenen Editionen werden in den *apparatus criticus* nicht aufgenommen. Ähnliches gilt für den „Pulologos“; hier werden die jüngeren Handschriften von A und Z nicht berücksichtigt, da sie in ihren Abweichungen bereits einer anderen Epoche angehören. Damit wird der kritische Apparat (hier erst nach dem gereinigten Lesetext gebracht) entlastet und die konventionelle Häufung irrelevanter Lesarten wird derart vermieden.

Nun steht dem Lektüre- und Schaugenuss dieser mittelalterlichen Unterhaltungsbücher nichts mehr im Wege: Die „Vierfüßlergeschichte“ (167-245, mit den Abbildungen, die aus der Bibliothek des Istanbuler Serail speziell für diese Ausgabe angefertigt wurden), mit dem kritischen Apparat (247-260), dann das „Vogelbuch“ (261-302, mit Abbildungen) mit kritischem Apparat (303-314). Es folgt noch ein Glossar (315-332), das nur Wörter enthält, die im Lexikon von Kriaras nicht oder mit anderen Bedeutungen notiert sind, oder Wörter, die in den Textausgaben von Ppathomopoulos und Tsavari mit abweichender Semantik erklärt sind, und auf Wörter bzw. Ausdrücke, die bei Nicholas / Baloglou, *An Entertaining Tale*, ausführlich erklärt sind, wird verwiesen. Auf diese Weise wird ein umständliches und umfangreiches Glossar vermieden, und das *lexilogion* bleibt als praktische Lesehilfe erhalten.

Die Ausgabe ist leserfreundlich gehalten und geschmackvoll aufgemacht, die erfahrene Hand des führenden Philologen in diesem Bereich und Gründers der Kongressreihe der „Neograeca Medii Aevi“ ermöglicht dem interessierten Leser das seltene Erlebnis, in einer mittelalterlichen, illuminierten Handschrift blättern und lesen zu können, die nicht religiösen Inhalts ist, sondern der bloßen Unterhaltung dient, und in Wort und Bild Lachen evozieren soll. Worüber man lacht, ist freilich zeit- und kulturgebunden, doch gerade das Konzept und das Erlebnis des Komischen, das so viele Wertvorstellungen und Normvorgaben enthält, ganz auf die Rezeption hin orientiert ist, und die Berücksichtigung der Performanz dieser Texte vor einem Auditorium, sollte für die Geschichtswissenschaften auch als Mentalitätsanalyse vergangener Epochen ein Kernkapitel darstellen. Darüber hinaus

bringt die Lektüre dieser Bilderhandschrift auch einen ästhetischen Genuss, der bekanntlich aussagehaltiger sein kann als so manches Traktat historisierender Erudität.

Athen, Wien

Walter Puchner

¹ Zur „Vierfüßlergeschichte“: Vasiliko TSIOUNI, Παιδιόφραστος διήγησις των ζώων των τετραπόδων. München 1972, englische Übersetzung und Studie in Nick NICHOLAS / George BALOGLU, An Entertaining Tale of Quadrupeds. Translation and Comments. New York 2003; Manolis PΑΡΑΘΟΜΟΡΟΥΛΟΣ, Διογένους Παιδιόφραστος διήγησις των ζώων των τετραπόδων. Athen 2010; zum „Pulologos“: Stamatia KRAWCZYNSKI, Ο Πουλλολόγος. Berlin 1960; Isabelle TSAVARI, Ο Πουλλολόγος. Athen 1987. Zu Textverbesserungen und Kritik siehe E. TSOLAKIS, *Ελληνικά* 17 (1962), 318-334; Franz DÖLGER, *Byzantinische Zeitschrift* 55 (1962), 350 und *Zeitschrift für Balkanologie* 1 (1962), 6-8; L. POLITIS, *Ελληνικά* 19 (1966), 169-180; Hans Eideneier, *Ελληνικά* 28 (1975), 453-460; DERS., *Südost-Forschungen* 47 (1988), 481-483; Caterina CARPINATO, *Sicilorum Gymnasium* 42 (1989), 345-352; Arnold F. VAN GEMERT, *Ελληνικά* 40 (1989), 176-183, P. VASILEIU, *Ελληνικά* 46 (1996), 59-82; Hans EIDENEIER, *Byzantinische Zeitschrift* 97 (2004), 610-613; DERS., *Österreichisches Jahrbuch der Byzantinistik* 61 (2011), 278-280.

² Dazu die noch unveröffentlichte Dissertation von Judith EICKLER, Der illustrierte Codex Constantinopolitanus Seragliensis 35. Das Zusammenspiel von Text und Bild in Werken der frühneugriechischen Unterhaltungsliteratur (Angabe des Autors, XVI).

³ Das παιδιόφραστος des Titels in manchen Handschriften (im „Parisinus gr.“ 2911) dürfte als πεζόφραστος zu deuten sein (wie in manchen anderen Handschriften), in „Prosasprache“, also nicht dem offiziellen byzantinischen Versmaß folgend, sondern dem „politischen“ Vers. Dazu existiert ein kontroverses Schrifttum.

⁴ Formelverse der byzantinischen Tierdichtung finden sich noch in den rezenten Kompositionen der zypriotischen *poittarides*, siehe Hans EIDENEIER, Ausläufer byzantinischer Dichtung in zypriotischen Volksliedern, Beweis mündlicher Überlieferung?, in: Αντίχαρη. Αφιέρωμα στον καθηγητή Σταμάτη Καρατζά. Athen 1984, 97-109; DERS., Zur mündlicher Überlieferung byzantinischer Dichtung in der Volkssprache, *Omonoia* 5 (1983), 218-241; vgl. auch die Kongressakten des 2. Kyprologischen Kongresses, Bd. 3, Nicosia 1985, 39-53.

⁵ Eideneier hat dies in seinen Vorlesungen humorvoll das *skasila*-Prinzip der Abschreiber genannt (Egalitäts- oder Würstigekeits-Prinzip): Der Grad der Rechtschreibung hängt nicht so sehr vom Bildungsgrad des Abschreibers ab, sondern unterliegt einem gewissen generellen Desinteresse an korrekter Orthographie in dieser Art von Textsorten, bzw. dem lauten Vorlesen der abzuschreibenden Texte für eine ganze Kopistengruppe in den *scriptoria* (Hörfehler statt Schreibfehler). Vgl. seine Studien in Elaine JEFFREYS / Michael J. JEFFREYS (Hgg.), *Αναδρομικά και Προδρομικά*. Approaches to Texts in Early Modern Greek. Papers from the Conference Neograeca Medii Aevi V, Oxford 2005, 3-16, und in den Akten der 25. Jahrestagung der Linguisten in der Philosophischen Fakultät der Universität Thessaloniki, 2005, 197-205. Diese Beobachtung des Desinteresses an korrekter Orthographie mag z. T. auch für die Manuskripte anderer Sprachen gelten, ja sogar noch für ältere Druckausgaben.

⁶ Zu Beschreibung dieser wichtigen Handschrift, die neben den beiden Tiergeschichten auch den „Spaneas“ enthält, die „Erzählung über das berühmte Venedig“, das Kalender-Gedicht „Auf die Zwölf Monate“, das 3. und 4. Gedicht der „Ptochoprodromika“, den „Porikologos“, das „Lied auf Armuris“ und die „Schlacht von Varna“, vgl. Diether Roderich REINSCH, *Kodikologisch-Prosopographisches zum Codex Seragliensis graecus 35*, in: Ioannis VASSIS / Günther S. HENRICH / Diether Roderich REINSCH (Hgg.), *Lesarten. Festschrift für Athanasios Kambylis zum 70. Geburtstag*. Berlin, New York 1998, 248-258; und Diether Roderich REINSCH, *Ο Νικόλαος Αγιομνήτης ως γραφέας και λογίων και δημωδών κειμένων*, in: David HOLTON u. a. (Hgg.), *Κωδικογράφοι, συλλέκτες, διασκευαστές και εκδότες*. Heraklion 2005, 43-65.

⁷ In Schwarz-Weiß-Abbildungen bei NICHOLAS / BALOGLOU, *An Entertaining Tale* und PAPAΘΗΜΟΠΟΥΛΟΣ, *Διογένους Παιδιόφραστος διήγησις των ζώων των τετραπόδων*, die Abbildungen des „Pulologos“ sind hier überhaupt zum ersten Mal ediert.

⁸ Von dieser Handschrift hat Wieland Wagner die erste kritische Ausgabe der „Vierfüßlergeschichte“ vorgenommen (*Carmina Graeca medii aevi*, Leipzig 1874). Zur Beschreibung des berühmten Kodex Herbert HUNGER / Wolfgang LACKNER / Christian HANNICK, *Katalog der griechischen Handschriften der Österreichischen Nationalbibliothek*, Bd. 3, Teilb. 3: *Codices theologici 291-337*. Wien 1992, 145-157; P. VEJLESKOV, *Codex Vindobonensis theologicus graecus 244*, in: HOLTON u. a. (Hgg.), *Κωδικογράφοι*, 179-214.

⁹ Zur Beschreibung v. a. Helma WINTERWERB (Hg.), *Πωρικολόγος*. Köln 1992, 369-382.

Walter PUCHNER, Von Herodas zu Elytis. Studien zur griechischen Literaturtradition seit der Spätantike. Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag 2012. 522 S., ISBN 978-3-205-78710-5, € 59,-

Der Herbert Hungers Andenken gewidmete Band umfasst zehn Kapitel, Vorwort, Schlusswort sowie Quellennachweis (d. h. die Liste der den Kapiteln entsprechenden Erstveröffentlichungen des Verfassers), Literaturverzeichnis, Personen-, Titel- und Ortsregister sowie (ein gemeinsames) Sach- und Begriffsregister. Es handelt sich nicht um originäre Aufsätze, sondern vorwiegend um aus dem Griechischen (bei Kapitel 3 dem Englischen) übersetzte und überarbeitete ältere Arbeiten Walter Puchners. Lediglich die Kapitel 2 und 10 beruhen auf deutschen Aufsätzen.

Ein Kapitel betrifft antike vorchristliche Literatur, 1.: „Die spätantiken Mimiamben des Herodas. Mimischer Solovortrag oder theatralische Aufführung?“ (15-40), zwei Kapitel das Mittelalter, 2.: „Christus patiens‘ und antike Tragödie. Vom Verlust des szenischen Verständnisses im byzantinischen Mittelalter“ (41-86) und 3.: „Der Zypriotische Passionszyklus und seine Probleme“ (87-156); eines die kretische Literatur, 4.: „Das griechische Volksbuch des ‚Bertoldo‘ (1646). Von der Dialoghaftigkeit eines populären Lesestoffes“ (157-178). Der Schwerpunkt des Bands liegt aber auf der im engeren Sinne neugriechischen Literatur, 5.:

„Germanograecia“ zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Die literarischen Übersetzungen von Konstantinos Kokkinakis und Ioannis Papadopoulos“ (179-224); 6.: „Frauendramatik zur Zeit der griechischen Revolution“ (225-273); 7.: „Die patriotische Dramatik im 19. Jahrhundert“ (275-293); 8.: „Griechische Sprachsatire im bürgerlichen Zeitalter“ (295-422; mit 127 Seiten das längste Kapitel); 9.: „Der Tod des Pallikaren“ von Kostis Palamas (1891). Studien zur griechischen Dorfnovelle“ (423-454); 10.: „Odysseas Elytis und der griechische Surrealismus in der Dichtung des 20. Jahrhunderts“ (455-471).

Die Kapitel des Buches sind also diachronisch geordnet, wobei die unglaubliche Sprach- und Stilvielfalt des (neueren) Griechischen fasziniert, die teilweise der chronologischen Anordnung widerstrebt. Die Themenauswahl ergibt sich daraus, dass es sich bei Puchner um einen Theaterwissenschaftler und Volkskundler handelt, den insbesondere Fragen der Dialoghaftigkeit, Spielbarkeit sowie Handhabung von Raum und Zeit umtreiben. Übersetzungsproblematik wird in den Kapiteln 5 und 6 besprochen, die heute meist unverstandene *Cento*-Technik in 2 und 3. Das Augenmerk in den Kapiteln 4 und 9 liegt auf Prosa, im 10. auf moderner Dichtung. Puchner versteht diesen Band als vorwiegend philologische Ergänzung seiner beiden Bände zur Theaterwissenschaft und Volkskunde Südosteuropas und des mediterranen Raums.¹

Betrachten wir die einzelnen Kapitel näher: Im 1. Kapitel argumentiert Puchner überzeugend gegen Giuseppe Mastromarco,² der die Mimiamben als für Theateraufführungen bestimmt ansah. Herodas' sieben ganz erhaltene Mimiamben werden von Puchner analysiert, wobei er betont, dass es in ihnen im Gegensatz zum eigentlichen Drama keinerlei Bühnenanweisungen gibt. Es handle sich um dialogische Milieustudien. Fazit: Es müsse der Annahme von Realisierung der Mimiamben durch „gestenbegleiteten [so zu lesen statt „begleitenden“] und stimm-modulierenden“ Lesevortrag der Vorzug gegenüber der einer mehrpersonigen Aufführung gegeben werden.

2. Kapitel: Bei dessen Thema geht es um eine dialogisierte Marienklage in *Cento*-Komposition, um den umfangreichsten je unternommenen Tragiker-*Cento*, dessen Verse hauptsächlich Euripides entlehnt sind. Puchner betont, dass der „Christus patiens“ mit einer Einortbühne nicht auskäme, da sechs Schauplätze gebraucht würden, und dass die Szenenübergänge häufig gleitend sind. Auch von angestrebter Zeiteinheit könne keine Rede sein. Der *Cento*-Dichter wende zwar Formkonventionen der antiken Tragödie an, gebe sich aber über deren bühnentechnische Konsequenzen keine Rechenschaft. Plausibel legt der Autor dar, dass die Berechtigung der Gattungszuordnung „Tragödie“ trotz der Nachahmung antiker Dramenstrukturen einzuschränken ist, da die klassischen Tragödien in ihrer Wesenheit als *Theater*-Stücke offenbar nicht mehr erkannt wurden. Dies weise aufs Mittelalter, da ja zur Zeit der Kirchenväter das Theater noch lebendig war. Er plädiert mit guten Argumenten (ikonographische Einzelheiten, penetrante Judasverfluchungen) für eine nachikonoklastische Entstehungszeit in Gelehrtenkreisen Konstantinopels.

3. Kapitel: Der sog. „Zyprische Passionszyklus“ (vor 1320) ist eine dialogische *Cento*-Kompilation von Bibelstellen eines unbekanntes Autors. Wie sich aus den Anweisungen im Imperativ ergibt, war der Text für Aufführungen bestimmt, doch ist nach Puchner

so gut wie ausgeschlossen, dass es solche wirklich gegeben habe. Die Besonderheit des Zyklus besteht darin, dass die Zitationen nur in Incipits sozusagen angedeutet werden – Aufführungsorganisator(en) und Schauspieler hätten so bibelfest sein müssen, überall den vollen Text zu ergänzen. Es handelt sich um einen einzigartigen Fall in der byzantinischen Literatur, wozu Puchner bereits vor wenigen Jahren das Wesentliche gesagt hat.³

4. Kapitel: Ausgehend von Jan Mukařovskýs Begriff der Dialoghaftigkeit analysiert Puchner das frühneugriechische Volksbuch des Bertódo(s) – die griechische Variante dieses Bauernschlauen sollte man mit -s schreiben –, wobei auch auf viele andere Schwänke sowie die Fortsetzung über den dummen Sohn Bertoldíno(s) und Übersetzungen des italienischen Stoffes eingegangen wird. Puchner weist darauf hin, dass die Figur ins Rumänische, Bulgarische, Serbokroatische und Türkische durch die griechische Gestalt vermittelt und dort z. T. mit einheimischen Schelmengestalten kontaminiert wurde. Es folgt eine Inhaltsangabe der griechischen Szenen nach der Ausgabe von A. Angélu, nützlich für Komparatisten mit geringen Griechischkenntnissen. Betont wird das starke Vorwiegen des Dialogs gegenüber den Erzählpassagen: Mehr als zwei Drittel beider griechischen Texte entfallen auf die Dialoge. Deren Tempo sei ähnlich hoch wie in der gleichzeitigen kretischen Komödie, dreimal so hoch wie in der Tragödie. Die „Theatralität“ erweise sich beim lauten Lesen.⁴

Das 5. Kapitel ist besonders für Germanisten von Interesse. Puchner geht den vier Kotzebue-Übersetzungen von Konstantinos Kokkinakis (sämtlich 1801) und den beiden Übersetzungen des Ioannis Sergiu Papadopoulos⁵ (1813/1814 von Kotzebues Einakter „Die Quäker“ und 1818 in Prosa von Goethes Versfassung der „Iphigenie in Tauris“) nach, die für kurze Zeit Breschen in die sonst ausschließlichen Übertragungen aus dem Französischen und Italienischen schlugen. Die Biographien der beiden Übersetzer werden rekonstruiert, wobei Puchner sich besonders um diejenige von Ioannis Papadopoulos (* ca. 1794, † schon 1819 an Tuberkulose) bemüht, den die Literaturgeschichten überhaupt nicht verzeichnen. Kokkinakis' (* 1775 oder 1781, † 1831) Übersetzung von Kotzebues „Menschenhass und Reue“ lag der ersten Theateraufführung (1803) auf griechischem Gebiet, im durch seine Färbergenossenschaft bekannten thessalischen Ambelakia, zugrunde. Ioannis Papadopoulos hatte an der Bukarester Griechischen Akademie Deutsch gelernt; dort entstand wahrscheinlich seine „Quäker“-Übersetzung. Er ging als Student nach Jena, und seine Übersetzung der „Iphigenie“, die er mit Goethe besprochen hat, zeigt Fortschritte im Deutschen. Willkommen sind Puchners Listen seltener griechischer Wörter aus Kokkinakis mit ihren deutschen Entsprechungen (190-194).⁶ Übrigens hat Puchner beide Übersetzungen des Papadopoulos herausgegeben.⁷

Das 6. Kapitel behandelt einen außerhalb Griechenlands noch unbekanntem Bereich der griechischen Literatur des frühen 19. Jh.s: die von Frauen verfassten (Prosa-)Dramen. Puchner stellt die Bio- und Ergographien der drei entsprechenden Autorinnen ausführlich vor: von Mitio Sakellariu (1789 bis nach 1863), Elisavet Mutzan-Martinegu (1801-1832) und Evanthia Kaïri (1799 bis nach 1866). Alle standen zwar im Schatten kultivierter Männer (Gatten, Väter, Brüder, Lehrer), wandten sich jedoch expressis verbis an ein weibliches Lesepublikum. Sakellariu übersetzte die Goldoni-Komödien „Amor paterno“ und „La vedova

scaltra“, wobei sie – auch aus autobiographischem Anlass – auf das Motiv des für seine Ehefrau zu alten Mannes hinwies und ihrem Wunsch Ausdruck gab, dass die Lektüre jungen Damen als „Lehre“ für eine richtige Gattenwahl dienen solle. Vom äußerst umfangreichen Werk Mutzan-Martinegus ist nur eine Art Prosaparaphrase des „Geizigen“ von Molière erhalten und gedruckt, eine Abrechnung mit ihrem Vater. Die Handschriften aller wohl 21 übrigen Stücke (davon neun italienischer), die sich im Familienbesitz auf Zakynthos befanden, gingen 1953 durch das Erdbeben verloren. Ihr Sohn, bei dessen Geburt sie den Tod fand, hat allerdings 1881 ihre Autobiographie publiziert – nach Puchner die interessanteste griechische des gesamten 19. Jh.s –, welche der Einsamkeit und Verzweigung einer nach dem Usus der Zeit im Hause ihrer großbürgerlichen Familie eingesperrten Tochter bewegenden Ausdruck verleiht. Für Kaïri bedeutete die Abfassung ihres einzigen Dramas „Nikiratos“ (1826) Befreiung von der Bedrückung über den Exodus Mesolongis. Sie führt sich selbst als Tochter des heroischen Kommandanten in die Tragödie ein. Ihr Stück war das früheste der griechischen „patriotischen Dramatik“ im 19. Jh.; Puchner leitet damit zum nächsten Kapitel über. Von den Werken der drei Dramatikerinnen ist nur „Nikiratos“ aufgeführt worden.

Im 7. Kapitel stellt Puchner die These auf, dass die griechische Dramatik des 19. Jh.s eine eigene Gattung hervorgebracht habe, eben das „patriotische“ Drama. Es sei aber darauf hingewiesen, dass etwa nach den Napoleonischen Kriegen in verschiedenen europäischen Literaturen ebenfalls patriotische Themen als Sujets fürs Theater gedient haben, wenn auch nicht in solcher Menge wie in Griechenland. Dort entnahm das frühe patriotische Drama seine Stoffe überwiegend dem Befreiungskampf von 1821, daneben antiken Thematiken. Später werden Aufstände in den osmanisch gebliebenen Gebieten thematisiert, besonders das Niederbrennen des kretischen Klosters Arkadi (1866). Puchner beschränkt sich in einem knappen Durchgang aufs patriotische Drama im engeren Sinne, kommentiert also nur Stücke über den Unabhängigkeitskampf. Er unterscheidet drei Phasen: 1) von der Revolution bis zum Ende der Herrschaft Ottos (1862), als sich die ersten professionellen Ensembles festigten und die Preisausschreiben der Universität für patriotische Literatur begannen; 2) von 1862 bis zur Niederlage im Griechisch-Türkischen Krieg von 1897 – der Irredentismus führte zu einer Flut von Historienstücken, die allerdings selten den Weg auf die Bühne fanden; sowie die 3. Phase, in der sich die Dimotikí durchsetzte, betrifft bereits das 20. Jh. Die frühe Phase wurde von Ionnais Za(m)belios mit seinen zwölf Tragödien geprägt, von denen die Hälfte Persönlichkeiten des Freiheitskampfes gewidmet war (Gesamtausgabe 1860). Besonders beliebt war Marko Botsaris' Person (bis zum Jahrhundertende zehn Werke über ihn). Puchner erwähnt, dass Panagiotis Sutsos in seinen romantischen Versdramen bereits die klassizistischen Konventionen verlässt, und weist auf das Phänomen derjenigen Dramatiker hin, die sich in der Revolution als Kämpfer ausgezeichnet hatten (Alkäos, Lassanis, Churmuzis u. a.), sowie auf Hermúpolis als erste „Theaterhauptstadt“ des Landes. Aus der 2. Phase mit ihren irredentistischen Themen, v. a. den kretischen Aufständen, führt Puchner kurz Werke u. a. von Ambelas, Moräitidis, K. Arvanitis, Antonusa Kamburaki, Stamatiadis, Ly(m)berios, Veakis, Triantafyllidis, A. Antoniadis, Vernardakis und Andrikopulos an.

Das umfangreiche 8. Kapitel machte eine Dreiteilung notwendig: 1. Abschnitt „Die Satire auf die Verwendung des Altgriechischen“ (299-348): Diese Gruppe von Sprachkomödien entstand aufgrund der griechischen Sprachfrage (sog. „Diglossie“) und beginnt 1813 mit den „Korakistika“ („Rabensprache“) von Iakovakis R(h)izos Nerulos. Dieser verspottet aus parodistischer Laune die μέση οδός des Korais (u. a. Anspielung des Titels auf dessen Namen). Puchner analysiert die Satire im Einzelnen und verfolgt ihre nachhaltige Wirkung auf Demotizisten wie Archaisten. Gestreift werden Sprachsatiren von Kanellos und Vilaras sowie die beliebte „Hochzeit des Kutrulis“, eine Parodie auf die Presse, und solche auf die Dichterwettbewerbe (Tertsetis, Stamatiadis). Ausführlicher geht Puchner auf den beliebten Einakter „Die Krämertochter“ von A. Vlachos (1871) ein, womit der Übergang von der Katharevusa zur Dimotiki in der Komödie beginnt. Er stellt die soziale Täuschungsfunktion der Katharevusa als Vehikel sozialen Aufstiegs heraus, wie sie besonders im bis heute gespielten „Schwindler“ von Misitzis zum Ausdruck kommt. Weiter werden Beispiele aus der *Belle Époque* gegeben, in denen der sprachliche Gegensatz Athen – Provinz eine große Rolle spielt. Schön die Interpretation von Psycharis' eigenartigem, nie aufgeführtem „Guanaco“ (1901), worin ein Athener Schulmeisterlein bemüht ist, die Sprache der feuerländischen Indianer (!) zu „verbessern“; ein Lama lernt (normal) sprechen und wird zum Menschen. Im Gegensatz zu dieser Satire hatte ihr Prolog „Für das rhomäische Theater“, ein Manifest, Dramen in der Volkssprache zu verfassen, Erfolg. 2. Abschnitt „Sprachenbabel“ (348-413): Hier steht die „Babylonia“ von Dimitrios Chatziaslanis (Vyzantios) im Mittelpunkt – während in den „Korakistika“ nur drei Szenen in Dialekten gehalten sind, sprechen bei Vyzantios alle Personen mehr oder weniger ausgeprägt dialektal, mit Ausnahme des Puristen, dessen „gelehrter“ Jargon aber mindestens ebenso viel Anlass zu Missverständnissen gibt. Obwohl zahlreiche echte idiomatische Elemente verwendet werden, weist Puchner nach, dass es sich bei Vyzantios' Dialekten um „Bühnenidiome“ handelt, die in seiner Nachfolge in vielen Werken mindestens bis Xenopulos Konjunktur hatten (der Rezensent, der ja hauptsächlich Sprachhistoriker ist, stimmt nicht mit allen gegebenen linguistischen Erklärungen überein, doch kann das hier nicht näher ausgeführt werden). Einem Ausblick aufs Schattentheater folgt der 3. Abschnitt, „Europäisierung und Modesprache“ (413-422), worin Parodien unmäßiger Verwendung „europäischer“ Fremdwörter, v. a. von Gallizismen, in Satiren der 2. Jh.-Hälfte interpretiert werden. Der Gebrauch französischer Brocken in der „guten Gesellschaft“, aber auch durch Hochstapler, war ja dadurch gefördert worden, dass das Französische unter König Otto Hofsprache wurde. Sozialkritische Betrachtung französischer Phrasen findet sich u. a. in Churmuzis' Werken, besonders im „Neureichen“ (Konstantinopel 1878). Auch „europäische“ Sitten, etwa Kleidermoden, werden verspottet.

Bei der Analyse des 9. Kapitels zielt Puchner auf eine Erweiterung der Kategorie „ethnographische (provinzrealistische) Erzählung“: Sie trage bereits die Dynamik der eigenen Überwindung in sich, indem sie von Anfang an das ausweglose ästhetische Dilemma des strengen Naturalismus in wissenschaftlichen Beschreibungen vermeide, die den Soziologen mehr interessierten als den Literaten. So sei es in Griechenland kaum wie sonst in Europa zu antinaturalistischen Bewegungen, besonders dem Expressionismus, gekommen,

man könne vielmehr von Koexistenz der Ethnographie mit frühem Symbolismus, sozialkritischen Tendenzwerken und simplifizierender Nietzsche-Rezeption sprechen. Palamas gibt in der Erzählung „Tod des Pallikaren“ (1891), worin ein junger Mann den Tod der Beinamputation vorzieht, aus bürgerlich-städtischer Sicht der modernen Medizin, welche, früh genug eingesetzt, den Helden hätte heilen können, erwartungsgemäß den Vorzug gegenüber der Rückständigkeit der Bewohner Mesolongis, die „praktischen Ärzten“ und Magierinnen die Behandlung überlassen, welche so zur Todesursache durch Wundbrand wird. Puchner interpretiert den Spannungsbogen der 21 Erzähleinheiten mit ihren kryptischen Vorausdeutungen im Einzelnen (u. a. Technik der Falsifizierung von Lesererwartungen).

10. Kapitel: Tiefergehende Analysen von Odysseas Elytis' Dichtung sind auch in Griechenland selten, trotz der umfangreichen Sekundärliteratur. Das liege v. a. an seiner Sprache; nach eigener Aussage hat er sich ja „an den Sandstränden Homers“ mit nichts als Sprache beschäftigt. Diese erschließe sich aber keiner diskursiven Analyse. Puchner interpretiert knapp mehrere Gedichtsammlungen des Autors, wobei er die Vielfalt seiner Formenkonventionen betont (Metrik: freie Rhythmen, Strophenbau; Zahlenallegorese; „automatisches Schreiben“), dazu die Verschichtung der verschiedenen Sprachtraditionen und Elytis' ständigen Bezug auf die Ägäis. Genauer wird das Gedicht „Der närrische Granatapfelbaum“ untersucht: Puchner geht auf die Verknüpfung eigentlich nicht zusammengehöriger Bildteile und die Collagetechnik des Dichters ein sowie auf seine Lichtmetaphysik, wobei das großartige *Áxion estí*, von dem es die Vertonung durch Theodorakis und u. a. zwei deutsche Übersetzungen gibt, in den Vordergrund tritt. Zu Elytis' Neologismen: Er gehe „mit den Wörtern um wie ein Bildhauer mit seinem Material oder ein Maler mit seinen Farben.“ Abschließend wird auf Elytis' andere große Komposition, „Maria Nefeli“, Bezug genommen und sie als eine Art „neugriechischer *Politeia*“ bezeichnet. Seine Sprachfeste seien im Grunde unübersetzbar.

Gelegentliche Redundanzen waren in einem so umfangreichen, erhebliche Teile der griechischen literarischen Diachronie betreffenden Werk unvermeidbar. Dies gilt allerdings nur eingeschränkt für die nicht wenigen Druck- und anderen Flüchtigkeitsfehler.

Zusammenfassend sei konstatiert, dass Puchner, dessen Ansichten der Rezensent fast immer zustimmt, wieder einmal ein hochgelehrtes Buch gelungen ist. Auch diesmal ruft seine stupende Kenntnis der Sekundärliteratur und überhaupt seine enorme *εμπυρόθεια* Bewunderung hervor. Der Nutzen des Bandes ist, v. a. für Komparatisten, beträchtlich.

Hamburg

Günther S. Henrich

¹ Walter PUCHNER, Beiträge zur Theaterwissenschaft Südosteuropas und des mediterranen Raums. 2 Bde. Wien, Köln, Weimar 2006/2007, 27 Studien; DERS., Studien zur Volkskunde Südosteuropas und des mediterranen Raums. Wien, Köln, Weimar 2009, 24 Studien.

² Giuseppe MASTROMARCO, *The Public of Herondas*. Amsterdam 1984.

³ Walter PUCHNER, *The Crusader Kingdom of Cyprus. A Theatre Province of Medieval Europe?* Research Programme History of Greek Theatre and Drama from the Middle Ages to the Greek re-

volution of 1821. Athens 2006. Zu 91f. des jetzigen 3. Kapitels: Leiden [NL] ist nicht identisch mit Leuven/Louvain [B]; zu 127: M. Falieros gehört ins 15. Jh.

⁴ 173f., 177 sowie 240, 333, 418: esprit mit ungerechtfertigtem accent aigu.

⁵ Der Rezensent transkribiert (nach schon lateinischer Tradition) alt-, aber auch mittel- und neugriechisches ου ausschließlich als u: also nicht nur Musik oder Thukydides, sondern auch Armenopulos, Sergiu, Nerulos u. ä. Bei neugriechischen Namen hält er die Setzung eines Akzents für angezeigt.

⁶ Einige Ableitungen sind diskutabel: So ist z. B. γιοριζω (Anm. 66) eher idiomatische Nebenform zu γυριζω als Ableitung von γιουρούσι < türk. yürüyüş (vgl. etwa Insel Γιούρα < Γύαρα, -ος). Κουτζκουτζ [-ts] dürfte franz. couche, nicht „slawisch“ sein, und das ebenfalls daher kommende dt. kusch[en] ist nicht nur wienerisch.

⁷ Io. Serg. ΠΑΠΑΔΟΠΟΥΛΟΥ, *Θεατρικές μεταφράσεις*. Athen 2004, 60-122.

Irina V. TRESORUKOVA, Karagiozis – grečeskij Petruška. Sovremennij grečeskij teatr tenej. Istoki, personazi, sjužeti, jazik [Karagkiozis – der hellenische Petruschka. Modernes griechisches Schattentheater. Wurzeln, Helden, Sujets, Sprache]. Moskva: Maks Press 2016. 200 S., 8 Abb., ISBN 978-5-317-05225-6, RUB 758,–

Bei dem hier anzuzeigenden Buch, das als eine fundierte Zusammenfassung der Karagiozis-Studien auf internationaler Ebene angesehen werden kann, handelt es sich um die russische Monographie von Irina Tresorukova, Associated Professor am Institut für Byzantinische und Neugriechische Studien an der Lomonossow-Universität in Moskau, die sich bereits mehrfach mit dem Thema auseinandergesetzt¹ und auch ihre Dissertation dieser Thematik gewidmet hat. Die Arbeit ist bibliographisch hervorragend belegt und geht auf eine Reihe von Fragestellungen ein, die nicht unbedingt im Zentrum der bisherigen Forschung gestanden haben, so die Formen des Witzes mit typologischen Vergleichen aus der gesamten griechischen Tradition oder ein internationaler Vergleich der Trickster-Figur in den mündlichen Erzählungen.

Das 1. Kapitel beschäftigt sich sachkundig mit dem antiken Puppentheater, der Idolhandhabung und dem marionettenartigen Kinderspielzeug und stellt die wenigen Nachrichten aus Quellen zusammen, die sich mit der Existenz eines Schattentheaters eventuell in Zusammenhang bringen lassen (18-40). Die Hinweise auf die eleusinischen Mysterien und das Platonische Höhlengleichnis brauchen heute nicht mehr diskutiert zu werden. Interessant ist die Beistellung russischer Bibliographie zu dem Thema. Jedes Kapitel ist von Fußnoten mit ausführlichen Verweisen beschlossen. In ähnlicher Weise geht auch das 2. Kapitel zu Byzanz vor (41-62); die älteren Theorien werden mit der nötigen Vorsicht zitiert. Ein 3. Kapitel beschäftigt sich mit den Herkunftstheorien des rezenten griechischen Schattentheaters (63-73).

Auf die eher historischen Kapitel folgen die systematischen: zuerst zum Figuresystem des neugriechischen Schattentheaters (74-118) mit individueller und typisierter Witzlage, Dialogbeispielen, absichtlichen und unabsichtlichen Missverständnissen, Charakterisierung der Einzelfiguren, das Motiv des Hungers, der Prahlerei und weiteren Motiven; dieses Kapitel endet in einem Vergleich mit dem osmanischen Karagöz und dem hellenistischen Masken-Katalog von Pollux. Ein weiteres Kapitel geht auf Sujet und Kompositionstechnik der Stücke ein (119-154): die drei Stückkategorien und ausgewählte Einzelwerke. Das folgende Kapitel beschäftigt sich mit textlichen Analoga der Witzerzeugung in einem typologischen Vergleich mit der aristophanischen Komödie und etwa der Sprachkomödie „Korakistika“ von I. R. Neroulos (1811; 155-183), wo v. a. auf die Verballhornungen und Sprachmissverständnisse eingegangen wird sowie auf die Dialekthandhabung bei den Dialekttypen. Die interessante Monographie, die auch sprachwissenschaftliche Thematiken der diachronischen Gräzistik anschneidet, endet mit der reichhaltigen Bibliographie (184-194) und dem Bildteil.

Durch die Verbindung mit der russischen Bibliographie und Literaturtheorie² gewinnt die griechische Schattenspielforschung einen etwas differenten Zugang zu Kernfragen der sprachlichen Improvisation sowie eine typologische Komparation mit dem internationalen Trickster-Phänomen der Oralerzählungen sowie eine Auseinandersetzung mit vergleichbaren Themen, Figuren und Techniken der Lacherzeugung in der griechischen Tradition seit der Antike.

Athen, Wien

Walter Puchner

¹ Vgl. z. B. das Kongressreferat, unter <www.eens-congress.eu/?main_page=1&main_lang=de&eensCongress_cmd=showPaper&eensCongress_id=235>, 17.3.2017.

² Z. B. Olga M. FREJDENBERG, *Mif i literatura drevnosti*. Moskva 1978; *DIES.*, *Mif i teatr. Lekcii po kursu Teorija dramy dlja studentov teatral'nyh vuzov*. Moskva 1988; *DIES.*, *Poëtika sjužeta i žanra*. Moskva 1997.

Von Hora, Doina und Lautaren. Einblick in die rumänische Musik und Musikwissenschaft. Hg. Thede Kahl. Berlin: Frank & Timme 2016 (Forum: Rumänien, 33). 623 S., zahlr., teils farb. Abb., Musiknoten, 2 CD, ISBN 978-3-7329-0310-8, € 68,-

Aus einer Tagungsreihe „Forum Rumänien“ in Wien ist vorliegender umfangreicher Band zu Volks- und Kunstmusik und Musikwissenschaft in Rumänien mit seinen 32 Beiträgen entstanden. Der Titel freilich verweist auf die Volksmusik. In einer kurzen Einleitung (11-21) erklärt der Herausgeber die verwendeten Begriffe: *horă* als balkanweiter Reigentanz mit z. T. asymmetrischen Rhythmen, *doina* als Balladenform mit der charakteristischen Tonlage

einer reflektiven und emotionalen Melancholie, und *lăutari* (*lăută* als Geige) als herumziehende professionelle Zigeunerensembles der Volksbelustigung, die früher bei Dorf- und Familienfeierlichkeiten aufspielten (unter den Phanarioten auch Musiksklaven am Hof), mit einem hybriden balkanweiten und mitteleuropäischen Repertoire. Das Professionym ist nicht eng als Ethnonym zu verstehen. Die Reihe der Beiträge führt von Volksmusik und Kirchengesang zu Kunstmusik und Musikwissenschaft, und ist nicht hermetisch eng an Rumänien gebunden.

Der 1., einer der umfangreichen Beiträge, von MARIAN LUPAȘCU, „Folklorul românesc. De la cântări medievale la variante actualizate“ (23-52) gibt einen Überblick über die Instrumente (v. a. die Flötenformen bis zu den alphornähnlichen Gebilden wie *bucium*, Dudelsack), *doina*-Lieder und andere Lied- und Tanzformen (mit Auffistung der Aufnahmen). Ihm folgt der Kirchenmusik-Spezialist NICOLAE GHEORGHÎĂ mit „Codices and Musicians in the Communion Chants' Repertoire during the Turcocracy (1453-1821). Case Study: Sunday – Koinonikon“ (53-66)¹; zur Salonmusik in der Phanariotenzeit und zur 1. Hälfte des 19. Jh.s CONSTANȚA VÎNTILA-GHIȚULESCU (67-78). In die Antike entführt uns RICHARD WITT, „Daphnis, Chloe, Shepherd Music, and the Sound of the *Nai*“ (79-100) und referiert über die musikologischen Informationen im bukolischen Roman von Longus. Zur nationalen Instrumentalisierung von Volksmusiksammlungen im 19. Jh. äußert sich MAURICE MENGEL, „Political Modes of Musical Representation. Romanian Folk Music Anthologies 1830s-1910s“ (101-121, zu Alecsandri, Kogălniceanu u. a.). Kurz hält sich SPERANȚA RĂDULESCU, „Oral Musics in Contemporary Romania: a Few Particularities. The 'Ideal' Past“ (123-128) und benennt die rezenten Entwicklungen: Professionalisierung, Stadtmusik, Eingliederung in größere regionale Identitäten, Hybridisierung des Repertoires und Sanktifizierung der Folklore in der kommunistischen Ära. Eine Reihe von Fallstudien bringt MARGARET H. BEISSINGER, „Romani Performance and the Music of Celebration. Traditional Weddings in Pre- and Post-1990 Southern Romania“ (129-141)²: Es geht um die Hybridform der *manele*, ähnlich der bulgarischen *čalka*.³ Traditioneller geben sich MIRELA KOZLOVSKY, „Zur traditionellen Musik der Meglenorumänen aus Cerna“ (143-153) und ANCA GIURCHESCU, „Enacting Tradition. The *ora* – Event Marker of Ethnic and Cultural Adentity of the Vlachs Settled in Denmark“ (155-165). Über *colinde*-Ansingelieder im Kreis Covasna berichtet CONSTANTIN SECARĂ (167-193); ebenfalls zu *carol*-Formen in einem umfangreichen Beitrag THEDE KAHL und RĂSVAN ROȘU (195-240); zu den Ansingeliedern der Meglenorumänen VIRGIL COMAN (241-262), hier auch griechische *kalanda* und bulgarische *koleda*.

Vergleichend angelegt ist die Studie von ILEANA CORNESCU, „Liebesausdrücke in rumänischen und deutschen Volksliedern. Eine Analyse unter Vergleichskategorien der Direktheit“ (263-299). Den Übergang zur Kunstmusik bringt dann FRANZ METZ, „Franz Liszt und seine Lăutari. Eine Spurensuche nach den Konzerten Liszts 1846-47 auf dem Gebiet des heutigen Rumänien“ (301-313), gefolgt von RALUCA ȘTIRBĂȚ, „George Enescu ‚Klaviersuite‘ in D-Dur, op. 10 Nr. 2 (Des cloches sonores, 1903) – Eine einzigartige Verschmelzung von Impressionismus, Neobarock, Spätromantik und rumänischem Melos“

(313-341) und OLGUȚA LUPU, „Symphonie No. 3 by Tiberiu Olah – Analysis and Re-interpretation of a Beethovenian Work“ (343-352), während sich FLORINELA POPA mit dem Komponisten Mihail Jora auseinandersetzt („Elements of a Postmodernism *avant la lettre*. Case Study“, 353-362). Mit dem Drehkreuz Siebenbürgen zwischen Ost und West befasst sich CARMEN DANIELA, „Siebenbürgen als Beispiel einer Symbiose europäischer Musikkulturen“ (363-380, Musikbeispiele auf CD). Auch für die Theatergeschichte interessant ist der Artikel von HAIGANUȘ PREDĂ-SCHIMEK, „Die Musikerfamilie Wachmann im Bukarest des 19. Jahrhunderts“ (381-403): Wachmann war Dirigent bei verschiedenen deutschen und französischen Theatertruppen, beim ersten rumänischen Theater von Costache Caragiale, Leiter der Musiksektion des Nationaltheaters 1855-1858 und bei Matei Millo, späterhin Gründer des ersten Symphonieorchesters. Es geht weiter mit Persönlichkeiten der Musikschöpfung: CHRISTINE PAPP, „Béla Bartók, die Volksmusik und die Politik“ (405-429), CHRISTINE STIEGER, „Franz Xaver Dressler (1898-1981). Bild eines schöpferischen Menschen im Kontext der Zeitgeschichte“ (431-443, über den Gründer des „Brukenthalchors“ 1922 und des „Bach-Chors“ 1931 in Hermannstadt); zum Buffon in der zeitgenössischen rumänischen Musik CSILLA CSÁKÁNY (445-460).

Gleich zwei Beiträge sind der Integrationsfigur Dimitrie Cantemir (1673-1723) gewidmet, und zwar aus musikologischer Sicht: ODETTE ARHIP, „Dimitrie Cantemir and the Beginning of European Musicology“ (461-468), und weit ausführlicher, auch auf Biographie und Gesamtwerk eingehend RAINER REDL, „Dimitrie Cantemir und das ‚Buch der Musikwissenschaft‘“ (469-511): Sein Notationssystem ermöglichte erst die Aufzeichnung und Reproduktion der osmanischen Musiktradition; er war sowohl Instrumentenspieler wie Musiktheoretiker. Cantemir „Kitâb-ı edvâr“ erlaubt sowohl die Notation der Melodienführung des *makam* wie die komplizierten Rhythmen des *usul*. Durch seine Notenschrift wurden viele Instrumentalstücke für die Nachwelt erhalten.⁴

HEINZ PANTELEYMON GSTREIN berichtet dann über „Die Bedeutung des Athos für die rumänische Kirchenmusik. Von Ioan Cucuzel bis zum Schitul Sfântul Dimitrie“ (513-528), das ist von ca. 1280-1360 bis in die Gegenwart. Einen völlig anderen Themenkreis schneidet PETER MARIO KREUTER an: „Prolegomena zu einer vergleichenden Kulturgeschichte der südosteuropäischen Nationalhymnen. Mit einem besonderen Fokus auf die rumänische Hymnengeschichte“ (529-541). Das ist ein interessantes und wenig erforschtes Thema für die Komparatistik, denn immer noch werden Nationalhymnen gesungen, die weder textlich / inhaltlich noch in ihrem spätromantischen Musikpathos irgend etwas mit der Gegenwart zu tun haben, sozusagen Schall-Relikte einer anderen Zeit.⁵ Dann geht es mit großen Schritten dem Ende zu: MĂDĂLINA DIACONU, „Ciorans romantische Metaphysik der Musik“ (543-563); GERDA LECHLEITNER, „‚Rumänisches‘ im Wiener Phonogrammarchiv“ (565-574); STELIAN MĂNDRUȚ, „Studierende aus Rumänien an der Hochschule für Musik und darstellenden Kunst in Wien (1867-1918)“ (575-588); MARINA CAP-BUN, „Muzica românească în Portofoliul Muzical European“ (589-605); schließlich ANA SZILÁGYI, „Die Auseinandersetzung mit der Naturwissenschaft – eine Reaktion des Komponisten Aurel Stroe auf die politische Situation?“ (607-615).

Damit ist man beim Autorenverzeichnis angelangt und bewundert die editorische Leistung von Petra Himstedt-Vaid, die in einer nachträglichen Danksagung (623) noch gewürdigt wird. Das hybride Material mit seiner ausufernden Thematik lässt sich wohl nicht besser strukturieren; wichtiger ist sicherlich, dass solche Sammelbände überhaupt erscheinen können, denn sonst hätten manche dieser Beiträge das Licht einer mitteleuropäischen Öffentlichkeit vermutlich nicht erblickt. Insofern ist auch dem Verlag für dieses reichhaltige und in seiner Aufmachung ansprechende Buch zu danken, wie auch dem Herausgeber, der sich auf dieses Unternehmen eingelassen und es mit Erfolg zu Ende geführt hat. Die Ethnomusikologie, Balkanologie und Musikwissenschaft wird es ihm zu danken haben. Die beigegebundenen Compact-Disks entschädigen mit ihrem Hörgenuss für jegliche Lesemühe. Doch Sammelbände sind ohnehin für selektiven Gebrauch gedacht, und außer dem Rezensenten wird wohl niemand den umfangreichen Band von Anfang bis zum Ende durchlesen.

Athen, Wien

Walter Puchner

¹ Vgl. auch meine Anzeige in *Südost-Forschungen* 72 (2013), 625f.

² Vgl. auch ihre Monographie Margaret H. BEISSINGER, *The Art of Lautar. The Epic Tradition of Romania*. New York 1991.

³ Dazu auch Vesa KURKELA, *Bulgarian Chalga on Video. Oriental Stereotypes, Mafia Exoticism, and Politics*, in: Donna A. BUCHANAN (Hg.), *Balkan Popular Culture and the Ottoman Ecumene. Music, Image, and Regional Political Discourse*. Lanham/MD 2007, 143-173; Donna A. BUCHANAN, *Wedding Musicians, Political Transition, and National Consciousness in Bulgaria*, in: Mark SLOBIN (Hg.), *Returning Culture. Musical Changes in Central and Eastern Europe*. Durham/NC 1996, 200-230.

⁴ Dazu Walter FELDMAN, *Music of the Ottoman Court. Makam, Composition and the Early Ottoman Instrumental Repertoire*. Berlin 1996; Gültekin ORANSAY, *Die traditionelle türkische Kunstmusik*. Ankara 1964; DERS., *Die melodische Linie und der Begriff Makam der traditionellen türkischen Kunstmusik vom 15. bis zum 19. Jahrhundert*. Ankara 1966; Eugenia POPESCU-JUDETZ, *Prince Dimitrie Cantemir. Theorist and Composer of Turkish Music*. Istanbul 1999, Kurt REINHARD / Ursula REINHARD, *Musik in der Türkei, Bd. 1: Die Kunstmusik*. Wilhelmshaven 1984.

⁵ Dazu Ulrich RAGOZAT, *Die Nationalhymnen der Welt. Ein kulturgeschichtliches Lexikon*. Freiburg/Bg., Basel, Wien 1982; Harry D. SCHURDEL, *Nationalhymnen der Welt. Entstehung und Gehalt*. Mainz 2006; Vilmos VOIGT, ‚Gott erhalte...‘ und andere soziosemiotische Glückwünsche. Aus der bunten Geschichte europäischer Nationalhymnen, in: Wolfgang DAHMEN u. a. (Hgg.), *Grenzüberschreitungen. Tradition und Identitäten in Südosteuropa*. Festschrift für Gabriella Schubert. Wiesbaden 2008, 679-685.